

medien

Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart

& zeit

**Thema:
Kommunikation in
Vergangenheit, Gegenwart
und Zukunft**

**Konjunktoren, Kontexte,
Kontinuitäten**

Gleichsam Anfang und Ende

Wer hat, dem wird gegeben

„Feuer und Schwert im Sudan“

**Wir bergen moralische Größe
aus der Geschichte**

Binge-Watching 3.0?

**Nachwuchsförderpreis der FG
Kommunikationsgeschichte
(DGPuK):**

**Erich Everth –
Wissenstransformationen
zwischen journalistischer Praxis
und Zeitungskunde**

3/2016

Jahrgang 31

medien & zeit

Inhalt

Konjunkturen, Kontexte, Kontinuitäten Thomas Birkner & Christian Schwarzenegger.....	5
Gleichsam Anfang und Ende Gaby Falböck & Christina Krakovsky.....	17
Wer hat, dem wird gegeben Beatrice Dernbach.....	30
Rundfrage.....	43
„Feuer und Schwert im Sudan“ Lisa Hoppel.....	53
Wir bergen moralische Größe aus der Geschichte Karl-Leontin Beger.....	64
Binge-Watching 3.0? Stefan Sulzenbacher.....	78
Nachwuchsförderpreis der FG Kommunikationsgeschichte (DGPUK) Erich Everth – Wissenstransformationen zwischen journalistischer Praxis und Zeitungskunde Erik Koenen.....	93
Rezensionen.....	103

Impressum

MEDIENINHABER, HERAUSGEBER UND VERLEGER
Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung
(AHK)“, Währinger Straße 29, 1090 Wien,
ZVR-Zahl 963010743
<http://www.medienundzeit.at>

© Die Rechte für die Beiträge in diesem Heft liegen beim
„Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“

HERAUSGEBERINNEN

Gaby Falböck, Christina Krakovsky

REDAKTION BUCHBESPRECHUNGEN

Gaby Falböck, Roland Steiner, Thomas Ballhausen

REDAKTION RESEARCH CORNER

Erik Bauer, Christina Krakovsky, Barbara Metzler

LEKTORAT & LAYOUT

Diotima Bertel, Barbara Metzler &

Diotima Bertel, Christina Krakovsky

PREPRESS

Grafikbüro Ebner, Wiengasse 6, 1140 Wien,

VERSAND

ÖHTB – Österreichisches Hilfswerk für Taubblinde und

hochgradig Hör- und Sehbehinderte

Werkstätte Humboldtplatz 7, 1100 Wien,

ERSCHEINUNGSWEISE & BEZUGSBEDINGUNGEN

medien & zeit erscheint vierteljährlich gedruckt und digital.

Heftbestellungen:

Einzelheft (exkl. Versand): 6,50 Euro

Doppelheft (exkl. Versand): 13,00 Euro

Jahresabonnement:

Österreich (inkl. Versand): 22,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 30,00 Euro

Jahresabonnement für StudentInnen:

Österreich (inkl. Versand): 16,00 Euro

Ausland (inkl. Versand auf dem Landweg): 24,00 Euro

Info und Bestellung unter abo@medienundzeit.at

sowie auf <http://www.medienundzeit.at>

Bestellung an:

medien & zeit, Währinger Straße 29, 1090 Wien

oder über den gut sortierten Buch- und Zeitschriftenhandel

ADVISORY BOARD

Prof. Dr. **Stefanie Aeverbeck-Lietz** (Bremen),

Prof. Dr. **Markus Behmer** (Bamberg),

Dr. **Thomas Birkner** (Münster),

Prof. Dr. **Hans Bohrmann** (Dortmund),

Prof. Dr. **Rainer Gries** (Jena, Wien),

Univ.-Prof. Dr. **Hermann Haarmann** (Berlin),

Prof. Dr. **Susanne Kinnebrock** (Augsburg),

Univ.-Prof. Dr. **Arnulf Kutsch** (Leipzig),

Prof. Dr. **Maria Löblich** (Berlin),

Univ.-Prof. Dr. **Ed Mc Luskie** (Boise, Idaho),

Dr. **Corinna Lüthje** (Rostock),

Prof. Dr. **Rudolf Stöber** (Bamberg),

Prof. Dr. **Martina Thiele** (Salzburg)

VORSTAND DES AHK:

Dr. **Gaby Falböck** (Obfrau)

Univ.-Prof. Dr. **Wolfgang Duchkowitz** (Obfrau-Stv.)

a.o. Univ.-Prof. Dr. **Fritz Hausjell** (Obfrau-Stv.)

Dr. **Christian Schwarzenegger** (Obfrau-Stv.)

Mag. **Christina Krakovsky** (Geschäftsführerin)

Barbara Fischer, Bakk. (Geschäftsführerin-Stv.)

Dr. **Norbert P. Feldinger** (Kassier)

Mag. **Bernd Semrad** (Kassier-Stv.)

Mag. **Diotima Bertel** (Schriftführerin)

Irina Pöschl, Bakk. (Schriftführerin-Stv.)

Mag. **Roland Steiner**

Ing. MMag. Dr. **Johann Gottfried Heinrich**, BA

Dr. **Erich Vogel**

ISSN 0259-7446

Editorial

30 Jahre *medien & zeit!* Der Geburtstag bietet nicht nur Anlass um zu Feiern und gemeinsam mit langjährigen WegbegleiterInnen und MitstreiterInnen im Hier und Jetzt über Vergangenes wie Zukünftiges zu reflektieren. Die Publikationsgeschichte dieser, seit 1986 bestehenden Wiener Fachzeitschrift, erlaubt es ein Profil dieser Zeitschrift und des dahinterstehenden HerausgeberInnenkreises zu zeichnen.

Streitbar und konfrontativ war *medien & zeit* seit seiner Gründung: In den Anfangsjahren griff die Zeitschrift neue und wunde Punkte der Gesellschaft antastende Themen wie Exiljournalismus (Ausgabe 1/1988, 2/1988) und Antisemitismus in der österreichischen Presse der Vergangenheit wie der Realität der 1980er Jahre (3/1988) auf. Nationalsozialistische Kontinuitäten in den Berufsbiographien österreichischer JournalistInnen wurden ebenso wenig unter den Teppich gekehrt (1/1989, 3/1995) wie die problematischen Geschichten der eigenen „Mütter“ und „Väter“ und VordenkerInnen die im Fach Kommunikationswissenschaft großteils unhinterfragt blieben (2-3/2002). Das Aufgreifen dieser Themen in diesen Zeiten erforderte vor allem Mut, Wachheit und Wille zur Aufklärung in Wissenschaft wie Gesellschaft – eine Aufgabe, der sich die Mitglieder erster Stunde im Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung verpflichtet fühlten.

Gar nicht von gestern! Ein kursorischer Blick auf die Themen der Hefte in den letzten Jahren zeigt, die das Journal aktuelle gesellschaftliche Debatten aufgriff und in geschichtlichen Kontext einband. Nach Ende des ersten Jahres der Wirtschaftskrise 2009 lieferte *medien & zeit* mit dem Thema „Versatzstücke einer Kommunikationsgeschichte der Armut“ einen historischen Blick auf Krisen und deren Auswirkungen (1/2010). Die Aufdeckung der Aktivitäten des amerikanischen Geheimdienstes, benannt mit NSA Affäre, die hiesigen Diskussionen über die Aufhebung des Amtsgeheimnisses nahm *medien & zeit* zum Anlass um über den Terminus „Geheimnis“ theoretisch wie praktisch nachzudenken (2/2014). Die innerhalb und außerhalb der Kommunikationswissenschaft aufflackernde Debatte um die Popularisierung von Wissenschaft zog 2012 nicht nur die Gründung der ad hoc Fachgruppe „Wissenschaftskommunikation“ innerhalb der „Deutschen Gesellschaft für

Publizistik- und Kommunikationswissenschaft“ (DGPK) nach sich. Es führte mit der Ausgabe 4/2013 auch zu einem Themenheft „Wissenschaftskommunikation historisch betrachtet“, herausgegeben von Fachgruppensprecherin Corinna Lühje. Nachhaltigkeit, Verantwortung und Corporate Social Responsibility sind Begriffe, die in Anbetracht der nach wie vor anhaltenden ökonomischen Krise und ihrer Folgen gesellschaftlich virulent sind. Dass und wie man diese neuen Begriffe und Debatten auch historisch angehen kann, ist in *medien & zeit* Ausgabe 1/2014 nachzulesen.

Vielfältig auf der Materialebene: Wenngleich eine konsequente Geschichtsschreibung vieler Medientypologien bislang ausständig ist, bietet *medien & zeit* streiflichtartige Ausleuchtungen von Radio- (2/2004) und Fernsehgeschichte (3/1998, 2/1999, 3/2005) sowie in der internationalen Perspektive 2/2005 und 2/2008). Filmgeschichte ist in den Ausgaben 4/1996, 3/1997, 2/2001, 4/2002 und 1/2003 (Stummfilm) nachzulesen. Selbstständig und nachlässig befasste mediale Angebote wie Karikatur (1/1991) und Comic (3/2001) wurden in *medien & zeit* befasst. Erste Ansätze zur historischen Auseinandersetzung mit dem Internet finden sich in der Ausgabe 2/2013. Diese sollen als Auftakt für künftige Auseinandersetzungen von *medien & zeit* mit Online-Plattformen und -Angeboten begriffen werden.

Gegen den Vorwurf der Theorielosigkeit von Geschichte versucht sich *medien & zeit* seit jeher zu behaupten. Debatten über theoretische Zugänge und (Rund-)Fragen zur Selbstverortung begleiten die Zeitschrift seit ihrem Bestehen. Feministische Ansätze der historischen Forschung etwa finden sich bereits in der Ausgabe 1/1995 dann wiederum in 2/2000 sowie 3/2009. Dass Erinnerungen und Erinnerungskultur auch mit populärkulturellen Parametern betrachtet werden kann, führt *medien & zeit* 4/2009 vor. Nicht zuletzt greift die Zeitschrift Ansätze der Unterhaltungsforschung als Rahmen für kommunikationsgeschichtliche Auseinandersetzung auf: Anrührung mit Kitsch und Kult (4/2012 und 1/2013), Lachen in der Themenausgabe Humor (3/2014) oder der Diskussion um Pornographie (2/2015). Mehr zu Liebe in all ihren medialen Ausprägungen, aber auch Horror und Spannung werden folgen.

Eine solche Rückschau auf fundierte Grundfeste zu stellen, haben sich die Herausgeberinnen vorliegender Ausgabe im zweiten Beitrag zur Aufgabe gemacht. Die inhaltsanalytische Auswertung der vergangenen drei Jahrzehnte liefert Erkenntnisse zu AutorInnen, deren institutionelle und fachdisziplinäre Anbindung und ebenso zu inhaltlichen Entwicklungssträngen, theoretischen Einbettungen und Herangehensweisen, die in *medien & zeit* Einzug gefunden haben.

Das Jubiläum gab gleichermaßen den Ausschlag dafür das sich im Werte- und Bedeutungswandel befindende Feld der wissenschaftlichen Publikationspraxis etwas breiter auszuleuchten und darüberhinaus die historische Kommunikationsforschung an sich differenziert in den Blick zu nehmen. Thomas Birkner und Christian Schwarzenegger stellten sich in ihrem Beitrag der Herausforderung den Werdegang der historischen Kommunikationswissenschaft in den vergangenen 30 Jahre nachzuzeichnen. Dabei spürten sie internationalen wie interkulturellen Aspekten nach, bieten Einblicke in institutionelle Anbindungen und verfolgten Konjunkturen inhaltlicher Auseinandersetzungen.

Anschließend beschäftigt sich Beatrice Dernbach grundlegend in ihrem Beitrag mit der Frage nach Publikationsverhalten und zusammenhängender Reputation von WissenschaftlerInnen unter besonderer Berücksichtigung genderspezifischer Divergenzen. Mit kritischem Blick geht Dernbach den Fragen nach, wie sich die Unterrepräsentanz von Frauen im Wissenschaftssystem in ihrem öffentlichen und fachinternen Auftreten niederschlägt und welche Rollen Fach- wie Massenmedien dabei einnehmen.

Zurückgeblättert im Archivbestand der *medien & zeit* fällt besonders eine Rubrik in den Blick, die einiges an Aufmerksamkeit auf sich zog: die Rundfrage. Diese Tradition wieder aufgreifend, wenn diesmal auch in dem Anlass zu verdankender festlicheren Fassung, kommen im folgenden Abschnitt dieser Ausgabe jene Personen ganz persönlich zu Wort, die den Werdegang der Zeitschrift *medien & zeit* maßgeblich begleiteten und unterstützten. Impuls waren Fragen zur individuellen Geschichte mit dem Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung bzw. *medien & zeit*, aber auch welchen Aufgaben sich die historische Kommunikationsforschung künftig stellen sollte. Ergebnis ist eine Folge kurzwei-

liger Statements zwischen spritzigen Erzählung und einträglichen Anregungen.

Der zweite Teil der vorliegenden Ausgabe ist der jungen Wissenschaft gewidmet. Nicht erst seit gestern fungiert *medien & zeit* als Arbeits- und Erfahrungsfeld wie Publikationsplattform für den wissenschaftlichen Nachwuchs. Das lässt sich anhand der Biographien engagierter langjähriger Mitglieder des Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung ebenso nachvollziehen, wie es sich im Moment anhand der Aktivitäten der jüngsten Mitglieder ablesen lässt.

Den NachwuchswissenschaftlerInnen soll weiterhin eine prominente Stelle in *medien & zeit* zukommen. Um diesen Worten auch Gehalt zu geben, werden in dieser Ausgabe auch Beiträge von WissenschaftlerInnen publiziert, die diese auf der ersten „under.docs – Fachtagung junger Medien- und Kommunikationswissenschaft“ 2015 vorgestellt haben.

Lisa Hoppel, Studentin der Globalgeschichte und Global Studies in Wien, liefert in ihrem Beitrag eine Werk- und Kontextanalyse gestützt auf ihre Bakkalaureats-Arbeit. Darin zeigt sie den Werdegang der Publikation *Feuer und Schwert im Sudan* von Rudolph Slatin Pascha, der als junger Mann aus Österreich 1878 in ägyptische Dienste trat und persönliche wie militärische Beobachtungen in seinem Werk dokumentierte. Hoppel arbeitet heraus wie (gesellschafts-)politische Vereinnahmungen zu unterschiedlichen Textbearbeitungen führten. Sie illustriert wie und warum, die Publikation in einem Zeitraum von 100 Jahren von einem Erfahrungsbericht zu einem Jugendbuch bzw. einer Erzählung modifiziert wurde.

Karl-Leontin Beger, Studierender am Wiener Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft, beleuchtet in seinem Beitrag medienwirksame Aktionen des vornehmlich in Deutschland aktiven „Zentrum für politische Schönheit“, die sich in avantgardistisch, liberal-demokratischer Manier um internationale Solidarität bemühen. In seiner kritischen Auseinandersetzung mit ausgewählten, zeitgeschichtlichen Projekten, die er im Rahmen seiner Magisterarbeit anstellt, zeigt Beger nicht nur das Potential politischer Kunstinszenierungen, sondern problematisiert mediale Verarbeitungsprozesse und (schein-)partizipative Ansätze etwa durch rein digitaler Anteilnahme an Protesten via „Klickkultur“.

Bisherige Ergebnisse seiner Dissertation stellt Stefan Sulzenbacher im anschließenden Beitrag vor. Der Wiener Theater-, Film-, und Medienwissenschaftler nimmt Transformationen von vergeschlechtlichten Fernsehereignissen am Beispiel des 2014 veranstalteten *House of Cards*-Binge-Events und zugehörige Werbestrategien des selbsttitulierten „Männer-Senders“ *ProSieben MAXX* in den Blick. Eingebettet werden historische Entwicklungen medialer Nutzungsformen und zusammenhängende als geschlechtsspezifisch konstruierte Verteilungsprozesse von Handlungsmacht.

Abschließend freut es die Herausgeberinnen den Beitrag auf Grundlage der Dissertation von Erik

Koenen vorstellen zu können. Die am Leipziger Institut für historische und systematische Kommunikationswissenschaft approbierte Arbeit wurde 2016 mit dem Nachwuchsförderpreis der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der DGPuK ausgezeichnet. In seiner fundierten, materialreichen, biographischen Untersuchung liefert Koenen fachhistorisch relevante Aufschlüsse zum Journalisten und Zeitungskundler Erich Everth (1878-1934).

Umfangreiche Lektüre bietet vorliegendes Heft zum 30-Jahr-Jubiläum, zu der wir spannendes und kurzweiliges Lesevergnügen wünschen,

Gaby Falböck & Christina Krakovsky

Konjunkturen, Kontexte, Kontinuitäten

Eine Programmatik für die Kommunikationsgeschichte im digitalen Zeitalter

Thomas Birkner, Universität Münster & Christian Schwarzenegger, Universität Augsburg¹

Abstract

Der Beitrag skizziert zunächst einen kursorischen Rückblick auf die letzten drei Jahrzehnte kommunikationshistorischer Forschung. Kommunikationsgeschichte wird dazu als ein Denkstil und eine intellektuelle Perspektive innerhalb der Kommunikationswissenschaft verstanden. Der Aufsatz bietet Überblick zur Institutionalisierung dieses Denkstils im deutschsprachigen Fach sowie über jüngere und jüngste thematische Schwerpunktsetzungen innerhalb der Kommunikationsgeschichte, speziell in Gestalt der Aktivitäten der DGPK-Fachgruppe. In einem zweiten argumentativen Schritt werden dann programmatisch drei Bereiche erörtert, die auf der Agenda der kommunikationshistorischen Forschung in den nächsten Jahren eine Rolle spielen werden und eine Rolle spielen müssen, um die Relevanz der Kommunikationsgeschichte für das Fach zu erhalten, zu stärken und gegenüber der Kollegenschaft zu vermitteln.

2016 ist in vieler Hinsicht ein Jahr der Rückschau. Das gilt auch und besonders in unserem Fach, das sich im deutschsprachigen Raum und darüber hinaus mit zahlreichen und verschiedenartigen Jubiläen, Erinnerungsanlässen und Momenten der Selbstvergewisserung für die Kommunikationswissenschaft allgemein, aber auch der Kommunikationsgeschichte im Speziellen, konfrontiert sah und sieht. Exemplarisch sei hier zunächst auf die Deutsche Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) und ihre Jahrestagung in Leipzig verwiesen, die anlässlich der hundertsten Wiederkehr der Gründung des ersten (damals noch) zeitungswissenschaftlichen Instituts im deutschsprachigen Raum, intensiv Rückschau auf die eigene Geschichte, den Status und die Relevanz des Faches im Wandel der Zeit genutzt hat. Auch haben etwa im *Aviso*, dem Informationsdienst der DGPK auf unsere Einladung hin (Birkner & Schwarzenegger, 2016), namenhafte WissenschaftlerInnen aus dem Fach, aus dem Ausland und aus Nachbardisziplinen über den Stellenwert der Kommunikationswissenschaft im Konzert der Wissenschaften rasiert. Die International Association for Media

and Communication Research (IAMCR) kehrte anlässlich eines runden Jubiläums mit dem Tagungsthema „Looking back, looking forward“ zurück ins britische Leicester und widmete sich dort neben der eigenen Geschichte als Organisation auch der Entwicklung des Faches seither und fortan. Im November 2016 wird sich in Prag die European Communication Conference der European Communication Research and Education Association (ECREA) ebenfalls mit der Frage von Kontinuität und Diskontinuität (im Fach und in von der Kommunikationswissenschaft untersuchten Phänomenen) befassen und damit die Erinnerung als Gegenstand der Kommunikationswissenschaft, wie auch die Erinnerung an die Kommunikationswissenschaft ins Zentrum rücken. In einem deutlich kleineren Rahmen traf sich Anfang des Jahres in München auf Einladung von Michael Meyen und Thomas Wiedemann eine Gruppe von einschlägig Interessierten, um über die Zukunft der kommunikationswissenschaftlichen Fachgeschichtsschreibung zu beratschlagen, was natürlich ebenfalls mit einer Leistungsschau des bisherigen und dem Blick zurück auf vorliegende Forschungen, Leistungen

¹ Die Autoren waren zu gleichen Teil am verfassen dieses Beitrags beteiligt.

und mögliche Irrwege einherging (Meyen, 2016). In dieser Reihe der Erinnerungsanlässe steht auch das Jubiläum von *medien & zeit*, das mit dem vorliegenden Heft begangen wird. 30 Jahre ist es her, dass die kommunikationshistorische Forschung im deutschsprachigen Raum eine publizistische Heimat gefunden hat. Ein solches Jubiläum, ein runder Geburtstag sozusagen, lädt stets zum Rückblick auf das Erreichte ein und zu einer Vorschau auf das noch zu Erreichende ein. Um einen solchen Rundumblick haben uns die Herausgeberinnen Gaby Falböck und Christina Krakovsky gebeten, und wir kommen dieser Bitte gerne nach. In diesem Beitrag wollen wir zweistufig argumentieren und erst einen kurzen – selbstredend nur kursorischen – Rückblick auf die letzten drei Jahrzehnte kommunikationshistorischer Forschung werfen. Dazu blicken wir erstens auf Kommunikationsgeschichte als einen Denkstil und eine intellektuelle Perspektive innerhalb der Kommunikationswissenschaft. Wir diskutieren damit verbunden den institutionellen Status der Kommunikationsgeschichte insbesondere innerhalb des deutschsprachigen Faches. Schließlich geben wir noch einen Überblick über jüngere und jüngste thematische Schwerpunktsetzungen innerhalb der (primär deutschsprachigen) Kommunikationsgeschichte in Gestalt der Aktivitäten der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte in der DGPK, der wir aktuell als Sprecher vorstehen. In einem zweiten argumentativen Schritt formulieren wir dann drei Bereiche, von denen wir meinen, dass sie auf der Agenda der kommunikationshistorischen Forschung in den nächsten Jahren eine Rolle spielen werden und eine Rolle spielen müssen, um die Relevanz der Kommunikationsgeschichte für das Fach zu erhalten, zu stärken und gegenüber der Kollegenschaft zu vermitteln.

Eine kurze Rückschau

Kommunikationsgeschichte als intellektuelle Perspektive der Kommunikationswissenschaft

In einer Rückschau auf die letzten Jahrzehnte kommunikationshistorischer Forschung ist es nicht schwierig, einen Bezug zu dem Jubilar, dem mit diesem Heft gedacht wird, herzustellen. Denn die Geschichte von *medien & zeit* und der Stand und Status der Kommunikationsgeschichte im deutschsprachigen Raum sind eng miteinander

verzahnt. Nicht umsonst ist die erste Ausgabe – das erste Doppelheft – von m&z bei der Tagung „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ (Bobrowsky & Langenbacher, 1987) vorgestellt worden, die von Stefanie Averbek-Lietz (2015) als ein Kristallisationspunkt einer kommunikationshistorischen Denkrichtung identifiziert wird. Im Fokus dieser Denkrichtung, die sich in jener Periode etablierte, und die in theoretischen Debatten von u.a. Kurt Koszyk und Winfried Lerg seit den ausgehenden 1970er Jahren „angeschoben“ (Averbek-Lietz, 2015, S. 252) worden war, stand die Überzeugung, dass nicht Pressestatistik und auch nicht Medien und ihre Technologien den Kern, Ausgangspunkt und Fokus einer historischen Beschäftigung mit Medienkommunikation bilden sollten. Stattdessen sollten die Prozesse zwischen kommunikativ handelnden Menschen in den Mittelpunkt rücken und somit eine Kommunikationsgeschichte als Sozialgeschichte modelliert werden (Averbek-Lietz, 2015, S. 252). Mediengeschichte wird – wenn Kommunikation als soziale Handlung begriffen wird – nach Rudolf Stöber (2013) somit zu einem Teilbereich einer größeren Kommunikationsgeschichte (S. 25-26), die neben der Mediengeschichte auch die Geschichte der öffentlichen Kommunikation als einen ihrer Teilbereiche ausweisen müsste. Kommunikationsgeschichte als Sozialgeschichte ist zugleich wiederum eng verbunden mit einer Kulturgeschichte des Kommunizierens (Gries, 2007), wie sie Rainer Gries ausbuchstabiert hat. Es ist dies – das mag uns heute nahezu selbstverständlich erscheinen – damit eine ganz spezifische Perspektive auf historische Kommunikation verbunden, die einerseits Prozesse des medienkommunikativen Wandels und andererseits des soziokulturellen Wandels zusammenführt. Notwendigerweise betrachtet eine Kommunikationsgeschichte in diesem Sinne ihren Gegenstand auch „non-media-centric“ (Hepp, 2010; Krajina, Moores & Morley, 2014; Moores, 2012; Morley, 2009), wie es im neueren theoretischen Diskurs heißt. Also unter hinreichender Berücksichtigung von historisch (jeweils aktuellen) Kontexten sowie sozialen und kulturellen Bedingungen der Medienutzung, des Medienhandelns oder der Gestaltung von Medieninhalten auf Seiten der Kommunikatoren und Medieninstitutionen, und des Wandels, der Transformation oder schlichtweg der Unterschiedlichkeit dieser Kontexte im synchronen Vergleich (zu verschiedenen historischen Zeitpunkten). Damit soll nicht gesagt werden, dass die Kommunikationsgeschichte durch ihre

starke Einbindung historischer Kontexte und Bedingungen das macht, was heute in anderen Bereichen des Feldes als Innovation oder Wiederbesinnung diskutiert wird. Es soll vielmehr gezeigt werden, dass die Denkrichtung Kommunikationsgeschichte in vielfacher Weise „Schnittstellen“ zu zeitgenössisch orientierten Bereichen des Faches (Averbeck-Lietz, 2015) aufweist. Sie kann zugleich dagegen immunisieren, einer „Logik des Neuen“ (Fickers, 2015, S. 277) anheim zu fallen und Phänomene auf Basis der Technizität der beteiligten Medien oder unter ausschließlicher Fokussierung auf die Medienzuhaltung oder den konkreten Medienkontakt hin zu denken. Kommunikationsgeschichte, wie sie sich in den letzten (gut) 30 Jahren als Denkrichtung etabliert hat, trachtet danach, Phänomene und Prozesse der gesellschaftlichen Kommunikation von Individuen, Kollektiven oder Institutionen in ihren Bedingungen, ihrem Verlauf und ihren Konsequenzen in je spezifischen sozialen und kulturellen Kontexten adäquat zu erfassen.

International können wir sehen, dass sich verschiedene Traditionen etabliert haben, wie historisch über Phänomene, Fragen und Probleme der (Medien-)Kommunikation nachgedacht wird. Dies lässt sich partiell entlang der unterschiedlichen internationalen Fachgesellschaften nachvollziehen. In der International Communication Association (ICA) ist die Kommunikationsgeschichte eine der jüngeren Fachgruppen – lange Zeit hatte man dort Geschichte als keiner eigenen Sektion bedürftig befunden und Historisches im geringen Maß als Querschnittsmaterie in anderen Bereichen mitverhandelt. Aktuell lässt sich dort eine Entwicklung beobachten, die Kommunikationsgeschichte aus dem Gründungszusammenhang der Division zu lösen und ihren Fokus von einem ursprünglich fast ausschließlichen Interesse an Fach- und Institutionalisierungsgeschichte der Kommunikationswissenschaft als akademischer Disziplin (oder einem akademischen Feld) (Cor-

ner, 2013; Nordenstreng, 2004, 2007; Pooley, 2016) hin zu breiteren Fragen von Medien, Kommunikation und damit verbundenen sozialen Prozessen in der Vergangenheit zu bewegen. Möglicherweise ist dies eine Entwicklung, die insbesondere im aktuellen Jahrtausend mit einer stärkeren tatsächlichen Internationalisierung der ICA und ihrer History Division zusammenhängt, während die fachhistorische Dominanz stark einem US-amerikanischen Gründungskern der Division und deren Forschungsschwerpunkten zu verdanken war.

Was entgegen der international durchaus prosperierenden kommunikationshistorischen Forschung und des hohen Maßes an perspektivischer wie auch personeller Überschneidungen noch aussteht, ist eine international oder transnational orientierte und argumentierende Kommunikationsgeschichte, die die üblicherweise vorherrschenden nationalen Perspektiven in der Kommunikations- und Mediengeschichtsschreibung zu überwinden hilft.

In der IAMCR, wo die (Kommunikations-)Geschichte bereits bei der Bildung der Organisation in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts eine der Gründungsfachgruppen war, war die Ausrichtung längere Zeit eher „klassisch historisch“, was auch durch die Benennung als History ohne Zusatz deutlich wird. In der insgesamt sehr jungen Europäischen Association, der ECREA, ist die Sektion für Kommunikationsgeschichte 2010 (mit einer Grundsteinlegung während der Tagung 2008)

unter intensiver deutscher Beteiligung gegründet worden: Klaus Arnold und Susanne Kinnebrock waren gemeinsam mit dem irischen Kollegen Paschal Preston die ersten Sprecher der Section in der ECREA. Ähnlich wie dies für den Beginn der DGPuK Fachgruppe Kommunikationsgeschichte 1991 überliefert wird, war auch bei der Gründung der ECREA-Sektion die Benennung als Kommunikations- und eben nicht Mediengeschichte nicht nur deliberativ, sondern mehr noch ein entscheidendes Element für die Beteiligung zahlreicher KollegInnen, die sich an einer Media History Gruppe nicht beteiligt hätten. Mit daran kann es liegen, dass auch in dieser europäischen Organisation ein sehr auf den Prozess der Kommunikation abzielendes Verständnis und auf die Bedeutung für das heute und die Erinnerung im heute ausgehendes Verständnis in den Themensetzungen der Section dominant ist. Kommunikationsgeschichte, so können wir sagen, bemüht

sich im kommunikationswissenschaftlichen Kontext eine „Versozialwissenschaftlichung“ zu erfahren und auf soziale Prozesse des Kommunizierens gerichtet zu denken. Außerdem gibt es noch historisch oder medienwissenschaftlich ausgerichtete Organisationen wie etwa die International Association for Media and History (IAMHIST). Allerdings sind die hier angeführten graduellen Unterschiede zwischen den Organisationen nicht als hermetisierend zu denken. Es gibt zwischen den genannten Fachgruppierungen sowohl in perspektivischer Hinsicht wie auch in den AkteurInnenkonstellationen beteiligter WissenschaftlerInnen breite Überlappungen und dichte Kooperationen. Dies mag nicht zuletzt daran liegen, dass die im deutschsprachigen Raum so intensiv zelebrierte Abgrenzung zwischen Kommunikations- und Medienwissenschaft jenseits der deutschen Sprachfamilie nicht nur wenig anzutreffen, sondern dort auch schwer zu vermitteln ist. Was entgegen der international durchaus prosperierenden kommunikationshistorischen Forschung und des hohen Maßes an perspektivischer wie auch personeller Überschneidungen noch aussteht, ist eine international oder transnational orientierte und argumentierende Kommunikationsgeschichte, die die üblicherweise vorherrschenden nationalen Perspektiven in der Kommunikations- und Mediengeschichtsschreibung zu überwinden hilft. Ein entsprechendes Projekt, das dies für den europäischen Fall versucht, ist derzeit im Entstehen: Das gerade entstehende *Handbook of European Communication History*, das von Arnold, Kinnebrock und Preston ediert wird, versucht in transnationalen AutorInnenteams eben keine nationalen Geschichten zu schreiben, sondern Phänomene im Zeitverlauf und über Grenzen hinweg analytisch nachzuspüren.

Kommunikationsgeschichte als institutionalisierter Bereich der Kommunikationswissenschaft

Wir haben bereits dargelegt, dass in den wichtigsten internationalen Fachgesellschaften und natürlich auch in der DGPK Fachgruppen bestehen, die sich mit der Kommunikationsgeschichte beschäftigen. Allerdings ist diese Form der Institutionalisierung eine, die zwar ein intellektuelles Forum zum Austausch zwischen interessierten KollegInnen ermöglichen und ebenso durch ihre Aktivitäten Interesse auch stimulieren und kanalisieren kann, jedoch hängt die Nachhaltigkeit solcher Impulse, der wirkliche Institu-

tionalisierungserfolg einer Perspektive im Fach, davon ab, ob daran auch Stellenaussichten und letztlich somit Professuren gebunden werden (Meyen, 2015).

Als Maria Löblich und Thomas Birkner 2015 für die Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der DGPK KollegInnen aus der deutschsprachigen und internationalen Fachgesellschaften in einem Debattenbeitrag zur Zukunft der Geschichte in der Kommunikationswissenschaft beizutragen (Löblich & Birkner, 2015), fiel das Urteil ambivalent aus. Michael Meyen skizzierte den Ist-Zustand mit drastischen Worten: „Der Patient ist tot“, schob aber ein für die Zukunft nicht zu pessimistisches „vorerst“ hinterher (Meyen, 2015). Während die Geschichte von Medien und Kommunikation in der deutschsprachigen Universitätslandschaft aus den Curricula und aus den Denominationen von Professuren verschwand (Meyen, 2015), werden Medien und Kommunikation gerade in großem Maße von der Geschichtswissenschaft entdeckt (Bösch, 2015). Außerdem erfreut sich die Communication History international immer größerer Beliebtheit. Fakt ist aber auch, dass viele der KollegInnen, die sich international und im Erstreckungsgebiet der DGPK mit Kommunikationsgeschichte beschäftigen, dies *auch* tun – neben einem anderen Forschungsschwerpunkt – und die Lehre, in der wie gesagt die historische Grundierung des Wissens sukzessive zurückgeht, bietet mit weniger werdenden Ausnahmen wenig Gelegenheit zur kommunikationshistorischen Betätigung. Allerdings, so zeigen KollegInnenberichte, erfreuen sich historisch geerdete Seminare bei Studierenden durchaus einer Beliebtheit, die teils darauf fußt, dass historische Arbeit oft eine materielle, konkrete und – trotz der oft großen zeitlichen Entfernung – lebensweltlich anschlussfähig oder als soziale Realität vermittelbar ist. Auch diese Entwicklung ist nicht ganz neu. Denn zu den großen Errungenschaften der kommunikationshistorischen Forschung der vergangenen 30 Jahre gehören sicherlich die umfangreichen Medien- und Pressegeschichten von Jürgen Wilke (Wilke, 2008) und Rudolf Stöber (Stöber, 2014), die sowieso zu den festen Säulen unserer Fachgesellschaft gehören, durch weitere unzählige Publikationen und ihre Teilnahme an der Treffen der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte. Beide haben stets kommunikationshistorisch geforscht, ohne dass ihre Professur entsprechend denominiert wäre oder war. Auch Horst Pöttker, der in seiner Forschung stets und auch als regelmäßiger

Beiträger in *medien & zeit* historisch gearbeitet hat, tat dies auf einer Professur für die Theorie und Praxis, nicht für die Geschichte des Journalismus. Darin eifern den Genannten etwa auch Susanne Kinnebrock, Stefanie Averbek-Lietz, Michael Meyen, Markus Behmer und Klaus Arnold nach, während Maria Löblich 2016 sogar auf eine Professur für Kommunikationsgeschichte und Medienkulturen an die FU Berlin berufen wurde. Da es neben den hier aufgeführten weitere KollegInnen gibt und auch am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und eben im Umfeld von *medien & zeit* nach wie vor Kommunikationsgeschichte im großen Stile betrieben wird, ist die Kommunikationsgeschichte zwar oft wenig institutionalisiert, personell aber nach wie vor recht gut aufgestellt. Damit dies auch so bleibt, ist in der Kommunikationsgeschichte in verschiedenen Kontexten die Nachwuchsförderung ein besonderes Anliegen. So gibt es in der ICA und der ECREA innerhalb der Communication History jeweils RepräsentantInnen des Nachwuchses, die zielgerichtete Aktivitäten verfolgen. In der DGPK gibt es das Nachwuchsforum Kommunikationsgeschichte, das ähnliche Tätigkeiten anstrebt und gemeinsam mit der Fachgruppe und dem Studienkreis Rundfunk und Geschichte das jährliche Medienhistorische Forum ausrichtet. Nach der Sprecherin Maria Löblich folgte Christian Schwarzenegger und derzeit wird das NAKOGE von Manuel Menke und Erik Koenen sozusagen in dritter Generation geführt. Darüber hinaus werden von der Fachgruppe (gefördert erst durch die Axel-Springer, nunmehr durch die Ludwig Delp-Stiftung) herausragende Abschlussarbeiten auf Master- und Promotionsniveau mit dem Nachwuchsförderpreis Kommunikationsgeschichte prämiert. Wieder zeigt sich die enge Bindung von *medien & zeit* an die Kommunikationsgeschichte, denn Beiträge der Prämierten werden jeweils in einer der Ausgaben publiziert. Die personell-institutionelle Situation ist also, wie so vieles in der Geschichte, ambivalent. Ermutigend ist, dass sich neben der nach wie vor wachsenden Akzeptanz der Geschichtsfachgruppen in internationalen und nationalen Kontexten auch solche WissenschaftlerInnen, die an sich nicht zu historischen Themen arbeiten, in verschiedenen Kontexten die Notwendigkeit und den Wert der Kategorie Zeit, der Dauer und Transformation von Prozessen und der historischen Einordnung erkennen und artikulieren (Hepp, Hjarvard & Lundby, 2015; Livingstone, 2015; Livingstone & Lunt,

2014; Stanyer & Mihelj, 2016). Bei der Jahrestagung der International Communication Association (ICA) 2016 in Japan wurde verkündet, dass diese größte Fachgesellschaft für Kommunikationswissenschaft weltweit bald ein fünftes Journal haben wird: *Communication History*. Damit bekommt *medien & zeit* weitere illustre internationale Gesellschaft, was der eigenen Entwicklung für die nächsten 30 Jahre sicherlich gut tun wird, aber auch zeigt, dass Kommunikationsgeschichte als Thema relevant ist, diese Relevanz auch gesehen wird und sich Strukturen bilden und Institutionalisierungen ergeben, um dieser Gewichtung nachzukommen.

Wir neigen daher dazu, uns der Diagnose von Michael Meyen nicht anzuschließen. Wir denken, der Patient lebt, er lebt aber auf andere Art, als wir das in klassischer Weise mit einem punzierten akademischen Schwerpunkt in der Geschichte und nur in der Geschichte vermuten würden. Gerade die Notwendigkeit, ein zweites akademisches Standbein zu bemühen, wenn man als junger Akademiker oder Nachwuchswissenschaftlerin im Fach reüssieren möchte, trägt nun unseres Erachtens dazu bei, dass die Themenstruktur der Kommunikationsgeschichte bunt ist und tendenziell noch bunter wird, historische Perspektiven auf unterschiedlichste Teil- und Spezialisierungsfelder der Kommunikationswissenschaft wirft und vielfältig in Kooperationen eingebunden ist.

Kommunikationsgeschichte als Geschichte der Vielfalt gesellschaftlicher Kommunikation

Welche Themenkonjunkturen waren im deutschsprachigen Raum in den vergangenen Jahren prägend? Schaut man etwa auf die Themen der Fachgruppentagungen und die entsprechenden Veröffentlichungen, so fällt zunächst eine große thematische Vielfalt auf sowie zahlreiche Kooperationen mit anderen kommunikationswissenschaftlichen Fachgruppen, (zeit)historischen Forschungseinrichtungen oder Rundfunk-Archiven und Forschungsstellen.

Die Kommunikationsgeschichte ist ja nicht gegenstandslos, sondern im Gegenteil gegenstandsoffen und kann sich entsprechend unterschiedlicher Felder annehmen und diese in historischer Perspektive betrachten – und diese Perspektive ist es häufig, die den jeweiligen Vertretern des Spezialisierungsbereiches fehlt. So sind in den zurückliegenden Jahren zum Beispiel „Historische Perspektiven auf den Iconic Turn“ (Arnold, Birkner,

Geise, Lobinger & Löblich, 2016) gemeinsam mit der Fachgruppe Visuelle Kommunikation eingenommen worden oder auch in internationaler Kooperation „Historical Perspectives on the Participation of Audiences in Social Communication“ – so der Untertitel der Tagung 2010, die zusammen mit der ECREA Section Communication History und dem Zentrum für Zeithistorische Forschung (ZZF) veranstaltet wurde. 2005 wurde gemeinsam mit der Fachgruppe Journalismusforschung ein Band zu „Wandel und Journalismus“ (Behmer, Blöbaum, Scholl & Stöber, 2005) herausgegeben, basierend auf einer gemeinsamen Tagung 2003. Außerdem wurden recht häufig Theorien, Methoden, Quellen und die Digitalisierung erörtert, so 2013 in Augsburg „Theorien des Medienwandels“ (Kinnebrock, Schwarzenegger & Birkner, 2015), 2011 in Berlin „Forschungsfelder, Methoden und Quellen im digitalen Zeitalter“ von der Pressegeschichte zur Webhistory, in Wien 2006 „Theorien und Methoden der Kommunikationsgeschichte“ (Arnold, Behmer & Semrad, 2008), sowie 2005 gemeinsam mit dem Deutsche Rundfunkarchiv in Wiesbaden „Quellen zur Kommunikationsgeschichte im Zeitalter digitaler Information“. Von Interesse waren etwa auch die räumliche Dimension, sei es die Kommunikationsgeschichte des Lokalen (2012 in Bamberg) oder wie jüngst die inter- und transnationale Dimension von historischen Kommunikationsprozessen und Medien. Ein Thema, das nicht nur die DGPK-Fachgruppe in diesem Jahr beschäftigt hat, sondern zugleich auch Gegenstand einer Konferenz der ICA war. Die zunehmende Aufmerksamkeit für Transnationalität und grenzüberschreitende Kommunikation (Löblich, Schwarzenegger & Trabert, 2010) oder europäische Perspektiven (Kinnebrock, McLuskie & Schwarzenegger, 2011a, 2011b), war auch in

Ein zentrales Moment dieser Rückschau auf die Vielfalt der Themen lässt sich für uns demnach daran festmachen, dass Kommunikationsgeschichte von der reinen historischen Pressestatistik und von der medienzentrierten Perspektive einer Mediengeschichte sich hin entwickelt hat zu einer Kommunikationsgeschichte, die versucht gesellschaftliche Kommunikation – öffentliche und darüber hinaus – als sozialen Prozess zu verstehen und eingebettet in soziokulturelle Kontexte zu besprechen und Medienentwicklung sowie Medienkommunikation als Motoren und Agenten des soziokulturellen Wandels zu begreifen, wo dies angemessen ist.

medien & zeit wiederkehrend zu finden und ist in den vergangenen 30 Jahren sicher als ein Begleitumstand der Zeit zu sehen. Nicht nur hat sich durch die Globalisierung, den Wegfall der klaren Blockteilung und schließlich auch medienkommunikativ die steigende translokale Konnektivität eine Kommunikationsgeschichte jenseits der Grenzen einerseits als eine inhaltliche Reaktion auf sozialweltliche Veränderungen und Entwicklungen aufgedrängt, wie sich andererseits auch für Fragen dieser Art neue Quellen eröffnen ließen und internationaler Austausch selbstverständlicher wurde. Ein zentrales Moment dieser Rückschau auf die Vielfalt der Themen lässt sich für uns demnach daran festmachen, dass Kommunikationsgeschichte von der reinen historischen Pressestatistik und von der medienzentrierten Perspektive einer Mediengeschichte sich hin entwickelt hat zu einer Kommunikationsgeschichte, die versucht gesellschaftliche Kommunikation – öffentliche und darüber hinaus – als

sozialen Prozess zu verstehen und eingebettet in soziokulturelle Kontexte zu besprechen und Medienentwicklung sowie Medienkommunikation als Motoren und Agenten des soziokulturellen Wandels zu begreifen, wo dies angemessen ist. Medialisierung war somit bei Tagungen (Arnold, Classen, Kinnebrock, Lersch & Wagner, 2010) und auch losgelöst davon (Bösch & Frei, 2006), ebenso wie die Mediatisierung (Hepp, 2015; Kortti, 2016; Krotz, 2015) wiederkehrendes Thema, Bezugsgröße oder Fluchtpunkt kommunikationshistorischer Forschung. In überaus anschaulicher Weise hat Stefanie Averbek-Lietz (2015) diese Genese der Kommunikationsgeschichte im deutschsprachigen Raum nachgezeichnet und mit der florierenden Mediatisierungs- bzw. Medialisierungsforschung, die in zeitgenössischen Kontexten so erfolgreich geführt wird, verbunden.

Eher die Ausnahme unter den Aktivitäten der DGPK-Fachgruppe stellte die Münchner Tagung 2008 dar, die nach dem Selbstverständnis unseres Faches fragte: „Was ist Kommunikationswissenschaft?“ Besprochen wurden damals die „Entstehung und Entwicklung von Schulen, Paradigmen und Mythen“. Die Fachgeschichte spielte in der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte bislang eine eher untergeordnete Rolle, hatte vielleicht auch nicht unbedingt immer den besten Ruf, denn sie hatte sich ggf. zu sehr mit der Pflege von Mythen beschäftigt als mit deren Dekonstruktion. Gerade die Beiträge dieser Tagung, das daraus resultierende Heft von *medien & zeit*, wie aber auch die kritischen Auseinandersetzungen mit der NS-Vergangenheit der Kommunikationswissenschaft in Österreich und Deutschland, haben in *medien & zeit* wichtige Beiträge zur Fachgeschichtsschreibung geleistet und schließlich die Fachgeschichte auch zu einem festen Bestandteil der kommunikationshistorischen Forschung werden lassen. Ein Thema, das im Rahmen der DGPK-Fachgruppe bisher eher kurz gekommen ist, zugleich aber in der internationalen Forschungslandschaft und auch in *medien & zeit* immer wieder prominent diskutiert wurde, ist der Umgang mit Vergangenheit und die Konstruktion von Erinnerung als Thema zeitgenössischer Kommunikation und die Rolle von Medien für Erinnerungskulturen. Kommunikationswissenschaftliche Erinnerungsstudien, in Verbindung mit und im Rahmen von kommunikationshistorischen Forschungskontexten und kommunikationshistorischer Expertise, ist, unseres Erachtens, eines der kommenden Themen in der internationalen Kommunikationsgeschichtsforschung und bezogen auf *medien & zeit* eines der Themen, die bleiben werden.

Ein zukünftiges Forschungsprogramm

Eine Prognose für Thementrends und -konjunkturen anzustrengen, eventuell gar für die nächsten 30 Jahre, wäre hochgradig unseriös. Vor 30 Jahren etwa bot das noch frische duale Rundfunksystem nur eine zaghafte „neue Vielfalt“ (Birkner, Löblich, Tiews & Wagner, 2016), war das WWW noch nicht Gesprächsgegenstand (Bory, Benecchi & Balbi, 2016), der Öffentlichkeitswandel, der mit mobilen und sozialen Medien seither einhergehend nicht absehbar und Pokémon Go noch nicht einmal Dystopie. Wir wollen uns daher in unserem Blick nach vorne auf solche Themen

konzentrieren, die sich aktuell bereits in Gärung befinden, aktuell schon verschiedentlich bearbeitet werden und einige der spannenden aktuellen Herausforderungen der kommunikationshistorischen Forschung, aber auch der Kommunikationswissenschaft insgesamt bieten.

Es lassen sich so drei Kernbereiche identifizieren, die in der Vergangenheit wichtig waren und auch in der Zukunft wichtig sein werden:

- Digital History ist heute mehr als nur ein „buzzword“, sondern kann und muss in vielerlei Hinsicht eine Herausforderung für die moderne Kommunikationsgeschichtsforschung darstellen. Dabei geht es um zweierlei. Die neuen Möglichkeiten, die sich durch die „Digitalisierung der Vergangenheit“ ergeben, müssen umfangreich genutzt werden. Außerdem beginnt nun der Prozess der „Historisierung der Digitalisierung“. Der Beginn der Digitalisierung liegt mittlerweile so weit zurück, dass er kommunikationshistorisch aufgearbeitet werden kann, „web history“ kann und muss nun geschrieben werden. Nicht zuletzt sind Phänomene und Prozesse der öffentlichen Kommunikation der letzten Jahrzehnte kaum noch zielführend kommunikationshistorisch zu bearbeiten, ohne die digitale Kommunikationskomponente zumindest mitzudenken. Beides fällt schließlich zusammen in der Erforschung der Geschichte neuer Medien. Denn hier können Forschung zu den aktuell „neuesten“ Medien und die Rekonstruktion des Entstehens neuer Medien in früheren Epochen einander positiv befruchten (Schwarzenegger, 2012). Doch nicht nur in der thematischen Breite und Vielfalt wird sich die Digitalisierung und deren noch zu schreibende Geschichte für die künftige Kommunikationsgeschichtsschreibung bemerkbar machen. Wir sehen vor allem auch in methodologischen Fragen und dem Umgang mit neuen oder vermeintlich neuen Quellen des digitalen besondere Herausforderungen, die Kommunikationsgeschichte behutsam revolutionieren können (Balbi, 2011; Jensen, 2016; Schwarzenegger, 2014). Gerade für einen Bereich der Kommunikationsgeschichte, über den wir aktuell aufgrund methodischer und konzeptioneller Zugriffsschwierigkeiten vergleichsweise am wenigsten wissen – die Rezeptionsforschung (Koenen, 2015; Meyen, 2008; Mihelj & Bourdon, 2015) – können die digitalen Spu-

ren, die heutige MediennutzerInnen hinterlassen, ganz neue Einblicke eröffnen. Auch im Themenfeld der Erinnerungskultur ist durch neue mediale Formen hier Bewegung zu beobachten. Nicht nur kommen neue Plattformen und Kommunikationskanäle mit in den Erinnerungsdiskurs, sondern auch die Praktiken, Formen und Themen des Erinnerungsdiskurses ändern sich (Dijck, 2007; Hajek, Lohmeier & Pentzold, 2016; Reading, 2011) Die Möglichkeiten von Big Data werden in der Geschichtswissenschaft gerade intensiv diskutiert. In der Kommunikationswissenschaft läuft diese Debatte wesentlich in anderen Bereichen und ohne Beteiligung von KommunikationshistorikerInnen, obwohl auch hier Potentiale zur wechselseitigen Befruchtung bestehen. Die Digital History kann neben der thematischen und methodologischen Komponente auch was die Institutionalisierung betrifft bedeutsam sein. Dies lässt sich u.a. daran festmachen, dass bei Andreas Fickers in Luxemburg kürzlich nicht weniger als 13 Positionen für PhD-StudentIn-nen in diesem Themenbereich zu besetzen waren. Kommunikationsgeschichte des Digitalen und Digitalisierung der Kommunikationsgeschichte – ein Wachstumsfeld, mit dem sich die Fachgruppe in der DGPK befassen wird, und das auch für *medien & zeit* beachtenswert erscheint.

- Ein zweites, ewig aktuelles und doch aus unserer Sicht zunehmend relevantes Thema der Kommunikationsgeschichte ist der Umgang mit der Kategorie „Wandel im Zeitverlauf“, die unausweichlich erscheint, wenn man sich mit dem Prozesscharakter von Kommunikation befassen möchte. Wandel stellt eine epistemologische Grundkonstante unserer Wissenschaft schlechthin dar. Wir stellen Hypothesen über Veränderungen oder ihr Ausbleiben auf, überprüfen diese und deuten sie im Rahmen unserer theoretischen Vorannahmen. In den allermeisten Fällen wird hierbei die historische Perspektive vernachlässigt – wobei hierfür oft sowohl die Zeit als auch die Kompetenz fehlen. Für die zuletzt viel besprochenen Großkonzepte der Kommunikationswissenschaft Medialisierung und Mediatisierung aber ist historische Tiefenschärfe unabdingbar. Dies betonen ProtagonistInnen beider Lager. So meint der Medialisierungsforscher Frank Marcinkowski:

„Die Konsequenz des prozessorientierten Denkens ist zunächst einmal, dass die Folgen der Medialisierung erst langfristig sichtbar werden und nicht etwa kurzfristiger Natur sind. Forschungsstrategisch folgt daraus, dass empirische Studien zur Medialisierung längsschnittartig bzw. intertemporal vergleichend angelegt sein müssen.“

(Marcinkowski, 2015, S. 77)

Solche Untersuchungsdesigns bezeichnet der Mediatisierungsforscher Andreas Hepp (2013, S. 193) als „diachrone Mediatisierungsforschung“ und erklärt: „An dieser Stelle gewinnt die historische Kommunikationsforschung an Bedeutung“ (Hepp, 2013, S. 194). Das muss sie auch in beiden Fällen, denn aktuell, so betonen KritikerInnen, sind weder Mediatisierung noch Medialisierung in der Lage „to capture and explain change over time“ (Deacon & Stanyer, 2014, S. 1035-1036). Es ist dabei allerdings geradezu verblüffend, dass in einer jüngst im *Journal of Communication* veröffentlichten Untersuchung zum Umgang mit der Zeitkategorie und dem Wandel im Zeitverlauf kommunikationshistorische Arbeiten explizit aus dem Untersuchungskorpus ausgeschlossen wurden, da diese nicht für den Gesamtzustand des Feldes kennzeichnend seien (Stanyer & Mihelj, 2016). Es wurde dort beklagt, dass die Kommunikationswissenschaft weder über Konzepte noch über methodisches Rüstzeug verfüge, um Wandel analytisch zu fassen. Hier könnte in Zukunft ein wichtiger Beitrag der Kommunikationsgeschichte liegen: Indem sie Handwerkszeug, Methodik, aber auch eigene Befunde für die Perspektive des Wandels bereitstellt und teilhaben lässt an ihrer Expertise im Umgang mit der *longue durée*, der Dauerhaftigkeit von Prozessen, sowie der steten oder abrupten Transformation, aber auch der Kontinuität von Kommunikationsphänomenen. Dies ist dann auch wieder anschlussfähig an die aktuellen Möglichkeiten, die Geschichte neuer Medien neu zu schreiben. Denn Medialisierung und Mediatisierung sensibilisieren, wenn man sie ernst nimmt und wenn sie ihre historische Perspektive ernst nehmen, für eine

„heightened historical awareness – pushing us to go beyond a simplistic polarization of ‚now‘ and ‚before‘, or ‚old‘ and ‚new‘ media, or 21st century and ‚the past‘ (a challenge of particular importance as analysis of ‚the digital age‘ thre-

atens to eclipse or obscure nuanced analysis of earlier periods).”

(Lunt & Livingstone, 2016, S. 465).

- Last, not least wäre da die sowieso bislang vergessene Fachgeschichte und darin in unseren Augen besonders das bisher wiederum Vergessene in der Fachgeschichte. Fachgeschichte, so wurde oben bereits angedeutet, ist vielfach einfach so mitgelaufen und hat dann für gewisse Fachrichtungen ganz bestimmte Mythen kreierte und dann prolongiert. Beispielfähig seien hierzu Hans-Bernd Brosius und Frank Esser zitiert, die für die kommunikationswissenschaftliche Wirkungsforschung konstatiert haben:

„Die ‚Lehrbuchgeschichte‘ eines Forschungsbereichs ist in der Regel eine Vereinfachung der tatsächlichen Wissenschaftsgeschichte, sie neigt zur Verzerrung und Mythologisierung.“

(Esser & Brosius, 1998, S. 341)

Dies vollzieht sich unserer Meinung nach entsprechend einer kollektiven Erinnerung zum Zweck der kollektiven Selbstvergewisserung. Hier besteht der Auftrag an eine kommunikationshistorische Fachgeschichte zum einen darin, diesen Zweck und das kollektive Erinnern per se zu rekonstruieren und die entsprechenden Mythen zu dekonstruieren. Wenn dies nach Mustern der Erinnerung funktioniert, so ist das Vergessene eine für uns unschätzbare Ressource, die aber quasi per definitionem im Verborgenen liegt und entsprechend vorsichtig geborgen werden muss. Vergessen, das ist uns dabei wichtig anzumerken, bedeutet eben nicht dasselbe, wie sich einfach nur nicht zu erinnern, sondern beschreibt auch einen durchaus aktiven, deliberativen oder willentlichen Handlungszusammenhang, der ganz unterschiedliche Funktionen haben kann. Vergessen ist heute angesichts der enormen Zunahme wissenschaftlichen Outputs auch eine durchaus notwendige Bewältigungsstrategie. In der Wissenschaftssoziologie ist entsprechend der Begriff des „Oblivionismus“, das gezielte Vergessen, das nach bestimmten Vorgaben und Kriterien legitimiert wird (Wissen wird demnach zum Vergessen freigegeben) geprägt worden (Dimbath, 2014). Es ist für eine fachhistorische Erinnerung auch als eine künftig zentraler zu aktivierende Ressource zu verstehen, nach welchen Kriterien und mit

welchen Konsequenzen welche Art von Wissen legitimer Weise aus den Korpora der Kommunikationsgeschichtsschreibung und den Erzählungen des Faches über sich selbst ausgeschieden worden sind, und die komplexen Zusammenhänge von Erinnern und Vergessen zu rekonstruieren. Da die Erinnerung, wie wir gesagt haben, vor allem auch dazu dient einen positiven Identitätskern des Faches zu imaginieren, sind es mit wenigen Ausnahmen (Scheu, 2012) vor allem Erfolgsgeschichten, die Geschichten erfolgreicher Ansätze und prosperierender methodologischer Schulen, an die wir uns erinnern haben und Menschen, die es geschafft haben, Kapital im Wissenschaftsfeld zu kumulieren und oft gar am „Machtpol des Feldes“ angesiedelt waren. Unter der Rubrik des Vergessenen meinen wir, dass stärker noch als bisher eine Negativgeschichte der Fehlschläge, des Scheiterns und der intellektuellen Sackgassen zu schreiben sein wird, um die Geschichte der Kommunikationswissenschaft – die ihrerseits selbst sich ständig verändert, während sie erinnert wird – zu erzählen.

Es sind dies drei exemplarische Felder, die sich auch hätten noch erweitern lassen oder die – das hat sich verschiedentlich angedeutet – von querliegenden Fragestellungen durchzogen sind, die in den genannten Feldern besondere Relevanz haben. Historische Publikumsforschung (Thema der DGPK Fachgruppentagung 2017 und einer ICA Preconference 2017) und Erinnerungs- bzw. Vergessensforschung sind solche Querschnittsthemen, die wiederholt in unserem Rückblick und in der Vorschau vorgekommen sind. Insgesamt wird es für die Kommunikationsgeschichte wichtig sein, sich in den Themenfeldern, in denen ihre Expertise einen Beitrag leisten kann oder gar unabdingbar ist, stärker einzubringen und zu Wort zu melden. Das ausgeführte Beispiel zum Wandel zeigt hier, dass historisches Know How gefordert ist, um Fragen in anderen Bereichen zu diskutieren, mitunter aber dort kein Bewusstsein besteht, für den Beitrag, den die kommunikationshistorische Denkrichtung zu bringen vermag. Zugleich ist es uns ein Anliegen, dass die Kommunikationsgeschichte vielleicht (noch oder wieder) stärker eine kritische Perspektive auf das Fach entwickelt – nicht nur rekonstruiert sondern auch ordnet und bewertet und sich auch als ein kritisches Korrektiv und eine mahnende Beobachtungsinstanz versteht, die versucht, einem Bias der technologischen Faszination und dem Zauber

des Neuen in anderen Teilbereichen der Kommunikationswissenschaft entgegenzustehen. Dies entspricht auch dem Geist, aus dem die Kommunikationsgeschichte vor gut 30 Jahren erwachsen ist, und der von *medien & zeit* seit damals auch immer wieder gelebt wird. Kommunikationsgeschichte ist eine Denkrichtung, die in besonderer Weise auf Prozesse der Kommunikation in Vergangenheit und Gegenwart blickt und dabei die soziokulturellen Bedingungen, die (trans-)

nationalen und kulturellen Kontexte und deren Wandel im Zeitverlauf berücksichtigt. In diesem Sinne ist Kommunikationsgeschichte, auch wenn der Name für manche nach staubigen Akten und Ärmelschonern klingen mag, eine hoch aktuelle holistische Denkweise, die sich anbietet, um auch aktuelle und aktuellste Fragen der Medienkommunikation in einer ihrer Komplexität angemessenen Weise zu untersuchen.

Bibliographie:

- Arnold, K., Behmer, M. & Semrad, B. (Hg.) (2008). *Kommunikationsgeschichte: Positionen und Werkzeuge: ein diskursives Hand- und Lehrbuch* (Kommunikationsgeschichte). Berlin.
- Arnold, K., Birkner, T., Geise, S., Lobinger, K. & Löblich, M. (Hg.) (2016). *Historische Perspektiven auf den Iconic Turn: die Entwicklung der öffentlichen visuellen Kommunikation*. Köln.
- Arnold, K., Classen, C., Kinnebrock, S., Lersch, E. & Wagner, H.-U. (Hg.) (2010). *Von der Politisierung der Medien zur Medialisierung des Politischen? Zum Verhältnis von Medien, Öffentlichkeit und Politik im 20. Jahrhundert*. Leipzig.
- Averbeck-Lietz, S. (2015). Schnittstellen zwischen Kommunikationsgeschichte und Medialisierungsforschung. Ein Beitrag zur theoretischen Fundierung kommunikationsgeschichtlicher Forschung. In: Kinnebrock, S., Schwarzenegger, C. & Birkner, T. (Hg.), *Theorien des Medienwandels*. Köln, S. 250-277.
- Balbi, G. (2011). Doing Media History in 2050. In: *Westminster Papers in Communication and Culture*, 8 (2), S. 133-157.
- Behmer, M., Blöbaum, B., Scholl, A. & Stöber, R. (Hg.) (2005). *Journalismus und Wandel: Analysedimensionen, Konzepte, Fallstudien*. Wiesbaden.
- Birkner, T., Löblich, M., Tiews, A. L. & Wagner, H.-U. (Hg.) (2016). *Neue Vielfalt: Medienpluralität und -konkurrenz in historischer Perspektive* (Öffentlichkeit und Geschichte). Köln.
- Birkner, T. & Schwarzenegger, C. (2016). Debatte: 100 Jahre Kommunikationswissenschaft in Deutschland. In: *Aviso*, (62), S. 2-10.
- Bobrowsky, M. & Langenbucher, W. R. (Hg.) (1987). *Wege zur Kommunikationsgeschichte*. München.
- Bory, P., Benecchi, E. & Balbi, G. (2016). How the Web was told: Continuity and change in the founding fathers narratives on the origins of the World Wide Web. In: *New Media & Society*.
- Bösch, F. (2015). Der neue Boom der Mediengeschichte. In: *Aviso*, (60), S. 4-5.
- Bösch, F. & Frei, N. (Hg.) (2006). *Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert* (= Beiträge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts), Göttingen.
- Corner, J. (2013). Is there a „field“ of media research? - The „fragmentation“ issue revisited. In: *Media, Culture & Society*, 35 (8), S. 1011-1018.
- Deacon, D. & Stanyer, J. (2014). Mediatization: key concept or conceptual bandwagon? In: *Media, Culture & Society*, 36 (7), S. 1032-1044.
- Dijk, J. van. (2007). *Mediated memories in the digital age* (Cultural memory in the present). Stanford.
- Dimbath, O. (2014). *Oblivionismus: Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft*. Konstanz.
- Esser, F. & Brosius, H.-B. (1998). Mythen in der Wirkungsforschung: Auf der Suche nach dem Stimulus-Response-Modell. In: *Publizistik*, 43 (4), S. 341-361.
- Fickers, A. (2015). Konservative Revolutionen. Überlegungen zu einer Genealogie des Medienwandels. In: Kinnebrock, S., Schwarzenegger, C. & Birkner, T. (Hg.), *Theorien des Medienwandels*. Köln, S. 277-297.
- Gries, R. (2007). Kulturgeschichte des Kommunizierens. Konjunktionen, Konjunkturen und Konnektivitäten. In: *medien & zeit*, 22 (1), S. 31-44.

- Hajek, A., Lohmeier, C. & Pentzold, C. (Hg.) (2016). *Memory in a Mediated World*. London.
- Hepp, A. (2010). Researching „mediatised worlds“: Non-mediacentric media and communication research as a challenge. In: Carpentier, N., Tomanic Trivundza, I., Pruulmann-Vengerfeldt, P., Sundin, E., Olsson, T., Kilborn R. et al. (Hg.), *Media and communication studies, interventions and intersections: the intellectual work of the 2010 ECREA European Media and Communication Doctoral Summer School*. Tartu, S. 37-48.
- Hepp, A. (2013). Mediatisierung von Kultur: Mediatisierungsgeschichte und der Wandel der kommunikativen Figurationen mediatisierter Welten. In: Hepp, A. & Lehmann-Wermser, A. (Hg.), *Transformationen des Kulturellen: Prozesse des gegenwärtigen Kulturwandels*. Wiesbaden, S. 179-199.
- Hepp, A. (2015). Kommunikative Figurationen: Zur Beschreibung der Transformation mediatisierter Gesellschaften und Kulturen. In: Kinnebrock, S., Schwarzenegger, C. & Birkner, T. (Hg.), *Theorien des Medienwandels*. Köln, S. 161-180.
- Hepp, A., Hjarvard, S. & Lundby, K. (2015). Mediatization: theorizing the interplay between media, culture and society. In: *Media, Culture & Society*, 37 (2), S. 314-324.
- Jensen, H. S. (2016). Doing media history in a digital age: change and continuity in historiographical practices. In: *Media, Culture & Society*, 38 (1), S. 119-128.
- Kinnebrock, S., McLuskie, E. & Schwarzenegger, C. (Hg.) (2011a). What is Communication History? European Answers I. In: *medien & zeit*, 26 (3).
- Kinnebrock, S., McLuskie, E. & Schwarzenegger, C. (Hg.) (2011b). What is Communication History? European Answers II. In: *medien & zeit*, 26 (4).
- Kinnebrock, S., Schwarzenegger, C. & Birkner, T. (Hg.) (2015). *Theorien des Medienwandels*. Köln.
- Koenen, E. (2015). Mediennutzung im Medienwandel: von der Entfesselung der Massenpresse bis zum ersten Plurimedialisierungsschub der Medienkommunikation in den 1920-er Jahren. Erkundung eines kommunikationshistorischen Forschungsfeldes. In: Kinnebrock, S., Schwarzenegger, C. & Birkner, T. (Hg.), *Theorien des Medienwandels*. Köln, S. 189-210.
- Kortti, J. (2016). Media History and the Mediatization of Everyday Life. In: *Media History*, S. 1-15.
- Krajina, Z., Moores, S. & Morley, D. (2014). Non-media-centric media studies: A cross-generational conversation. In: *European Journal of Cultural Studies*, 17 (6), S. 682-700.
- Krotz, F. (2015). Medienwandel in der Perspektive der Mediatisierungsforschung. Annäherung an ein Konzept. Kinnebrock, S., Schwarzenegger, C. & Birkner, T. (Hg.), *Theorien des Medienwandels*. Köln, S. 11-28.
- Livingstone, S. (2015). From Mass to Social Media? Advancing Accounts of Social Change. In: *Social Media + Society*, 1 (1).
- Livingstone, S. & Lunt, P. (2014). Mediatization: an emerging paradigm for media and communication research? (Handbooks of communication science). In: Lundby, K. (Hg.), *Mediatization of communication*. Berlin, S. 703-723.
- Löblich, M. & Birkner, T. (2015). Debatte: Die Zukunft der Kommunikationsgeschichte. In: *Aviso*, 60, S. 2-12.
- Löblich, M., Schwarzenegger, C. & Trabert, S. (Hg.) (2010). Writing the Past beyond Boundaries. In: *medien & zeit*, 25 (4).
- Lunt, P. & Livingstone, S. (2016). Is 'mediatization the new paradigm for our field? A commentary on Deacon and Staney (2014, 2015) and Hepp, Hjarvard and Lundby (2015). In: *Media, Culture & Society*, 38 (3), S. 462-470.
- Marcinkowski, F. (2015). Die „Medialisierung“ der Politik. In: Speth, R. & Zimmer, A. (Hg.), *Lobby Work*. Wiesbaden, S. 71-95.
- Meyen, M. (2008). Methoden historischer Mediennutzungsforschung (Kommunikationsgeschichte). In: Arnold, K., Behmer, M. & Semrad, B. (Hg.), *Kommunikationsgeschichte: Positionen und Werkzeuge: ein diskursives Hand- und Lehrbuch*. Berlin, S. 383-400.
- Meyen, M. (2015). Diagnose: Der Patient ist tot – vorerst. In: *Aviso*, (60), S. 3-4.
- Meyen, M. (2016). Quo vadis, Fachgeschichte? Feature. In: Meyen, M. & Wiedemann, T. (Hg.), *Biografisches Lexikon der Kommunikationswissenschaft*. Köln. Verfügbar unter: <http://blexkom.halemverlag.de/quo-vadis-fachgeschichte/>
- Mihelj, S. & Bourdon, J. (2015). Doing audience history: Questions, sources, methods. In: *European Journal of Communication*, 30 (1), S. 3-6.

- Moores, S. (2012). *Media, place and mobility* (Key concerns in media studies). Houndmills, Basingstoke, Hampshire & New York.
- Morley, D. (2009). For a Materialist, Non-Media-centric Media Studies. In: *Television & New Media*, 10 (1), S. 114-116.
- Nordenstreng, K. (2004). Ferment in the Field: Notes on the Evolution of Communication studies and its disciplinary nature. In: *Javnost - The Public*, 11 (3), S. 5-18.
- Nordenstreng, K. (2007). Discipline or Field? Soul-searching in Communication Research. In: *Nordicom Review*, 28, S. 211-222.
- Pooley, J. D. (2016). The field, fermented: Prestige and the vocational bind in communication research. In: *International Communication Gazette*.
- Reading, A. (2011). Memory and Digital Media: Six Dynamics of the Global Memory Field. In: Neiger, M., Meyers, O. & Zandberg, E. (Hg.), *On Media Memory*. London, S. 241-252.
- Scheu, A. M. (2012). *Adornos Erben in der Kommunikationswissenschaft: eine Verdrängungsgeschichte?* (= Theorie und Geschichte der Kommunikationswissenschaft). Köln.
- Schwarzenegger, C. (2012). Exploring digital yesterdays – reflections on new media and the future of communication history. In: *Historical Social Research*, 37 (4), S. 118-133.
- Schwarzenegger, C. (2014). Herausforderungen des digitalen Gestern – Kommunikationsgeschichte und die Quellen einer gegenwärtigen Zukunft. In: Behmer, M., Bernard, B. & Hasselbring, B. (Hg.), *Das Gedächtnis des Rundfunks: die Archive der öffentlich-rechtlichen Sender und ihre Bedeutung für die Forschung*. Wiesbaden, S. 403-415.
- Stanyer, J. & Mihelj, S. (2016). Taking Time Seriously? Theorizing and Researching Change in Communication and Media Studies: Taking Time Seriously? In: *Journal of Communication*, 66 (2), S. 266-279.
- Stöber, R. (2014). *Deutsche Pressegeschichte: von den Anfängen bis zur Gegenwart*. Konstanz.
- Stöber, R. (2013). *Neue Medien: Geschichte: von Gutenberg bis Apple und Google: Medieninnovation und Evolution* (Presse und Geschichte--Neue Beiträge). Bremen.
- Wilke, J. (2008). *Grundzüge der Medien- und Kommunikationsgeschichte* (UTB Kommunikation und Medien). Köln.

Thomas BIRKNER

Dr., Akademischer Rat a. Z. am Institut für Kommunikationswissenschaft der Universität Münster. Im Wintersemester 2014/15 Vertretung einer W3-Professur für Kommunikationswissenschaft mit dem Schwerpunkt Journalismus an der LMU-München. Seit 2016 Sprecher der Fachgruppe *Kommunikationsgeschichte* der DGPK (Co-Sprecher 2012-2016). Mitglied im Beirat von *medien & zeit*. Forschungsschwerpunkte: Kommunikationsgeschichte, Journalismus, Politische Kommunikation, Sport und Medien. Jüngste Publikationen: *Helmut Schmidt und die Medien* (Monografie), *Mediatization of Politics* (European Journal of Communication) und *Historische Perspektiven auf den Iconic Turn* (Herausgeberband).

Christian SCHWARZENEGGER

Dr., wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Medien, Wissen und Kommunikation der Universität Augsburg. Co-Sprecher der Fachgruppe *Kommunikationsgeschichte* der DGPK und Chair des Young Scholars Network der ECREA. Vorstandsmitglied im Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK) und Mitherausgeber von *medien & zeit*. Forschungsschwerpunkte: Historische Kommunikationsforschung, Medienwandel, Erinnerungsstudien, Mediennutzung und kommunikative Praktiken im Alltag. Die Buchfassung der Dissertation „Europa als Kommunikationsraum. Lebenswelten und transnationale Vergemeinschaftungen unter Mediatisierungsbedingungen“ erscheint 2016 im Herbert von Halem Verlag.

Gleichsam Anfang und Ende

Gaby Falböck & Christina Krakovsky
 Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft,
 Universität Wien

Abstract

Der Beitrag eröffnet mit einem wissenschaftssoziologischen Umriss von Fachzeitschriften. Diese Plattformen erfüllen eine Reihe von Funktionen: Neben der dokumentarischen und archivarischen Aufgabe sind sie gedruckte, zunehmend auch digitale respektive virtuelle Räume der Ausverhandlung und Repräsentation der Identität einer Scientific Community. Als Teil des keineswegs starren Systems Wissenschaft sind sie einem Wandel unterworfen, der sich in ihren Entstehungsbedingungen wie ihrem Wert abzeichnet. Betrachtet man die diesbezüglichen Debatten innerhalb des Raumes „Fachzeitschrift“ sind Positionen und Positionsbestimmungen erkennbar. Ein Blick auf die gesamten publizierten Inhalte dieses Raumes „Fachzeitschrift“ gibt Aufschluss über die konkrete Arbeit innerhalb des Fachbereichs und die Ausformungen der Forschung. Die Studie nimmt deshalb eine quantitative Analyse der Inhalte der Fachzeitschrift *medien & zeit* vor. Ausgewertet wurden sämtliche Vollbeiträge, Notizen und Kurzberichte, die im Zeitraum von 1986 bis 2015 in der Zeitschrift erschienen sind. Die Fragen der Studie zielen im Kern auf wissenschaftliche und geografische Herkunft der AutorInnen, fokussierte Medien der Kommunikation, Zeiträume, die Gegenstand der Auseinandersetzung waren, Länder, die in den Blick genommen wurden, methodische Zugänge sowie theoretische Bezugnahmen.

Wer, wie, was ist Kommunikationsgeschichte? Diese Frage beschäftigt die Scientific Community der kommunikationshistorisch Forschenden seit jeher. Bereits der Impuls zur Gründung der vorliegenden Zeitschrift *medien & zeit* erfolgte 1986 anlässlich einer internationalen Tagung der deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK), die in Wien stattfindend, mit dem Titel „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ just jener Frage auf den Grund ging. Dass es wiederholt einer Rückversicherung der eigenen Identität bedurfte, wie der Kurs neu ausverhandelt und welche neuen Bezugspunkte geortet wurden, lässt sich auch anhand der diesbezüglichen Themenhefte von *medien & zeit* – konkret den Ausgaben 3/1987, 2 und 3/1992, 2/1996, 4/2010 und 3 und 4/2011 – nachvollziehen. Während das Studium dieser Ausgaben Einblick in die Debatten auf der Metaebene ermöglicht, intendiert der vorliegende Beitrag eine Bestandsaufnahme der geleisteten Publikationen und Forschungsarbeiten auf der faktischen Ebene. Mit einer quantitativen Inhaltsanalyse des Gesamtbestandes der in 30 Jahren *medien & zeit* erschienenen Beiträge steuern die

Autorinnen ein Segment zur kommunikationshistorischen Fachentwicklung bei.

Der Beitrag eröffnet deshalb mit einer Darstellung der bisherigen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Publikationsplattform „Fachzeitschrift“ um im nächsten Abschnitt die wissenschaftssoziologisch feststellbare Rolle von Fachzeitschriften zu illustrieren und damit auch das Warum dieser Analyse zu argumentieren. Bereits 1969 präzisierete Koschwitz die Zeitschriftengattung Fachzeitschrift wie folgt:

„Die wissenschaftliche Fachzeitschrift hebt sich jedoch von der Fachzeitschrift im engeren Wortsinne in der Weise ab, daß die Informationsfunktion in hohem Maße von der Aufgabe des Archivierens und Dokumentierens neuer wissenschaftlicher Erkenntnisse und Entwicklungen ergänzt wird. Sie trägt demgemäß in geringerem Grade belebenden Charakter als die ‚reine‘ Fachzeitschrift; sie steht am Ende wissenschaftlicher Arbeit, indem sie die einzelnen Forschungsergebnisse aufnimmt und bewahrt, und sie bildet den Ausgangspunkt neuer Forschungen, indem sie die aufbewahrten Ergebnisse weitergibt. Von der gleichen Stelle, an der

der Forscher seine Ergebnisse niederlegt, kann er auch die Unterlagen für die Weiterarbeit aufnehmen.“

(Koschwitz, 1969, S. 523)

Eine Fachzeitschrift ist also gleichsam Anfang und Ende wissenschaftlichen Tuns, erlaubt sowohl die Rekonstruktion der Themengese und die Dokumentation des Status quo des Geleisteten wie auch die Darlegung der Skizzen für zukünftiges Tun. Wenngleich diese Funktionen nach wie vor gegeben sind, hat sich – wie ausgeführt wird – der Entstehungsprozess verändert und die Palette der Aufgaben erweitert. Nach dieser Einbettung des Untersuchungsmaterials folgt schließlich die Dokumentation des methodischen Vorgehens wie die Darstellung der Befunde, die diese Studie liefern konnte.

Fachzeitschriften im Spiegel der Wissenschaft

Erste wissenschaftliche Diskussionen über Fachzeitschriften generell fanden bereits in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts statt. Diese frühen Auseinandersetzungen erfolgten unter dem gesellschaftlichen Diktum des „lebenslangen Lernens“ mit Blick auf die bildungspolitische Relevanz dieser Periodika: Fachzeitschriften liefern demnach notwendiges und kompaktes Material für die Erwachsenenbildung und -weiterbildung (Lorch, 1969, S. 459f; Stremme, 1975, S. 9f; Glotz, 1978, S. 829; Dohnanyi, 1973, S. 1455f; Österreichische Gesellschaft für Kommunikationswissenschaft, 1983, S. 3). Ein Jahrzehnt später änderte sich der Fokus, woraufhin das ökonomische Potenzial dieser Zeitschriften ins Zentrum der wissenschaftlichen Betrachtungen geriet. Das anno 1986 geortete Kapital der Zeitschriften lag in der gezielten Zielgruppenansprache und dem damit geringem Streuverlust, der die Fachperiodika *auch* als lohnende Werbeträger erscheinen ließ (Schweiger & Schrattenecker, 1986, S. 147; Nolle-Neumann, 1991, S. 313). Bezieht man das Faktum mit ein, dass diese Einschätzung in einer Ära erfolgte, in der die Literaturrecherche noch via gedruckten Fachbibliographien von Statten ging, gewinnt die Sichtweise an Plausibilität. Mit dem heutigen Wissen um die Entwicklung von wissenschaftlichen Datenbanken und die Macht der dahinterstehenden Wissenschaftsverlage mutet diese Einschätzung der Verwertbarkeit wie ein Beispiel für eine krasse Fehleinschätzung an: Dass Wissenschaftsverlage wie Elsevier, Springer,

Holzbrinck und Wiley zu Verlagsmultis werden konnten und den Universitäten Phantasiepreise für den Zugang zu wissenschaftlichen Fachzeitschriften abverlangen dürfen, war in den 80ern wohl noch nicht zu erahnen. Jedoch: Anno 2015 erzielte der Verlag Elsevier einen Umsatz von zwei Milliarden Euro und einen Gewinn von einer Milliarde Euro (Taschwer, 2016).

Im wissenschaftlichen Diskurs hat die Verwendung elektronischer Versionen von Journals deren Druckausgaben bereits überholt (McCartan, 2010, S. 237). Bringt diese Entwicklung Vorteile für die Sichtbarkeit und erleichterte Auffindbarkeit von Fachbeiträgen wie Archivmaterial, ist jedoch eine Verringerung deren Pluralität zu Gunsten großer Verlagshäuser beobachtbar, die ebenfalls Einfluss auf Auswahl und Distribution durch Bibliotheken haben. Die Schwierigkeit für Titel außerhalb der etablierten Verlage Fuß zu fassen ist somit gewachsen (McCartan, 2010, S. 240). Jedoch hat die bildungsinstitutionell ökonomisch erschwerende rezeptiv erleichternde Zugänglichkeit ihren Preis in der – trotz Filtermechanismen – überwältigenden Zahl potenziell das jeweilige Fach weiterbringender Beiträge.

Anno 1993 – vor dem Hintergrund der Debatte um die Benennung der Kommunikationswissenschaft als Einheits- oder Integrationsfach – entstand die erste quantitative Inhaltsanalyse der beiden relevantesten Fachzeitschriften *Publizistik* und *Radio und Fernsehen* (ab 2000 *Medien & Kommunikationswissenschaft* (M&K)). Das deklarierte Ziel lautete den fachlichen und institutionellen Hintergrund der AutorInnen wie die aufgegriffenen Themen für den Zeitraum 1983-1992 quantitativ zu erfassen. Der damalige Befund ergab kurz gefasst: Die Kommunikationswissenschaft ist eher eine Integrationswissenschaft. Bei zunehmender Tendenz stammten rund 36,7% der Beiträge von genuinen KommunikationswissenschaftlerInnen (Brosius, 1994). Die quantitative Analyse der wichtigsten Fachzeitschriften im deutschsprachigen Raum und damit die kontinuierliche Introspektion der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft sollte mit den Studien von Brosius (1998), Hohlfeld und Neuberger (1998), Donsbach et al (2005) sowie Brosius und Haas (2009) Fortsetzung finden. Forschungsthemen, Herkunft und berufliche Stellung der AutorInnen sowie zitierte Quellen sind Aspekte der Selbstbeschau. Anhand der jüngsten Studie aus dem Jahr 2009 ist nunmehr eine klarere Formierung des Faches belegbar: So

stammen zwei Drittel der AutorInnen aus kommunikationswissenschaftlichen Fachrichtungen (Brosius & Haas, 2009, S. 177).

Den Blick auf die LeserInnen der deutschsprachigen Fachzeitschriften *Publizistik*, *Medien & Kommunikationswissenschaften* sowie *Studies in Communication/Media* richteten schließlich Jonas Echterbruch, Jana Lassen und Johannes Tholen im Zuge einer LeserInnenbefragung der Mitglieder der Fachgesellschaft DGPK (Echterbruch, Lassen & Tholen, 2016). Aus den spezifischen Nutzungsgewohnheiten wie deren Publikationsverhalten generierte das AutorInnen trio schließlich fünf Typologien der LeserInnen von Fachzeitschriften.

Fachzeitschriften sind also bereits seit den 70er Jahren auch als Medien an sich im Blick der Wissenschaft. Welche Aufgaben diese für einen eng begrenzten – um mit Rust zu sprechen – Very Special Interest Zeitschriften (Rust, 1989, S. 26) aus wissenschaftssoziologischer Perspektive erfüllen, soll im folgenden Abschnitt rekapituliert werden.

Was leisten wissenschaftliche Fachzeitschriften?

Abgrenzung nach Außen, Zusammenhalt im Innen: Sie formen eine Fachidentität, sind Medien der Selbstvergewisserung von ForscherInnen innerhalb eines Faches (Riffe & Freitag, 1997). Gerade in einer Integrationswissenschaft wie der Kommunikationswissenschaft gerät die Fachzeitschrift zu einer Manifestation der Leistungen wie zu einem Manifest der Eigenständigkeit des Faches. Fragen wie: Was ist Kommunikationswissenschaft? Wo sind die Grenzen der Disziplin? Was sind genuine vs. integrative Material- und Formalobjekte? Welche theoretischen Konzepte werden aufgegriffen und mit welchen methodischen Verfahren wird vorgegangen? Die permanente Rezeption der Fachzeitschrift ermöglicht Antworten auf diese Fragestellungen und erlaubt es die Veränderungen der Konturen des Faches nachzuvollziehen.

Nach außen hin gibt eine Fachzeitschrift, wie ein Sprachrohr, periodisch Auskunft über den Status quo des Faches. Durch dieses Forum gelingt die mehr oder weniger trennscharfe Abgrenzung zu anderen Fächern. Für die „junge“ und stets mit dem eigenen Selbstverständnis ringende Diszi-

plin Kommunikationswissenschaft lässt sich das Grundverständnis für die erforderliche Repräsentation nach Außen bereits in der Frühgeschichte des Faches erkennen. 1926 gründeten Walter Heide und Karl d'Esther die Zeitschrift *Zeitungswissenschaft*. 1953 entstand schließlich *Rundfunk und Fernsehen* und 1956 konstituierte sich die Fachzeitschrift *Publizistik* (Fischer, 1986).

Archivcharakter: Sie dokumentieren die Entwicklung des Faches, sie machen es möglich einen Überblick zu bewahren und auf dem aktuellen Stand des Wissens zu bleiben. Damit sind sie gleichsam Gradmesser der Entwicklung des Faches.

Eine Eigenschaft, die Lorch bereits 1969 benannte, wonach sie die Entwicklung der Geistes-, Erkenntnis-, Theorie- und Fachgeschichte jener Wissenschaft, die sie abdecken, dokumentieren (Lorch, 1969, S. 459). Analog argumentierte auch Koschwitz, der die Fachzeitschrift als sich stets erweiterndes und mit jeder Ausgabe entwickelndes Sammelwerk begriff (Koschwitz, 1988, S. 62).

Sie sind „**Organe des gegenseitigen Austauschs**“ (Koschwitz, 1969, S. 524): Sie ermöglichen, „daß Fachleute gleicher Interessensrichtungen sich in einem geistigen Raum versammeln, um sich untereinander austauschen“ (Roegele, 1977, S. 19). So ist die Fachzeitschrift – von Wolfgang R. Langenbacher in ein einprägsames Bild gefasst – ein Versammlungsraum des schriftlichen Fachdiskurses und eine gedruckte Tagungsstätte (Langenbacher, 1985, S. 14).

ModeratorInnen dieses „gegenseitigen Austauschs“ sind die jeweiligen HerausgeberInnen der Zeitschrift, für deren Praxis zwei verschiedene Publikationspolitiken zur Auswahl stehen. Helmut Schanze benennt die zur Verfügung stehenden Modelle mit Sollization und Selektion (Schanze, 1998, S. 239). Sollization schreibt den HerausgeberInnen die Aufgabe zu die AutorInnen selbst zu akquirieren, sie anzuwerben und anzuleiten, dabei Kreativität an den Tag zu legen, quasi eine „erweiterte Autorenschaft“ (ebd.) zu leisten. Das finale Produkt, die Zeitschrift, ist schließlich die neue Ausleuchtung eines Phänomens, deren Scheinwerfer von den HerausgeberInnen ausgerichtet und installiert wurden. Dem gegenüber steht das Prinzip der Selektion, demnach – in Analogie zur Kanonisierung – publikationswürdige Texte einen Prozess der kritischen

Prüfung und schließlich Akzeptanz durch ein ExpertInnengremium, in einer aktuelleren Terminologie einem Peer Review respektive Blind Review, durchwandern müssen. Wenngleich das Publikationsprinzip des Blind Review spätestens in den 2000er Jahren und im Hinblick auf das Bestreben als Medium in den „Social Science Citation Index“ aufgenommen zu werden eine enorme Konjunktur erfuhr und als einzig zeitgemäße Publikationspraxis postuliert wurde, gibt es 16 Jahre später bereits kritische Stimmen. Die über das Prinzip reflektierenden Beobachter orten eine Tendenz zum Mainstream, eine Reduktion an Beiträgen mit kreativen und ungewöhnlichen Blickwinkeln (Langenbucher, 2016; Hanitzsch, 2016).

Internationalisierung und Beschleunigung: Darüber hinaus beschleunigt die Publikation in einer Fachzeitschrift den Wissenstransfer, auch und gerade mit der sich abzeichnenden Entwicklung des gesteigerten Wertes von englischsprachigen Publikationen über nationale Grenzen hinweg: Wissen wird damit international zugänglich gemacht. Sie ermöglichen dadurch leichteren und schnelleren Anschluss transkulturell agierender Forschung und somit akzelerierende Theoretisierung. Dass diese Entwicklung auch eine Kehrseite in Gestalt einer kaum oder sehr schwer überschaubaren Menge an Publikationen hat, sei ebenso angemerkt.

Fachzeitschriften sind nicht nur Plattformen zur inhaltlichen Diskussion, sondern auch **Foren, in denen Karrieren begründet werden**. Diese – wie er einräumt – auf persönliche Erfahrungen basierenden Befund zog rezent Thomas Hanitzsch im Rahmen des Symposiums zum runden Jubiläum der Fachzeitschrift *Publizistik* (Hanitzsch, 2016, S. 43) Beiträge in Fachzeitschriften mit positivem Image und hohe Reputation – ausgedrückt in Science Citation Indices – sind zu einer Währung auf dem umkämpften Markt um wissenschaftliche Positionen und Berufungen an universitäre Stellen, insbesondere um Einwerbung von Forschungsfinanzierung mutiert. Eine Tendenz, die der Münchner Kommunikationswissenschaftler keineswegs wohlwollend wahrnimmt: Er ortet eine Entfernung der Fachzeitschrift von ihren Kernaufgaben und einen Missbrauch.

Der Blick auf die Entwicklungsgeschichte von Fachzeitschriften endet an dieser Stelle und damit an einem Punkt, an dem sich Wegmarken

abzeichnen: Einerseits schwebt die Frage von Open Access als Gegenposition zum Monopol von Großverlagen wie die Frage des systemimmanent besten HerausgeberInnenprinzips im Raum. Welche Wege eingeschlagen werden, wird sich abzeichnen.

Zur Bestandsaufnahme von *medien & zeit*

Ziel der vorliegenden Analyse war es, Aussagen über Beschaffenheit, Erkenntnisinteressen, theoretische wie methodische Entwicklungen und Trends im Fachbereich der deutschsprachigen Kommunikationsgeschichte treffen zu können. Ausgehend von diesen Intentionen lassen sich folgende Forschungsfragen formulieren:

1. Aus welchen wissenschaftlichen Disziplinen stammen die AutorInnen von *medien & zeit*?
- 2.a. Welche Länder werden in den kommunikationshistorischen Blick genommen?
- 2.b. In welche geographische bzw. kulturelle Vielfalt hat sich das Spektrum verändert?
3. Welche Medien der Kommunikation/Kommunikationsmittel sind Gegenstand der wissenschaftlichen Auseinandersetzung? Inwieweit gibt es eine Veränderung auf dieser materiellen Ebene der Forschung?
4. Welche historischen Zeiträume wurden untersucht?
5. Welche Methoden kommen zur Anwendung?
6. Ist eine zunehmende Bezugnahme auf kommunikationstheoretische Ansätze feststellbar?

Stichprobe

Die Studie beschränkt sich auf die wissenschaftlichen Beiträge der kommunikationshistorischen Fachzeitschrift *medien & zeit*. Die Auswahl der Fachzeitschrift liegt darin begründet, dass Kommunikationsgeschichte in wissenschaftlichen Zeitschriften, die das gesamte Themenspektrum der Disziplin abbilden, einen marginalen Status innehat. So kommen etwa Brosius und Haas in ihrer inhaltsanalytischen Auswertung der Zeitschriften *Publizistik* und *Medien & Kommunikationswissenschaft* im Zeitraum 2003 bis 2007 zu dem Befund, dass der Anteil an Beiträgen zum Thema Medien- und Kommunikationsgeschichte 4,3% beträgt (Brosius & Haas, 2009, S. 176). Diesem Status quo Rechnung tragend, die Relevanz von Fachzeitschriften – wie eingangs beschrieben – als Archiv und archivierter Diskursraum des Fachbereichs

mitbedenkend, intendiert die Analyse der deutschsprachigen Fachgeschichte eine Ergänzung hinzuzufügen. Seit der Gründung der Zeitschrift im Jahr 1986 bildet die Zeitschrift eine jener „Strukturen, die Stabilität versprechen“ (Löblich & Birchner, 2015, S. 2) ab. Nicht zuletzt bildet die Studie auch die Entwicklung der genuin österreichischen Kommunikationsgeschichtsschreibung, eng verzahnt mit der diesbezüglichen wissenschaftlichen Forschung am Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, ab.

Die Gültigkeit der Studie bezieht sich also auf den deutschsprachigen Raum. Diese Entscheidung basiert auch auf dem Umstand der – wie von Birchner und Schwarzenegger in dieser Ausgabe ausgeführt – sich erst seit jüngerem konstituierenden Kommunikationsgeschichte als eigenständiger Fachbereich in internationalen Fachverbänden (ECREA wie ICA).

In die Untersuchung aufgenommen wurden alle Beiträge, Notizen und Tangenten der Zeitschrift *medien & zeit* (von der Studie ausgenommen sind Rezensionen). Insgesamt ergab sich damit in dieser Vollerhebung eine Grundgesamtheit von 585 Beiträgen.

Erhebungsinstrument und Durchführung

Zielsetzung der Studie war die Dokumentation des fachinternen Werdegangs auf formaler sowie inhaltlicher Ebene. Die pro Beitrag erfassten Variablen lassen sich in zwei Bereiche teilen: Einerseits standen die AutorInnen, andererseits

die Texte und deren Inhalte im Fokus. Für die AutorInnen bestehen die Variablen Geschlecht, wissenschaftliche bzw. berufliche Herkunft¹ wie geographischer Wirkungsort². Die institutionelle Einbindung der AutorInnen zum Zeitpunkt der Publikation wurde im Hinblick auf die Fragestellung nach der Fachidentität erfasst. Erweitert durch demographische Merkmale wird über den erhobenen Zeitraum nicht nur die Entwicklung der fachrelevanten Stimmen aus den unterschiedlichen Disziplinen sowie deren länderspezifische Herkunft ablesbar, sondern auch die Verteilung von Frauen und Männern wird deutlich.

Andererseits erfasst die Analyse inhaltsbezogene Merkmale der Fachbeiträge wie die Zeiträume der Untersuchung bzw. Auseinandersetzung³, die bearbeiteten Medien der Kommunikation⁴, geografische Untersuchungsräume⁵, das methodische Vorgehen⁶ und die theoretische Einbettung⁷ geben. Indizien zur sozialwissenschaftlichen Verortung und disziplinären Trennschärfe konnte ergänzend durch den Blick auf herangezogene methodische wie theoretische Aspekte eingegangen werden.

Durch den Fokus auf AutorInnen konnte dem Austausch im Fach aber auch interdisziplinäre und fachfremde Einflüsse sichtbar werden und dabei internationalisierende Tendenzen aufgefunden gemacht werden. Letzterem wurde ebenfalls auf inhaltlicher Ebene nachgegangen, indem die in den Beiträgen behandelten Nationen erfasst wurden. Insbesondere durch den Einbezug des

¹ Festgemacht an der wissenschaftlichen Institution an der sie lehren. Im Falle von DiplomandInnen und DissertantInnen das Hauptfach, das sie studieren. Bibliotheken/Archive für MitarbeiterInnen dieser Einrichtung. MitarbeiterInnen von Fachhochschulen als an praxisnahen Ausbildungsstätten Wirkende. PraktikerInnen für Bereiche außerhalb von Wissenschaft und Forschung.

² Standort der wissenschaftlichen Institution, Standort des Arbeitsplatzes.

³ Operationalisiert als Dekaden, die der Beitrag zum Gegenstand hat: (1.) 16. Jahrhundert, (2.) 17. Jahrhundert, (3.) 18. Jahrhundert, (4.) 19. Jahrhundert, (5.) 20. und 21. Jahrhundert. Für das quantitativ am umfangreichsten beforschte 20. Jahrhundert erfolgte eine Subkategorisierung in: (1.) Fin de Siècle (1890-1914), (2.) 1. Weltkrieg (1914-1918), (3.) Zwischenkriegszeit (1919-Feb. 1938), (4.) NS-Zeit (März 1938-April 1945), (5.) Nachkriegszeit (Mai 1945-1959), (6.) 1960er Jahre, (7.) 1970er Jahre, (8.) 1980er Jahre, (9.) 1990er Jahre, (10.) 2000-2015/Gegenwart. Zu den Zeitabschnitten ab 1980 wurden sowohl Beiträge über den Zeitraum, als auch im Zeitraum als Diskurse der Gegenwart benannte Beiträge zugeordnet. Beiträge, die mehrere Zeiträume abbildeten, wurden mehrfach codiert.

⁴ Ausgehend vom Selbstverständnis der DGPK verstanden als mediale, öffentliche und interpersonale Kommunikation.

Mediale Kommunikation operationalisiert als (1.) Printmedien (Zeitungen, Zeitschriften), (2.) Hörfunk (Radio, Musik), (3.) Fernsehen und Film (Film, Kino, Drehbuch), (4.) Bücher (Belletristik, Literatur, Fachliteratur, Comics), (5.) Internet (Internet, soziale Medien); öffentliche Kommunikation operationalisiert als (6.) Scientific Community (Wissenschaftstheoretische Reflexionen, Verortung des Faches), (7.) Öffentlichkeitsarbeit, PR und Werbung/Marketing; interpersonale Kommunikation operationalisiert als (8.) Face-to-Face Kommunikation und Öffentlichkeit.

⁵ Geografische Untersuchungsräume erfasst als (1.) Österreich (nur Österreich), (2.) Deutschland (nur Deutschland, auch BRD und DDR), (3.) Ausschließlich Österreich und Deutschland, (4.) D-A-CH (Deutschland, Österreich und Schweiz in Kombination und Schweiz auch alleine), (5.) Europa (andere Länder West- und Osteuropas), (6.) USA.

⁶ Methodik operationalisiert als (1.) Quellenstudium/Archiverhebung/deskriptive Darstellung, (2.) Inhaltsanalyse: quantitativ wie qualitativ Vorgehen, (3.) Qualitatives Interview, Befragung/Fragebogen, (4.) Hermeneutik/Heuristik/Typologierungen.

⁷ Theoretische Einbettung erfasst als (1.) Theorie vorhanden: Bezugnahme auf eine Theorie mittlerer Reichweite als Basis der Auseinandersetzung, (2.) Keine Theorie.

behandelten Zeitraums konnten inhaltsbezogene Schwerpunkte der Auseinandersetzung ausfindig gemacht werden. Die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus über die Zeit des Zweiten Weltkrieges hinaus, etwa in der Erforschung der personellen Kontinuitäten oder publizistischer Produkte, konnte so aufgenommen werden.

Darüber hinaus lies die Erfassung der in den Beiträgen diskutierten Medien Einsichten in den fachspezifischen Fokus auf bestimmte mediale Formen zu. Einbezogen wurde dabei ebenfalls fachinterne Auseinandersetzungen, die die Beobachtung des Austausches der Scientific Community ermöglichten.

Ergebnisdarstellung

Wer trägt bei?

AutorInnen in *medien & zeit*

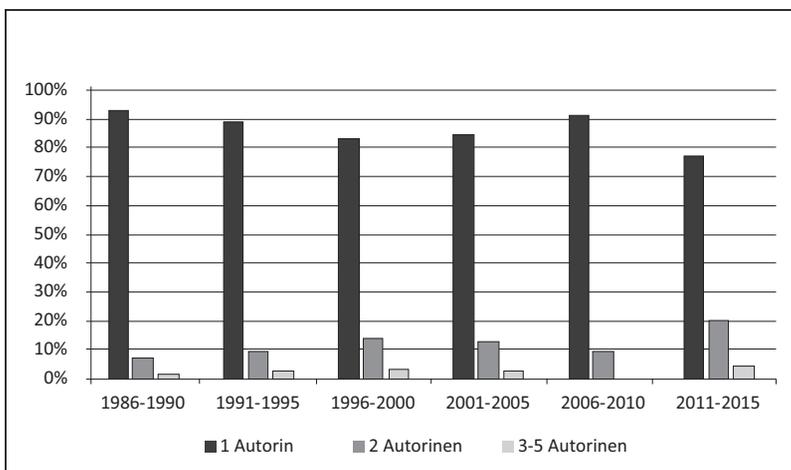
Der größte Teil der Beiträge, 86%, wurde von einer einzelnen Autorin oder einem Autor verfasst, wobei die Anzahl der männlichen Autoren mit 74% wesentlich höher ist als weibliche Autorinnen, die von den Einzelbeiträgen 26% beigetragen haben. 12% der Artikel sind von zwei AutorInnen verfasst worden, wobei ebenfalls die Gruppe der rein männlichen Teams mit 39% die rein weiblichen Koautorinnen, die mit 17% vertreten sind, überrunden. Allerdings nehmen Zweier-Teams, die nur aus Frauen und nur aus Männern bestehen mit 44% den Hauptanteil ein. Größere AutorInnengruppen von 3-5 AutorInnen sind ausschließlich gemischtgeschlechtlich und machen nur mehr einen sehr geringen Prozentsatz (2%) der gesamten Beiträge aus.

Obwohl die Anzahl der von einer oder einem AutorIn verfassten Beiträge überwiegt, zeigt sich eine Zunahme insbesondere von Beiträgen, die von zwei AutorInnen verfasst wurden.

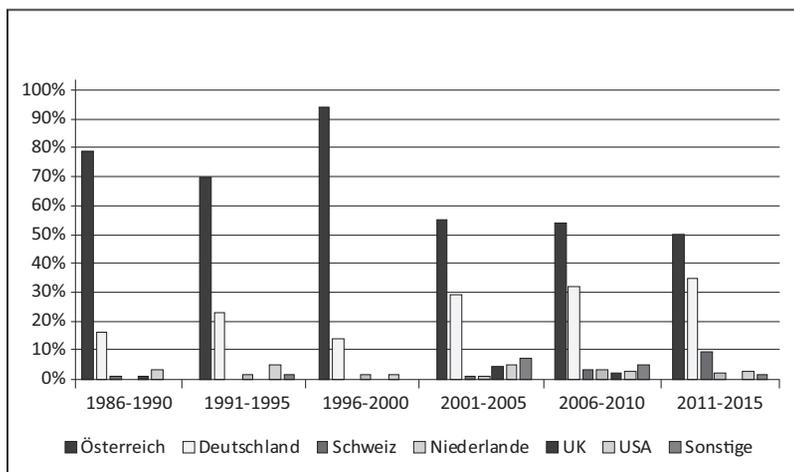
Insbesondere in den letzten 5 Jahren des betrachteten Zeitraums stammen immerhin 20% der Beiträge von zwei AutorInnen. Im Vergleich dazu wurden in den Jahren 1986-1990 noch 93% der Artikel im Alleingang bestritten, und bloß 6% zu zweit. 3-5 AutorInnen spielen hingegen auch in der Detailbetrachtung eine untergeordnete Rolle und schwanken zwischen 0% und 3% (Tab. 1).

Zur institutionellen Herkunft bzw. Arbeitsstandorten der AutorInnen lässt sich über die drei angesehenen Dekaden ein Trend fort von österreichischen und hin zu deutschen Institutionen ablesen (Tab. 2). Österreich und Deutschland gemeinsam beheimaten jedenfalls mit insgesamt rund 90% den größten Teil der *medien & zeit*-BeiträgerInnen innerhalb der 30 ausgewerteten Jahre. Wie weiter unten beschrieben, lässt sich die institutionelle Anbindung der BeiträgerInnen auch mit den thematischen Schwerpunkten, die zu wesentlichen Teilen österreichische und deutsche Kommunikationsgeschichte bestreiten, nachvollziehen. Auch das Zielpublikum der LeserInnen lässt sich als deutschsprachig beschreiben. Dementsprechend sind 95% der Beiträge in deutscher Sprache verfasst.

Wird nicht nur die institutionelle Anbindung nach Land, sondern ebenfalls nach Fachrichtung betrachtet (Tab. 3), zeichnet sich über alle Jahrzehnte des Bestehens hinweg klar eine Verankerung der *medien & zeit*-AutorInnen in kommuni-



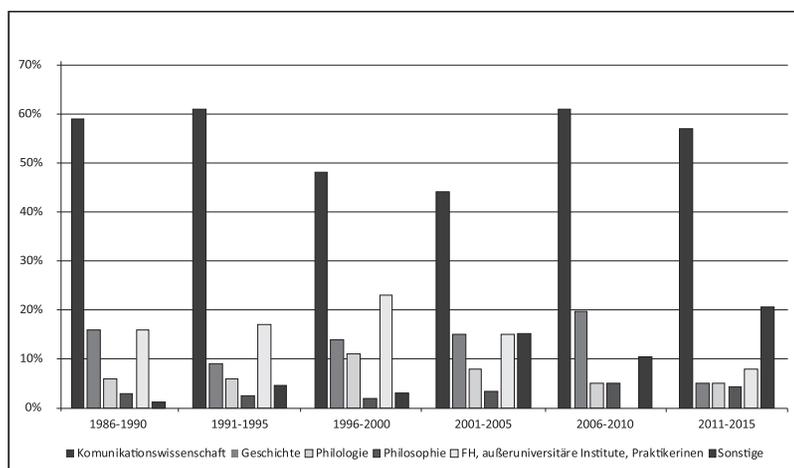
Tab. 1: Einzel- und Co-AutorInnen



Tab. 2: Herkunft der AutorInnen

kationswissenschaftlichen Fächern ab: So machen die AutorInnen aus der Kommunikationswissenschaft zwischen 44% (2001-2005) und 61% (1991-1995 und 2006-2010) aus. Konstante Begleitung erfährt die kommunikationswissenschaftliche Fraktion durch VertreterInnen aus Geschichtswissenschaft mit einem Anteil zwischen 20% (2006-2010) und 5% (2011-2015) wie der Sprachwissenschaft (bzw. Philologie), insbesondere der Germanistik zwischen 11% (1996-2000) und 5% (2006-2015). Unter der Gruppe „sonstige“ wurden alle weiteren Disziplinen – eine

breitgefächerte Mischung vornehmlich aus Sozial- und Geisteswissenschaften⁸ zusammengefasst, die jede für sich genommen kaum Gewicht ausmachen, jedoch im zeitlichen Verlauf zunimmt und für höhere Diversität der Disziplinen spricht. Interessant ist ebenfalls die im gesamten Untersuchungszeitraum mit 13% vertretene Gruppe an AutorInnen aus Fachhochschulen, außeruniversitären forschungsnahen Instituten und auch PraktikerInnen (meist mit universitären Abschlüssen), wodurch Bemühungen nach praktischer Anbindung und Austausch Rechnung getragen wird.



Tab. 3: Fachrichtung der AutorInnen

⁸ Erziehungswissenschaft, Informationswissenschaften, Komparatistik, Kulturwissenschaften, Kultur- und Sozialanthropologie, Kunstwissenschaften, Musik und darstellende Kunst, Poli-

tikwissenschaft, Psychologie, Rechtswissenschaften, Soziologie, Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Theologie, Volkswirtschaft und als naturwissenschaftliche Ausnahme Biologie.

Was wurde berichtet? Inhaltliche Entwicklungen in *medien & zeit*

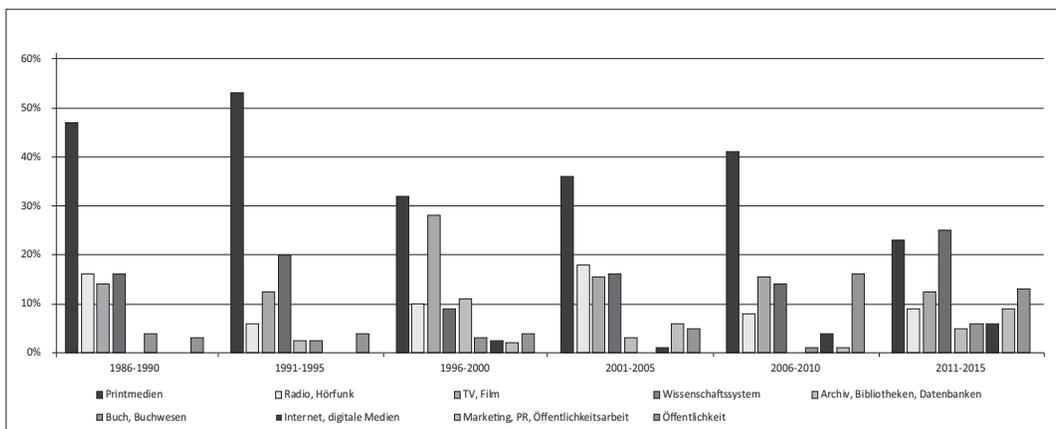
Inhaltlich wurde besonders im ersten Jahrzehnt Hauptaugenmerk auf die Auseinandersetzung mit Printmedien gelegt. Ab dem Zeitraum 1996-2000 findet allerdings eine Annäherung an andere Medienformate statt. Waren Printmedien im ersten Dezennium noch mit je knapp 50% wesentlicher Bestandteil der Debatten, schwankten sie zwischen 1996 und 2010 zwischen 30% und 40% und reihten sich schließlich mit 22% auf Platz zwei hinter fachinternen Erörterungen ein. Das Interesse an Analysen des Hörfunk begleitet die *medien & zeit*-Ausgaben wie die Einbindung von TV und Film, wobei letztere Sparte mit insgesamt 16% etwas stärker vertreten ist als die Debatte um Radio (insgesamt 11%). Interessanterweise kommt es zu einer besonders intensiven Beschäftigung (29%) mit TV und Film im Zeitraum 1996 bis 2000 und damit außerhalb von Jubiläen und runden Zahlen. Ein Erklärungsansatz mag sein, dass das Forum Zeitschrift auch Raum für Werkstattberichte und theoretische Vorüberlegungen zu größer angelegten Untersuchungen bietet.

Ab dem Zeitabschnitt 1996-2000 bis 2015 bildet das Themenspektrum die Entwicklung innerhalb der angrenzenden Fachbereiche der Kommunikationswissenschaft ab: Geschichte und Fachgeschichte von Bereichen wie Marketing, PR, Öffentlichkeitsarbeit und Werbung geraten in den Fokus der Auseinandersetzung. Abseits der Themen um Marketing, PR und Öffentlichkeitsarbeit halten aber auch Internet und digitale Me-

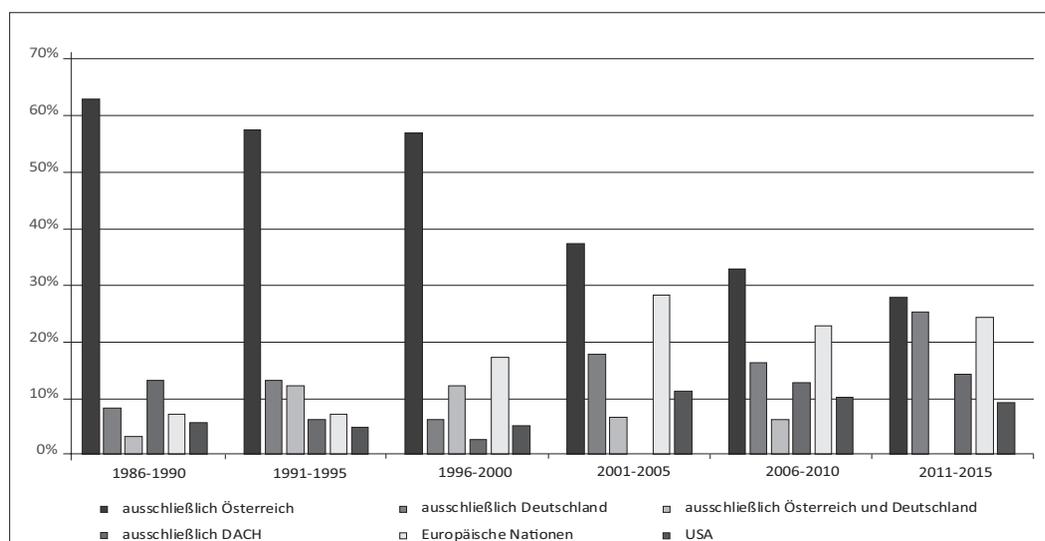
dien Einzug in die historische Kommunikationsforschung bei *medien & zeit*. Insgesamt bleiben Internet und Digitalisierung mit insgesamt 2-3% (noch) eher randständig. Eine Entwicklung, die für die Zukunft zu beobachten sein wird. Etwas stärker ist der Sektor um das Thema Öffentlichkeit gewachsen – hier gab es eine Entwicklung von 3-13%, wobei im Zeitraum 2006-2010 mit 16% die Spitze der Beschäftigung zum Thema ausfindig gemacht werden kann (Tab. 4).

In der Analyse einer kommunikationshistorischen Fachzeitschrift liegt die Frage nach den bearbeiteten Zeiträumen geradezu auf der Hand. Lassen sich vereinzelt Beiträge zur Antike, gar Urgeschichte, finden, starten die Epochen der Analysen in nennenswerter Zahl mit dem 18. Jahrhundert. Brennpunkt der wissenschaftlichen Debatte über alle Jahre hinweg liegt allerdings im 20. Jahrhundert. 64% aller Artikel haben dieses geschichtsträchtige Dezennium zum Gegenstand, wobei ab 2000 eine Trendwende in Richtung 21. Jahrhundert spürbar wird. Beherrschte das 20. Jahrhundert die Beiträge in *medien & zeit* noch bis zu 88%, pendelt sich die Beschäftigung mit dieser Dekade zwischen 2006 und 2015 bei etwa 40%. Dafür wurde das 21. Jahrhundert im vergangenen Jahrzehnt genauer betrachtet: Bis zu 56% der Beiträge beschäftigten sich mit dieser Zeitspanne.

Dennoch soll beim Hauptteil des Gesamtbestandes, dem 20. Jahrhundert, noch kurz verweilt werden. Unterteilt in wesentliche historische Ereignisse wurden in *medien & zeit* die Jahre ab 1914 bis in die 1990er Jahre gleichermaßen beleuchtet.



Tab. 4: Mediale Kommunikation



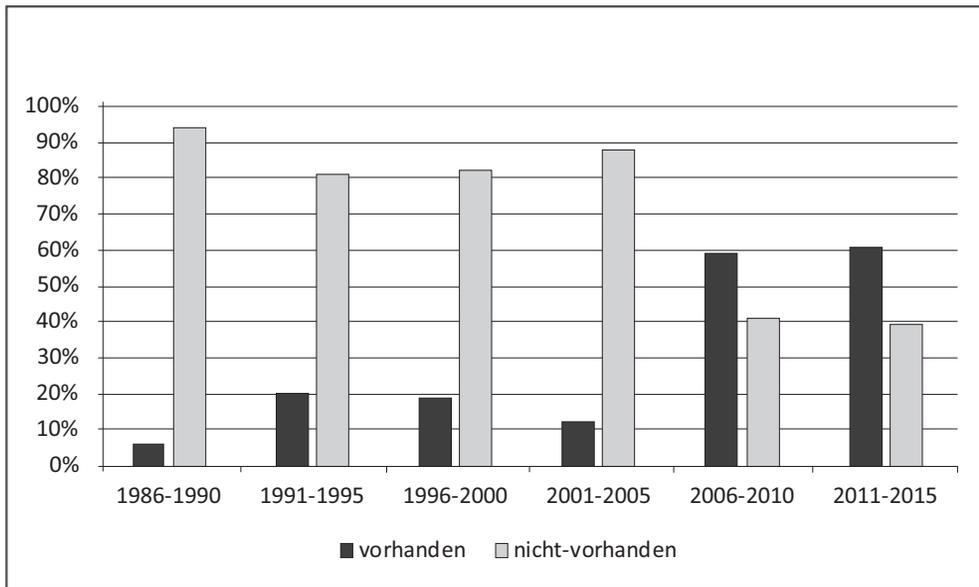
Tab. 5: Behandelte Regionen

Kann zwar ein inhaltlicher Kern in der kritischen Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus gesetzt werden, wurden die Jahrzehnte im 20. Jahrhundert ab 1914 relativ gleichmäßig behandelt. Die Beschäftigung mit den Zeiträumen 1945 und 1980er liegen zwischen 10% und 13%. Die Auseinandersetzung der 1990er ist quantitativ höher, liegt bei 19%, wobei hier die *medien & zeit*-Ausgaben eben der 1990er-Jahre ausschlaggebend sind. Dieser Befund lässt erkennen, dass in den 1990er Jahren Debatten um den Status quo der Wissenschaft wie des wissenschaftlichen Vorgehens wie der Gesellschaft stärker thematisiert wurden. Diese Verteilung lässt erkennen, dass eine Reflexion historischer Ereignisse vor dem jeweilig aktuellen Hintergrund stattgefunden hat.

In den behandelten Nationen kristallisiert sich ein Trend von der Beschäftigung mit Österreich hin zu einer breiteren Einbindung europäischer und US-amerikanischer Nationen heraus. So lag in den ersten 15 Jahren die Auseinandersetzung allein mit der Geschichte Österreichs bei etwa 60%, gab es ab den 2000er Jahren eine Wende hin zu einem Interesse insbesondere an Deutschland wie der Schweiz aber auch anderen europäischen Nationen. Der Blick Richtung Übersee war seit jeher etwa durch die Beschäftigung mit ExilautorInnen Bestandteil (6%) Thema. Im Zeitverlauf wuchs nicht nur der quantitative Anteil (10%), sondern verbreiterte sich auch das thematische Spektrum im Hinblick auf die USA. Einzelne europäische Länder – Österreich, Deutschland

und Schweiz ausgenommen – sowie Europa als Gesamtkonstrukt erfahren im Zeitraum 1996 bis 2015 eine deutlich stärkere Bedeutung. Lag der Anteil im ersten Erscheinungsjahrzehnt 1986 bis 1995 an Beiträgen zu europäischen Nationen bei 7%, entwickelte sich im Zeitraum 1996 bis 2000 eine Steigerung auf 17%, die im Zeitraum 2001 bis 2005 auf 28% anwuchs und sich im letzten Jahrzehnt einen Umfang von 23% bis 24% erreichte (Tab. 5). Diese Entwicklung ist sicher in Beziehung zur intensiven wissenschaftlichen Befassung mit Europa als Kommunikationsraum und europäischer Öffentlichkeit ab dem Beginn der europäischen Krise(n) ab 2005 zu begreifen.

Besonders auffällig ist die Entwicklung in der Beschäftigung mit theoretischen Konzepten (Tab. 6). Bis Ende 2005 kamen Beiträge in *medien & zeit* großteils ohne theoretische Rahmung aus. In Kombination mit gewählten methodischen Zugängen wird klar, dass die ersten 20 Jahre durch grundlegende Archiv- und Quellenarbeit dominiert waren. Diese Bestandsaufnahmen resultierend aus der Sichtung von Akten, Nachlässen, Dokumentationen, der Recherche und Beschaffung von Medienbeständen wie der Befragung von ZeitzeugInnen sind heute noch vielfach die Basis für die wissenschaftliche Arbeit in Österreich und Deutschland. Die quantitativ geringen theoriegeleiteten Beiträge waren weitgehend Reflexionen über Potenziale von Denktraditionen. Eine deutliche Wende lässt sich in den vergangenen zehn Jahren erkennen – theoretische Rah-



Tab. 6: Theoretische Bezugnahmen

mungen und Konzeptualisierungen nahmen stark zu und liegen mit 2015 bei 57%.

Korrespondierend zur Theoretisierung stellt sich die Methodenentwicklung dar. Das methodische Vorgehen lässt sich grob in vier Sparten teilen, wobei eine Umkehr von deskriptiven zu heuristischen Verfahren erkennbar ist. Im Gegensatz zu den ersten zwei Dezennien, in denen vorrangig deskriptiv gearbeitet wurde, geht die Tendenz ab 2006 zu heuristischen Analysen über. Ständige Begleiter sind dabei ausgewiesene inhaltsanalytische Methoden sowie Befragungen und Interviews, hier auch Oral History.

Fazit

In vorliegender Studie wurde Fragen nach der Verortung der AutorInnen wie inhaltlichen Eckdaten der kommunikationshistorischen Forschung in *medien & zeit* nachgegangen. Die Ergebnisse der Inhaltsanalyse, die ihr 30-jährige Publikationsgeschehen zwischen 1986 bis 2015 umfassen, lassen sich wie folgt zusammenfassen:

Über den gesamten Untersuchungszeitraum hinweg stammt der überwiegende Teil der AutorInnen aus kommunikationswissenschaftlichen Fächern und sind institutionell in Österreich oder Deutschland beheimatet. VertreterInnen aus der Geschichtswissenschaft und mit etwas Abstand

aus den Sprachwissenschaften haben dabei konstant in den Ausgaben mitgewirkt. Damit unterscheidet sich die kommunikationsgeschichtliche Forschung vom gesamten Fach. So konstatierten Brosius und Haas nach der Analyse von M&K sowie *Publizistik* einen Anteil an Publizistik- und KommunikationswissenschaftlerInnen von 32,5% im Untersuchungszeitraum 1983 bis 1987 mit in chronologischer Entwicklung steigender Tendenz bis zu 67,2% für 2003 bis 2007 (Brosius & Haas, 2009, S. 177).

Bei knapp 3/4 der VerfasserInnen aller Beiträge handelt sich um Männer. Diesbezüglich korrespondieren die Befunde mit den Ergebnissen im Gesamtfach (Brosius & Haas, 2009, S. 178-179) Der in der Publikationspraxis zu beobachtende Trend mehrerer AutorInnen zeichnet sich auch für *medien & zeit* ab: In der Fachzeitschrift publizieren im Zeitverlauf zunehmend mehr AutorInnen duos mit vereinzelt Ausnahmen auch größere Teams. Dominant ist dennoch der Beitrag verfasst von einzelnen AutorInnen.

Die in den Blick genommenen geographischen Regionen zeigen eine Entwicklung von einer hauptsächlich Beschäftigung mit österreichischen Themen hin zu einem Einbezug zunächst deutscher, später europäischer und US-amerikanischer Nationen. Insbesondere seit den 2000er Jahren hat in erster Linie Deutschland die fachliche Auseinandersetzung mitbestimmt. Ab-

gesehen von Österreich, Deutschland und der Schweiz fand das Gesamtkonstrukt Europa ab 1996 verstärkte Aufmerksamkeit, wobei die vermehrte Befassung mit der europäischen Öffentlichkeit mit Zunahme der gesellschaftlichen und politischen Krise(n) in jüngster Zeit in Verbindung gebracht werden kann.

Der Schwerpunkt auf der Materialebene der Betrachtung, der konkreten Medien der Kommunikation, lag insbesondere im ersten Jahrzehnt im Printbereich. Erwähnenswert ist der fachinterne Diskurs, der von Beginn an Raum in *medien & zeit* fand und schließlich ein knappes Viertel der Beiträge umfasst.

Der Themenkreis um Rundfunk ist ständiger Weggefährte der fachlichen Reflexion, wobei Fernsehen und Film etwas größere Aufmerksamkeit als Hörfunk zukommt. Zugenommen hat die Beschäftigung mit der Materie um den Komplex Öffentlichkeit, wobei sie ihren bisherigen Höhepunkt im Zeitraum 2006-2010 fand. Parallel zu Entwicklungen der angrenzenden kommunikationswissenschaftlichen Fachbereiche kann auch der Einzug der Bereiche wie Marketing, PR, Öffentlichkeitsarbeit und Werbung konstatiert werden und mit dem Millennium gerieten auch digitale Medien in den Fokus.

Ein zeitlicher Schwerpunkt lässt sich mit insgesamt etwa 2/3 der Beiträge im 20. Jahrhundert verorten. Insbesondere wurden die Jahre nach 1914 bis in die 1990er Jahre beleuchtet. Deutlich wird eine Auseinandersetzung mit dem Zweiten Weltkrieg, dessen Ursachen und medialer Vorbereitung wie den die Gesellschaft lange bestimmenden Nachwirkungen. Jedoch zeigt die Analyse, dass die Betrachtung historischer Ereignisse

vor den jeweilig aktuellen Hintergrund geführt wurde und damit aktuelle Ereignisse Anlass für historische Rückschau gaben.

Neben dem 20. Jahrhundert findet eine nennenswerte Beschäftigung mit dem 18. wie 19. Jahrhundert statt und mit dem Beginn der 2000er eine zunehmend starke Auseinandersetzung auch mit dem 21. Jahrhundert.

Beachtlich ist die Entwicklung von theoretischer Rahmung wie methodischer Vorgehensweisen. Waren die ersten zwei Jahrzehnte vor allem von grundlegender Forschungs- und Erhebungsarbeit mit Archiv- und Quellenmaterial dominiert, die weitgehend mit geringer theoretische Einbettung erfolgte, wird ebendiese in den darauf folgenden Jahren stärker forciert. Methodisch lässt sich klar eine Umkehrung von deskriptiven zu heuristischen Vorgehensweisen erkennen. Methodisches Instrumentarium sind in erster Linie inhaltsanalytische Vorgehensweisen sowie qualitative wie quantitative Befragungen.

Wie diese Befunde zeigen ist bereits auf der Materialebene eine klare Linie zur Kommunikationsgeschichtsschreibung, der Auseinandersetzung mit dem kommunikativen Menschen, erkennbar. Diese zeichnet sich ebenso beim Blick auf die Methoden- wie Theorieentwicklung ab. Wer zu Wahrnehmungen, Einstellungen und Emotionen von Menschen forscht, benötigt entsprechende methodische Instrumentarien wie Anleihen aus den theoretischen Reservoirs, die das Fach bietet. Damit lässt sich erkennen, dass die Fachzeitschrift *medien & zeit* die Frage nach Kommunikation in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft nicht nur als Label verwendet, sondern auch inhaltlich umsetzt.

Bibliographie:

- Brosius, H.-B. (1994). Integrations- oder Einheitsfach? Die Publikationsaktivitäten von Autoren der Zeitschriften „Publizistik“ und „Rundfunk und Fernsehen“ 1983-1992. In: *Publizistik*, (1) 1994, S. 73-90.
- Brosius, H.-B. (1998). Publizistik- und Kommunikationswissenschaft im Profil. Wer publiziert in „Publizistik“ und „Rundfunk und Fernsehen“? In: *Rundfunk und Fernsehen*, (46) 1998, S. 333-347.
- Brosius, H.-B. & / Haas, A. (2009). Auf dem Weg zur Normalwissenschaft. Themen und Herkunft der Beiträge in „Publizistik“ und „Medien & Kommunikationswissenschaft“. In: *Publizistik*, 54 (2), S. 168-190.
- Dohnanyi, K. von (1973). Die Fachzeitschrift erfüllt auf ideale Weise die Anforderungen an ein modernes Bildungsmedium. In: *ZV+ZV* (38) 1973.
- Donsbach, W., Laub, T., Haas, A. & Brosius, H.-B. (2005). Anpassungsprozesse in der Kommunikationswissenschaft. Themen und Herkunft der Forschung in den Fachzeitschriften „Publizistik“ und „Medien & Kommunikationswissenschaft“. In: *Medien & Kommunikationswissenschaft*, 53 (1), S. 46-72.
- Echterbruch, J., Lassen, J. & Tholen, J. (2016). Von pragmatischen Post-Docs und progressiven Praktikern. In: *Publizistik*, 61 (1), S. 17-40.
- Fischer, H. D. (Hg.) (1986). *Portraits der Fachzeitschriften zur Publizistik und Kommunikation*. Romagen-Rolandseck.
- Glötz, P. (1978). Fachpresse und Wissenschaftspublikationen heute. In: *ZV+ZV*, (21).
- Hanitzsch, T. (2016). Impact und Normalwissenschaft. Die Fachzeitschrift als Treiber einer neuen Wissenschaftskultur – ein Zwischenruf. In: *Publizistik*, 61 (1), S. 41-50.
- Hohlfeld, R. & Neuberger, C. (1998). Profil, Grenzen und Standards der Kommunikationswissenschaft. In: *Rundfunk und Fernsehen*, (46) 1998, S. 313-322.
- Koschnick, W. J. (1988). *Standard Lexikon für Mediaplanung und Mediaforschung*. München, London, New York, Paris.
- Koschwitz, H. (1969). Die wissenschaftliche Zeitschrift. In: Dovifat, E. (Hg.), *Handbuch der Publizistik*, Bd. 3, Berlin 1969.
- Langenbacher, W. R. (1985). *Wissen durch Kommunikation ohne Streuverlust*. Die gesellschaftliche Funktion der Zielgruppenmedien. Festvortrag im Kongresszentrum Hofburg, Wien.
- Langenbacher, W. R. (2016). Die „Philosophie“ der Herausgeberzeitschrift und ihr (notwendiger?) Wandel. In: *Publizistik*, 61 (1), S. 7-15.
- Lorch, P. (1969). Die Fachzeitschrift. In: Dovifat, E. (Hg.): *Handbuch der Publizistik*, Bd. 3, Berlin.
- Löblich, M. & Birkner, T. (2015). Debatte: Die Zukunft der Geschichte. In: *Aviso*, (60), April 2015, S. 2.
- McCartan, P. (2010). Journals and the Production of Knowledge. A Publishing Perspective. In: *British Journal of Political Science*, 40 (2), S. 237-248.
- Österreichische Gesellschaft für Kommunikationswissenschaft (Hg.) (1983), *Die publizistische Zukunft der Fachzeitschrift*. Wien.
- Riffe, D. & Freitag, A. (1997). A content analysis of content analyses. Twenty-five years of Journalism Quarterly. In: *Journalism and Mass Communication Quarterly*, 74 (3), S. 515-542.
- Schanze, H. (1998). Publikationspolitiken wissenschaftlicher Zeitschriften. Anspruch und Wirklichkeit. In: *Rundfunk und Fernsehen*, (46) 1998, S. 237-242.
- Schweiger, G. & Schrattenecker, G. (1986). *Werbung*. Eine Einführung, Stuttgart.
- Stremme, S. (1975). *Die Fachzeitschrift am Markt*. Dissertation, Wien.
- Taschwer, K. (31.01.2016). Radikalumbau in den Kathedralen des Wissens. In: *derStandard.at*, abgerufen von <http://derstandard.at/2000029820540/Radikalumbau-in-den-Kathedralen-des-Wissens>, Zugriff am 01.09.2016.

Gaby FALBÖCK

Dr., Studium der Publizistik- und Kommunikationswissenschaft und der Politikwissenschaft, Lektorin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien, Lehrdozentin am Department Medien&Wirtschaft der FH St. Pölten, Obfrau des Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK) und Mitherausgeberin von *medien & zeit*, in Forschung und Lehre beschäftigt sie sich mit Medien- und Kommunikationsgeschichte, Kinder und Medien, populäre Medienkulturen, Methoden.

Christina KRAKOVSKY

Mag., Doktorandin am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft; Dissertationsprojekt zum Thema Erzeugung von medialer Öffentlichkeit mittels politischer Kunst in Wien; laufendes Studium der Komparatistik an der Universität Wien. Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Franz Vranitzky Chair for European Studies der Universität Wien im Forschungsprojekt „Generation In-Between. The ‚Europeanness‘ of the Balkan War Children“. Vorstandsmitglied im Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK) und Mitherausgeberin von *medien & zeit*. Vorstandsmitglied der „under. docs. Verein zur Förderung von NachwuchsforscherInnen der Geistes- und Sozialwissenschaften“. Freie Journalistin im Geschichtsfeuilleton *Zeitreisen der Wiener Zeitung*.

Wer hat, dem wird gegeben

Bedingungen, Phänomene und Effekte genderspezifischer
Wissenschaftskommunikation

Beatrice Dernbach

Technische Hochschule Nürnberg, Studiengang Technikjournalismus/-PR

Abstract

WissenschaftlerInnen sollen forschen und damit zentrale Fragen der modernen Gesellschaft beantworten. Sie sollen öffentlich erklären, wie sie zu welchen Ergebnissen gekommen sind. Publizieren sie ihre Erkenntnisse ausschließlich in wissenschaftlichen Fachzeitschriften, wird ihnen von der nicht-wissenschaftlichen Öffentlichkeit das Verharren im Elfenbeinturm vorgeworfen. Kommunizieren sie in populären Massenmedien, so setzen sie sich unter Umständen einer Diskussion über eine eitle Selbstdarstellung aus. Im folgenden Beitrag liegt ein besonderer Fokus auf der Frage, ob diese Herausforderungen für männliche und weibliche ForscherInnen unterschiedlich sind bzw. wahrgenommen werden. Obwohl Frauen in der Wissenschaft noch immer unterrepräsentiert sind, lässt sich dies nicht einfach stereotyp mit strukturellen Bedingungen des Systems begründen. Eine der zentralen Fragen lautet, inwieweit diese Ist-Situation die interne wie externe Kommunikation im und aus dem Wissenschaftssystem heraus bestimmt.

Annäherung an ein komplexes Phänomen

Die Frage danach, ob, warum und wo WissenschaftlerInnen publizieren, ist eine unter vielen und nicht die erste, sondern eine der letzten, die nach Abarbeitung eines langen Fragenkatalogs zu beantworten wäre. Als Ausgangsfragen kristallisieren sich stattdessen heraus: Warum gibt es viel weniger Frauen als Männer in der Wissenschaft? Und wie schlägt sich diese Unterrepräsentanz in ihrem wissenschaftsinternen und öffentlichen Auftreten einerseits und der Wahrnehmung in der Scientific Community und der Öffentlichkeit andererseits nieder? Welche Rolle wiederum spielen dabei wissenschaftliche Fach- und populäre Massenmedien?

Der aktuelle Stand der Diskussion lässt sich in wenigen Schlagzeilen zusammenfassen: Im seit 2008 laufenden Professorinnenprogramm ist im März 2016 die fünfhundertste Wissenschaftlerin berufen worden. Das verdeckt jedoch nicht, dass der Anteil der Frauen im deutschen Wissenschaftsbetrieb – vor allem in der Liga der höchst dotierten Positionen – bei etwa 20% liegt.

Gleichzeitig verstummen die Unmutsäußerungen über Frauenförderprogramme nicht. Die Extrempositionen benennen dafür regelmäßig dieselben Gründe: Die Wissenschaft ist männerdominiert; die „Old Boys Networks“ haben ihre Strukturen geprägt, die sich nur schwer durchbrechen lassen. Versus: Es fehlt immer noch der weibliche Nachwuchs. Frauen wollen keine Karrieren in der Wissenschaft machen.

Das deutsche Wissenschaftssystem unter der Genderperspektive

Im System Wissenschaft treffen zwei gesellschaftspolitisch bedeutende Ereignisse aufeinander, die beide statistisch gut abgebildet sind: In Schul- und Hochschulbildung dreht sich seit Jahren die Geschlechterhierarchie um; mehr junge Frauen als Männer absolvieren die Bildungstufen bis hin zum Studienabschluss. Gleichzeitig dominieren noch immer Männer die (akademische) Berufswelt. Der Soziologe Klaus Hurrelmann beschreibt dies wie folgt:

„Eine paradoxe Situation: Die jungen Frauen sind bestens ausgebildet, krisenerprobt und bringen viel soziales Kapital mit. Und doch gelingt es ihnen nicht, diese Stärke in beruflichen Erfolge umzumünzen. Das hat viele Gründe...“
(2016, S. 65)

Bevor diese Gründe analysiert werden, ist zunächst einmal die Datengrundlage darzulegen. Die Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (GWK, 2015) erfasst seit vielen Jahren Daten zur Chancengleichheit von Männern und Frauen in Wissenschaft und Forschung. Da selbsterklärend, sei diese Statistik hier wiedergegeben:

*„Im Vergleichszeitraum von 1994 bis 2013 hat sich an den **Hochschulen** der Anteil von Frauen an der Gesamtzahl*

- der Erstimmatrikulierten von 45,1% auf 49,8%,*
- der Studienabschlüsse von 41,5% auf 51,2%,*
- der Promotion von 31,2% auf 44,2%,*
- der Habilitationen von 13,5% auf 27,4% und*
- der Professuren von 7,5% auf 21,3% verändert.“*

(ebd., S. 10)

Bei den außerhochschulischen Forschungseinrichtungen wurden folgende Daten ermittelt: In den vier größten Forschungseinrichtungen (Fraunhofer, Max Planck, Helmholtz und Leibniz) liegt der Anteil der Frauen unter den Promovierenden bei 45%, unter den tariflich beschäftigt Promovierenden bei 46% und unter den Stipendiaten bei 42,8% (ebd., S. 29).

In einer von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) in Auftrag gegebenen Studie zeigt sich, dass die geschlechtsspezifischen Unterschiede auch in der Forschungsförderung zu finden sind (Ranga, Gupta & Etkowitz, 2012). Für die „geschlechterspezifischen Verzerrungen in der Wissenschaft“ gäbe es nicht nur die eine Erklärung; die Autorinnen identifizieren eine Mischung aus gesellschaftlichen, institutionellen und soziokulturellen Faktoren. Dazu später mehr.

In Summa zeigt sich, dass sich die Kluft zwischen Frauen und Männern in der Wissenschaft langsam zu schließen beginnt. Allerdings sinkt nach wie vor der Frauenanteil mit jeder Stufe auf der Karriereleiter nach Abschluss des Studiums. Dieses Phänomen wird „Leaky Pipeline“ genannt (Köszegi u.a., o.J.; siehe auch Robert Bosch Stif-

tung, o.J.). Das damit beschriebene Phänomen existiert in vielen gesellschaftlichen Feldern, vor allem in der Wirtschaft. Im März 2015 hat der Deutsche Bundestag deshalb beschlossen, dass ab 2016 mindestens 30% der Aufsichtsratsposten in börsennotierten Unternehmen mit Frauen besetzt werden müssen (Spiegel Online, 2015). Im Wissenschafts- bzw. Hochschulbereich besteht eine solche Regelung nur für die Ebene der Hochschulaufsichtsgremien bzw. Hochschulräte, die es seit Ende der 1990er Jahre in allen Bundesländern – mit Ausnahme Bremens – gibt. So unterschiedlich die Regelungen in den einzelnen Ländern sind, so unterschiedlich sind die Quoten: Sie liegen im Jahr 2014 zwischen 14,8% (Sachsen-Anhalt) und 44,4% (Schleswig-Holstein) (GWK, 2015, S. 27-28). Die Unterrepräsentanz von Frauen ist auch auf der Leitungsebene der Hochschulen sichtbar: 15,5% der RektorInnen sind weiblich, 27% Frauen besetzen die Position einer Prorektorin/Vizepräsidentin und immerhin 30% die der Kanzlerin (ebd.).

Erklärungen für die Unterrepräsentanz der Frauen in der Wissenschaft

Seit 2008 werden mit dem Bund-Länder-Professorinnenprogramm gezielt Frauen im Hochschulbereich gefördert (BMBF, o.J.). Zwei Ziele sollen damit erreicht werden: die Erhöhung der Anzahl der Professorinnen und die Veränderungen der Strukturen auf der Basis von Gleichstellungskonzepten. Das mit insgesamt 300 Millionen Euro ausgestattete Programm wurde 2012 evaluiert und aufgrund seines Erfolges bis 2017 verlängert. Dies ist nicht die einzige (politische) Maßnahme, die die Strukturen des Wissenschaftsbetriebs, insbesondere an den Hochschulen, beeinflusst respektive verändert, aber sicherlich diejenige, die am deutlichsten (nur) Frauen fördert. In der öffentlichen und medialen Debatte darüber werden immer wieder kritische Stimmen laut, zuletzt beispielsweise die von Marcel Schütz in der Zeit vom 21. April 2016 (Schütz, 2016, S. 70) als Replik auf einen Artikel in der Ausgabe vom 07. April 2016, in dem zwei Journalistinnen die prekäre Situation von Frauen in der Wissenschaft beschrieben hatten (Scholz & Seifert, 2016, S. 69-70). Der Organisationssoziologe Schütz ist überzeugt davon, dass der „Gender-Hype“ den Blick auf die wahren Probleme des Wissenschaftsbetriebs versperrt;

diese lägen beispielsweise in der Befristungspraxis der Beschäftigungsverträge – was gleichermaßen Frauen wie Männer betreffe. Genderrituale seien „geradezu ein Luxusproblem der akademischen Community“ (Schütz, 2016, S. 70).

Kaum ein anderes gesellschaftliches Thema ist derart polarisiert und bestimmt von Stereotypen. Während die eine Seite der Meinung ist, es gäbe nach wie vor zu wenig weiblichen Nachwuchs und die Frauen seien schließlich selbst schuld an ihrem Dilemma, weil nicht bereit für höhere Aufgaben, sieht die andere Seite die Strukturen bestimmt vom „Old Boys Network“.

An dieser Stelle startet die Erklärungsreise. Sie führt über den schmalen Pfad der genannten Daten und stereotypen Erklärungen auf ein weites, noch nicht beackertes Feld. Diese Metapher wurde auch deshalb gewählt, weil Pierre Bourdieus Verständnis des sozialen Feldes und vor allem seine Begriffe soziales Kapital und Habitus in diesem Zusammenhang ertragreich scheinen. Bourdieu sieht einen engen Zusammenhang zwischen kulturellen Bedürfnissen bzw. der kulturellen Praxis einerseits und dem Ausbildungsgrad sowie der sozialen Herkunft andererseits (Bourdieu, 2014, S. 18). Grundlegend macht er weder die Spielregeln der sozialen Bereiche, die unterschiedlich sind und das jeweilige Verhalten bestimmen, noch die Individuen jeweils allein verantwortlich für soziales Handeln. Er prägt für diesen Zusammenhang den Begriff des Habitus: Das Individuum internalisiert einerseits im Sozialisationsprozess die sozialen Regeln; diese sind nicht zuletzt durch die Herkunft bzw. die unterschiedlichen Existenzbedingungen bestimmt. Die/Der Einzelne versucht einerseits, sich nach diesen Regeln zu richten, andererseits eigene anpassungsfähige Strategien zu entwickeln. Der Habitus ist zugleich Produkt und Produzent praktischen sozialen Handelns.

Auf dieser Basis entwirft der französische Soziologe die soziale Ordnung der Moderne; diese ist gekennzeichnet durch die „Vergesellschaftung des Biologischen“ und die „Ideologisierung des Gesellschaftlichen“ – was wiederum die Teilung der Geschlechter mehr oder weniger fest schreibt (Bourdieu, 2016, S. 11):

„Die soziale Ordnung funktioniert wie eine gigantische symbolische Maschine zur Ratifi-

zierung der männlichen Herrschaft, auf der sie gründet: Da ist die geschlechtliche Arbeitsteilung, die äußerst strikte Verteilung der Tätigkeiten, die einem der beiden Geschlechter nach Ort, Zeit und Mitteln zugewiesen werden.“
(ebd., S. 21)

Pierre Bourdieu folgert aus seinen Beobachtungen, dass der naturgegebene biologische bzw. anatomische Unterschied die gesellschaftlich konstruierte Unterscheidung von Männern und Frauen immer noch – wenn auch unbewusst – zu rechtfertigen scheint (ebd., S. 23). Diese „androzentrische Sicht“¹ wird nach Ansicht Bourdieus ständig bestätigt und legitimiert: Die Frauen könnten tun und lassen, was sie wollten, sie würden doch immer wieder auf das eingeprägte (negative) Vorurteil des Weiblichen stoßen.

„Die männliche Herrschaft findet so alle Bedingungen ihrer vollen Entfaltung vereint. Manifest wird der den Männern universell zuerkannte Vorrang zum einen in der Objektivität der sozialen Strukturen und der produktiven und reproduktiven Tätigkeiten, die auf einer geschlechtlichen Arbeitsteilung der biologischen und sozialen Produktion gründen, welche dem Mann den besseren Part zuweist, und zum anderen in denen allen Habitus immanenten Schemata.“
(ebd., S. 63)

Diese funktionieren als „Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmatrizen“ aller Gesellschaftsmitglieder (ebd.). Das Vertrackte daran ist: Auch die Frauen selbst haben diese Schemata internalisiert und verhalten sich bisweilen in einer Art sich selbsterfüllenden Prophezeiung (ebd., S. 61-62). Das klingt nach einer gesellschaftlichen Sackgasse, vor allem für die Frauen. Bourdieu sieht den einzigen Ausweg in einer umfassend ausgerichteten subversiven Bewegung, die alle „Herrschaftseffekte“, alle Strukturen und alle Institutionen berücksichtigt, in denen „nicht nur die männliche Ordnung, sondern die gesamte gesellschaftliche Ordnung vollendet und produziert wird“ (ebd., S. 199).

Mit Bourdieus Ansatz gelingt es, die Wissenschaft als soziales Feld zu beschreiben, in dem ein bestimmter Habitus produziert und reproduziert wird. Corinna Lüthje definiert auf dieser Basis

¹ Androzentrismus ist eine besondere Form von Sexismus, in der der Mensch auf das männliche Geschlecht zentriert und

die Frau zwar nicht als minderwertig, aber als anders, als von der Norm abweichend betrachtet wird.

die wissenschaftliche Feldlogik und wesentliche wissenschaftliche Kapitalien: Drittmittel (ökonomisch), wissenschaftliche Sozialisation und Kenntnis der Regeln der Wissenschaft (inkorporiertes kulturelles Kapital), Publikationen, Anzahl der MitarbeiterInnen, Ausstattung (objektiviertes kulturelles Kapital), Bildungstitel (institutionalisiertes kulturelles Kapital), Zugang zu Netzwerken (soziales Kapital) sowie wissenschaftlicher Ruf und Reputation (symbolisches Kapital) (Lütjhe, 2015, S. 49). Es wird noch zu belegen sein, dass bei vielen dieser Ressourcen die Frauen weniger reüssieren.

Das Wissenschaftssystem insgesamt und insbesondere die Hochschulen befinden sich seit Jahren in einem Wandlungsprozess:

„Universitäten und Hochschulen sind aufgefordert, im Wettbewerb der Wissensökonomien Spitzenleistungen zu bringen und zudem den Arbeitsmarkt mit passgenau qualifizierten Arbeitskräften zu versorgen. Dabei verändern sie ihre Gestalt, sie werden von nationalstaatlich getragenen Forschungs- und Bildungsinstitutionen zu ‚autonom‘ agierenden Einheiten.“

(Camus, Kreissl & Oloff, 2016, S. 1)

Merkmale dieses New Public Management (NPM) sind ein stärkerer Einfluss der Politik sowie der Privatwirtschaft, beispielsweise über Hochschulräte, Controllingeinheiten und die Akquisition von Drittmitteln. Damit verändern sich auch die Bedingungen der Wissensarbeit: Forschungsprojekte hängen von den GeldgeberInnen ab und Publikationen werden strategisch geplant. Dies alles bestimmt letztlich auch die wissenschaftliche Debatte (ebd., S. 4). Liegen in dieser „neoliberalen(n) Wissenschaftspolitik“ Potenziale, Chancen und Risiken für die Gleichstellung von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (ebd., S. 5)?

Vor allem von staatlicher Seite wird versucht, „gestaltend auf die Wissenschaft Einfluss zu nehmen“ (Matthies & Rehbein, 2016, S. 23). Matthies und Rehbein identifizieren „drei Diskurse [...] an denen sich die wissenschaftspolitischen Interventionsversuche orientieren: ein Nützlichkeits-, ein Wettbewerbs- und ein Kontrolldiskurs“ (ebd.). In Ersterem geht es darum, nach dem praktischen Nutzen Forschung zu fördern. Die wissenschaftliche Selbstkontrolle wird dabei um die externe Kontrolle ergänzt. Gefördert werden die Besten, d.h. AkteurInnen im Wissenschaftssystem agieren

hoch kompetitiv. Ihr Handeln wird unter Leistungs- bzw. Effizienzgesichtspunkten beobachtet und bewertet:

„Die wissenschaftliche Qualität allein genügt nicht mehr als Leistungsausweis, vielmehr kommen zusätzlich quantifizierbare Indikatoren wie Publikationsziffern, eingeworbene Drittmittel und Ressourcenverbrauch, vor allem Zeit und Geld, ins Spiel.“

(ebd., S. 23-24)

Die Autorinnen fragen, „wie Wissenschaftler_innen die neuen Anrufungen in ihr Karrierehandeln integrieren und in welcher Weise sie sich dabei auf Geschlecht als Wissensordnung beziehen“ (ebd., S. 24). Sie verwenden dafür das Konzept der „Responsivität“: Wie verhalten sich die strukturellen Bedingungen zu den individuellen Strategien und umgekehrt? Gibt es spezifische Responsivitätsmuster, die sich möglicherweise nach Geschlecht unterscheiden? Empirisch überprüft wurde diese Frage auf der Basis von narrativen berufsbiografischen Interviews mit männlichen und weiblichen NachwuchswissenschaftlerInnen unterschiedlicher Disziplinen: 14 davon gehören der Gruppe der sogenannten „Persister“ an – das sind „Wissenschaftler_innen die sich erfolgreich in der Wissenschaft etablieren konnten“ –, acht sind sogenannte „Switcher“, also „Wissenschaftler_innen, die ihre wissenschaftliche Karriere abgebrochen haben“ (ebd., S. 25). Die Forscherinnen entdeckten drei divergente Muster: das des Ignorierens, des Anpassens und Überbietens sowie das der Ambivalenz (ebd., S. 26). Das Ergebnis war einigermaßen überraschend, denn das Geschlecht scheint keine Rolle für das jeweilige Verhaltensmuster zu spielen. Aber: „Schaut man jedoch auf die Begründungszusammenhänge dieses De-gendering, ist Geschlecht – wenn oftmals auch nur implizit – keineswegs durchgängig neutralisiert“ (ebd., S. 34). So neigen eher Frauen dazu, „an das Objektivitäts- und Gleichheitsversprechen der neuen Governance“ zu glauben, d.h. dass nur wissenschaftliche Leistung zählt. Dies wird aber negiert durch die Beobachtung und Erfahrung, dass Leistung noch immer nach einem „männlich konnotierten Habitus“ dargestellt und wahrgenommen wird. Auch und vielleicht gerade unter den Bedingungen der neuen Governancekultur bleiben bestehen oder bilden sich sogar neue „informelle und männlich geprägte Kulturen und Netzwerke, auf die sich im Falle eines Scheiterns zurückgezogen werden kann“. Diese „homosozial-

alen Gemeinschaften“ dienen – auch wegen des Wettbewerbs von Männern und Frauen – dazu, „bedrohte Männlichkeiten und habituelle Sicherheiten wiederherzustellen“ (ebd., S. 34-36). Und dass Männer sich bedroht fühlen können, prognostiziert nicht nur der (männliche!) Soziologe Klaus Hurrelmann:

„Aber die Lage wird sich ändern. Wir befinden uns in einer Übergangszeit. Vielleicht noch zehn Jahre, länger werden die Abwehrbastionen in den Chefetagen nicht mehr standhalten.“
(2016, S. 65)

Vor dem Hintergrund dieser grundlegenden Gedanken sollen nun weitere Ansätze und Studien erschlossen und interpretiert werden, die in einer Erkenntnis übereinstimmen: Es gibt nicht die eine Erklärung für die „Leaky Science Pipeline“ bzw. den „Science Gender Gap“. Aber viele gehen in die gleiche Richtung. Joyce Tang (2006, S. 21-39) differenziert fünf Erklärungsansätze auf vier Ebenen („(a) nature, (b) nurture, (c) social control, and (d) environment“; S. 21-22):

- der biologische Ansatz: Männer und Frauen unterscheiden sich im Hinblick auf Fähigkeiten, Fertigkeiten, Begabungen; für WissenschaftlerInnen geforderte Eigenschaften wie Leidenschaft, neugieriger Geist, Risikobereitschaft u.ä. werden eher Männern als Frauen zugeschrieben (S. 22);
- der Individual-Ansatz: Karriere ist Ergebnis einer Konvergenz von Wahlfreiheit, Gestaltung und Anpassung (z.B. an die Geschlechtsrolle); die persönliche Wahl ist beeinflusst von externen Faktoren, zum Beispiel dem (medienvermittelten) Image von WissenschaftlerInnen (S. 24-25);
- der strukturelle Ansatz: Externe Einflüsse wie u.a. das Fehlen weiblicher Vorbilder und Netzwerke, negative Erfahrungen in Schule und Elternhaus können den Eintritt in die Wissenschaft verhindern; fehlende Unterstützung und Ressourcen können zum frühen Ausstieg führen (S. 27-29);
- der institutionelle Ansatz: Karriereentscheidungen bestehen aus einer Kombination von „push“ und „pull“ Faktoren (S. 31); entscheidende Rollen spielen Eltern, insbesondere Väter, aber auch die Arbeitsumgebung (S. 31-35).

Joyce Tang resümiert: Wollen Frauen erfolgreich sein, müssen sie sich dem männlichen Habitus anpassen (S. 36). Viele Frauen allerdings seien

enttäuscht davon, dass und wie sie in männlich orientierten Kulturen arbeiten müssen – und verlassen die Wissenschaft (S. 37). Die amerikanische Soziologie-Professorin fordert Veränderungen auf drei Ebenen: der persönlichen (die eigenen Hürden der Frauen), der Gruppenebene (mehr Ermutigung der Frauen aus ihrem sozialen Umfeld) und dem sozialen/gesellschaftlichen Level (mehr gesellschaftliche Anerkennung für Wissenschaftlerinnen) (S. 38-39).

Inken Lind (2006) hat in einer Expertise für das Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung (CEWS) ähnliche Kriterien ausgemacht: berufsbiografische Unterschiede (längere Qualifikationsphasen der Frauen), Unterschiede bei Mobilität und Motivation (stärkere Fokussierung auf Arbeitsinhalte), das Publikationsverhalten (weniger als Männer), Status und Einkommen (niedrigere Positionen, weniger Gehalt), Selbstdarstellung (zurückhaltender, v.a. in Konkurrenzsituationen; Unterschätzung eigener Fähigkeiten) und eine überdurchschnittlich hohe Selbstwirksamkeitserwartung (Konzentration auf eigene Leistungen) (S. 4-5).

Die Expertin für Geschlechterforschung macht strukturelle Barrieren in Wissenschaftsorganisationen bzw. im gesamten Wissenschaftssystem dafür verantwortlich, dass weniger Frauen rekrutiert werden: Die Strukturen seien sehr personenorientiert und funktionierten nach dem „Prinzip homosozialer Kooptation“ (S. 10). Zudem sei die Wissenschaftskultur geprägt von einem spezifischen Berufsethos, gekennzeichnet wiederum durch „unbedingte Hingabe an die Wissenschaft“ und eine „hohe Verfügbarkeit der wissenschaftlich tätigen Person für die Institution Hochschule“ (S. 11).

Die weiter oben genannten Zahlen werden in der Regel disziplinenübergreifend erfasst. Damit bleibt Raum für stereotype Annahmen wie diese: Frauen sind in MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften, Technik; im englischen Sprachraum STEM = Natural Science, Technology, Engineering, Mathematics) weniger erfolgreich als Männer; stattdessen haben sie in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften einen höheren Anteil. In einer aktuellen Studie haben dies Sarah-Jane Leslie und Kolleginnen widerlegt (Leslie, Cimpian, Meyer & Freeland, 2015, S. 262-265): Nicht in allen naturwissenschaftlichen Disziplinen liegen die Männer vorn bzw. ist die Kluft zwischen den Geschlechtern breit; beispielsweise in den Neurowissenschaften

und der Molekularbiologie gibt es im Hinblick auf Promotionen eine Geschlechterparität. Ebenso existiert in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften eine große Varianz: Ein Großteil der DoktorInnentitel in Kunstgeschichte und Psychologie werden von Frauen erworben, in Ökonomie und Philosophie hingegen sind es nur 35 bzw. sieben Prozent. Das US-Forscherinnenteam hat daraufhin die FAB-Hypothese entwickelt: „field-specific ability beliefs“ – der Glaube an feldspezifische Fähigkeiten oder der Glaube an angeborene Brillanz, Intelligenz, Talent. Kurz: Genies sind männlich, weibliche Genies die besondere Ausnahme. Die amerikanische Publizistin Rebecca Newberger Goldstein (2016, S. 11) nennt diesen „Good-Will-Hunting-Quotienten“, angelehnt an den Titel eines Films aus dem Jahr 1997: Der Hausmeister am Massachusetts Institute of Technology (MIT) konnte nur deshalb nach Feierabend komplizierte Rechenaufgaben lösen, weil eine Art „angeborener Brillanz“ in ihm steckte, „jene(r) Art von unbearbeiteter Intelligenzkraft, die man nicht lehren kann und die von keinem noch so gewissenhaften Arbeitsaufwand zu beeinflussen ist“.

Zu diesem Mythos des begnadeten Forschers gehört darüber hinaus der Wille, nur für die Wissenschaft zu leben und auch gerne Überstunden im Labor zu machen. Außerdem formulieren Leslie u.a. (2015) die These, dass ein Gender-Ungleichgewicht zwischen den Feldern besteht, die entweder systematisches, abstraktes Denken (systemizing) erfordern oder die Fähigkeit, Denkweisen und Emotionen zu verstehen (empathizing). Untersucht wurden die Thesen mittels einer Befragung von WissenschaftlerInnen der führenden amerikanischen Universitäten in über 30 Disziplinen. Der FAB-Faktor ist nicht der einzige, der die Ungleichverteilung erklären kann. Aber in den Augen der ForscherInnen hat sich deutlich gezeigt, dass der Glaube an das Genie mit den überwältigenden intellektuellen Fähigkeiten sehr lebendig ist und mitbestimmt, in welchen Feldern Frauen arbeiten und in welchen nicht. Dies ist aber nicht nur eine Frage des Agierens von Männern, sondern auch die Frage der Selbstwahrnehmung der Frauen: Ein weibliches Genie wird als signifikante Abweichung von der Weiblichkeit an sich betrachtet – für Frauen ein Stereotyp, das sie gerne vermeiden wollen, da sie diese Überlegenheit möglicherweise für (heiratswillige) Männer unattraktiv macht (Goldstein, 2016, S. 11).

Frauen werden als weniger talentiert und kom-

petent betrachtet und erreichen deshalb häufig nicht das Ziel, statt des männlichen Bewerbers den Job zu bekommen. Dieses Stereotyp fand die Gruppe um Corinne A. Moss-Racusin bestätigt (Moss-Racusin, Dovidio, Brescoli, Graham & Handelsman, 2012, S. 16474-16479). Das Besondere an dieser und anderen Studien (wie die von Kathleen Nalty, 2016, S. 45-52) ist, dass diese Einordnung nicht nur bewusst, sondern auch unbewusst funktioniert. Der Fachbegriff dafür lautet „Unconscious Bias“ (unbewusste Voreingenommenheit). Fatalerweise haben sowohl Frauen als auch Männer Geschlechterstereotype offensichtlich derart tief verinnerlicht, dass sie kaum zu eliminieren sind und Entscheidungen maßgeblich beeinflussen – häufig zuungunsten von Frauen. Moss-Racusin u.a. haben 127 amerikanischen ProfessorInnen der Naturwissenschaften Bewerbungsunterlagen einer/s Bachelorabsolventin/en vorgelegt; die eine Gruppe erhielt sie versehen mit einem Männer-, die andere mit einem Frauennamen. Die Tauglichkeit für die Stelle einer/s Laborleiterin/s bzw. die Kompetenzen des männlichen Bewerbers wurden von einer Mehrheit sowohl der Frauen als auch der Männer besser beurteilt – und der Kandidat hätte mehr Gehalt und Unterstützung erhalten (Moss-Racusin, 2012, S. 16475).

Zusammenfassung: Der Ansatz von Pierre Bourdieu zeigt, dass gesellschaftliche Strukturen und individuelle Lebensstile eng miteinander verzahnt sind. Deshalb gibt es nicht die eine biologische, psychologische oder soziologische Erklärung für die unterschiedliche Repräsentanz von Männern und Frauen in der Wissenschaft, sondern viele, die ineinander greifen. Offensichtlich sind gesellschaftliche Strukturen und Vorstellungen so tief in jeder/m Einzelnen verankert, dass sie vor allem dann, wenn einander ähnliche Menschen zusammentreffen und entscheiden, auch unbewusst wirken.

Die Positionierung der Wissenschaftlerin im wissenschaftlichen Publikationssystem

Der wissenschaftliche Habitus schließt die Nutzung von internen (und externen) Kommunikationskanälen und Plattformen ein. Schließlich gehören Publikationen – und damit Bildungstitel sowie wissenschaftlicher Ruf und Reputation

– zum Kapital (siehe Lüthje, 2015). Veröffentlichungen in Form von Monografien oder Beiträgen in wissenschaftlichen Fachmagazinen dienen dem Austausch von WissenschaftlerInnen und damit der Entwicklung neuer Ideen und der Kooperation bei deren Umsetzung. Wissenschaftliche Publikationen werden in der Regel in einer kommunikativ geschlossenen Gemeinschaft distribuiert. Diese Praktiken „sind habitualisiert und invisibilisiert“, sie werden von Erfahrenen vermittelt und junge WissenschaftlerInnen eignen sich diese „habituellen Dispositionen“ an (ebd., S. 54-55). Bis dato sind diese tradierten Kommunikationsregeln noch so dominant, dass die klassischen wissenschaftlichen Publikationsformen noch nicht von neuen Medien abgelöst worden sind (ebd., S. 63; siehe auch Franzen, 2014).

Der „Diskurs unter Gleichrangigen“ ist der Idealtypus von Wissenschaftskommunikation; die erfahrungsbasierte Vorstellung beschreibt Corinna Lüthje:

„die Erfahrung zeigt, dass Position im Feld, Reputation und soziales Beziehungskapital wichtig für die Verbreitung, Verzögerung der Verbreitung und manchmal auch die Unterdrückung von innovativem Wissen sind.“
(2015, S. 50)

Das Wissenschaftssystem als soziales Feld ist auch ein „Machtfeld“ (ebd., S. 49).

Auf der Hand liegt, dass sich die oben beschriebene Genderkluft auch und gerade an dem Output der wissenschaftlichen Leistung ablesen lässt. Der international tätige Elsevier Verlag hat dazu 2015 eine Studie veröffentlicht. Das grobe Durchschnittsergebnis belegt zunächst das erwartbare Stereotyp: Da die Wissenschaft insgesamt eine Männerdomäne ist, sind männliche Wissenschaftler produktiver als weibliche: „In the period 2010-2014, German female researchers produced on average 2.07 publications per year, significantly lower than male researchers' 2.34.“ (Elsevier, 2015, S. 12).

Die Studie wartet allerdings mit einigen interessanten Detailergebnissen auf, die ein differenziertes Bild ergeben:

- Forscherinnen sind in bestimmten Disziplinen produktiver als die männlichen Kollegen: In „Energy, Engineering, Computer Science, Material Science, the Earth and Planetary Sciences, and Physics and Astronomy, all of which are male-dominated subject areas. In Physics

and Astronomy, female researchers publish 4.03 publications per year, compared to 3.27 publications per year for male researchers“ (ebd., S. 13).

- Unterschiede in der Forschungsproduktivität zwischen Männern und Frauen variieren je nach Dienstalter: In den ersten fünf Berufsjahren veröffentlichen die Forscher mehr als Forscherinnen; aber schon in der Kategorie fünf bis zehn Berufsjahre und dann deutlich bei mehr als zehn Berufsjahren überholen die Frauen die Männer (ebd., S. 14). Dementsprechend seltener werden junge Autorinnen zitiert (ebd., S. 15-16).
- Die Publikationen gemischter ForscherInnen-teams erreichen höhere Zitationszahlen; umso mehr junge Frauen, desto seltener werden die Beiträge zitiert (ebd., S. 21).
- Forschungsteams mit hohem Frauenanteil konzentrieren sich in Fachgebieten mit ausgeglichenerem Geschlechterverhältnis (hier Biochemie, Genetik und Molekularbiologie) tendenziell auf andere Themen als rein männliche Forschungsteams: „Male researchers focus a lot more on methodology; in contrast, phrases such as ‚probability‘ and ‚theoretical models‘ appear less frequently in the publications of female researchers.“ Dagegen behandeln in männerdominierten Fachgebieten (hier Physik und Astronomie) Forschungsteams mit hohem Frauenanteil ähnliche Themen wie rein männliche (ebd., S. 29).

Auch die Studie von Johnson u.a. (Johnson, Ecklund & Lincoln, 2014) zur Frage des wissenschaftlichen Outputs in eher populären Formen („Science outreach“) kommt – fokussiert auf amerikanische PhysikerInnen und BiologInnen – zu ähnlich differenzierten Ergebnissen: Neben dem Geschlecht wird hier die Zugehörigkeit zu einer Disziplin als wesentliches Kriterium identifiziert: Frauen sind generell engagierter als Männer; männliche Physiker sehen die Popularisierung von Wissenschaft eher nicht als Kerntätigkeit ihrer Zukunft. Die Biologen haben zwar eine etwas positivere Einstellung, glauben aber, dass öffentliche Kommunikation nicht gerade zur Glaubwürdigkeit beiträgt (vor allem nicht bei desinteressierten oder stark religiösen Menschen) (ebd., S. 90-96). Insgesamt kommen die AutorInnen zu der Einschätzung, dass Diskriminierung immer noch stattfindet, aber subtiler als früher, beispielsweise indem die unter Frauen weiter verbreitete Bereitschaft, Wissenschaft populär zu vermitteln,

weniger wertgeschätzt wird (ebd., S. 98).

Die wenigen Studien, die sich jeweils auf einzelne Disziplinen beziehen und methodisch unterschiedlich angelegt sind, zeigen Tendenzen – können die Unterschiede zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern aber weder belegen noch erklären.

Die Sichtbarkeit der Forscherin in der (Fach)Öffentlichkeit

Nicht nur das Verhältnis zwischen Staat und Wissenschaft, sondern auch das zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit hat sich in den vergangenen Jahren stark verändert. Dieser Wandel auf der Metaebene hat Auswirkungen auf die wissenschaftlichen Einrichtungen (Mesoebene) und auf das Berufsbild sowie das Selbstverständnis einzelner WissenschaftlerInnen (Mikroebene). Eines hat sich allerdings als relativ stabil erwiesen: Noch immer funktioniert als die Währung des Wissenschaftssystems die Reputation, die in der Regel durch einschlägige Publikationen nachgewiesen wird (Dernbach, 2013, S. 25-33). Verstärkt hat sich eine zweite Währung, die in erster Linie aufgrund medialer, öffentlicher Wahrnehmung vergeben wird: die Prominenz. Tatsächlich gibt es unter den WissenschaftlerInnen „nur ausgesprochen wenige Prominente“ (Rödter, 2014, S. 47). Zwar schließen sich Reputation und Prominenz nicht aus, der Wettbewerb um die mediale Sichtbarkeit allerdings wird gezügelt durch die Regeln der wissenschaftlichen Fachgemeinschaft. Zwar gibt es durchaus im positiven Sinne legitimierte Motive der medialen Sichtbarkeit (zum Beispiel die Nachwuchsrekrutierung, Akzeptanzbeschaffung, Mitteleinwerbung und Aufklärung), dennoch wird eine Medienkarriere noch immer mit Skepsis verfolgt.

Der Zusammenhang zwischen der (öffentlichen) Präsentation von WissenschaftlerInnen und ihrer (öffentlichen) Anerkennung und (sichtbaren) Belohnung ist immer wieder Thema der WissenschaftssoziologInnen und -historikerInnen. Auch der Soziologe Robert K. Merton (1968) hat dazu einen bis heute zitierten Beitrag geleistet. In einer Befragung von NobelpreisträgerInnen hat er herausgefunden: „Once a Nobel laureate, always a Nobel laureate“ (Merton, 1968, S. 57). Vor allem bereits bekannte und anerkannte WissenschaftlerInnen bekommen unverhältnismäßig viel Anerkennung, andere hingegen wenig. Die Bezeichnung für diese Erkenntnis entlehnt Mer-

ton aus dem Neuen Testament: Er nennt ihn den Matthew Effect.

„Put it in less stately language, the Matthew effect consists in the accruing of greater increments of recognition for particular scientific contributions to scientists of considerable repute and the withholding of such recognition from scientists who have not yet made their mark.“

(ebd., S. 58)

Dementsprechend groß ist der Einfluss der Prominenz auf das wissenschaftliche Kommunikationssystem: Der wissenschaftliche Beitrag hochrangiger ForscherInnen ist wesentlich sichtbarer in der wissenschaftlichen Gemeinschaft – und möglicherweise auch in der interessierten LaiInnenöffentlichkeit – als der von NachwuchswissenschaftlerInnen ohne Renommee (ebd., S. 59).

Merton bewertet den von ihm entdeckten Effekt als sowohl funktional als auch dysfunktional: letzteres für einzelne junge WissenschaftlerInnen, deren Leistungen ignoriert werden, wenn die Anerkennung an andere geht; ersteres für die Sichtbarkeit der gesamten Wissenschaft mittels Kommunikation, die sich aufgrund des Renommees einer oder eines einzelnen erhöht (ebd.). Massimiano Bucchi (2015, S. 233-252) greift das Verständnis der wissenschaftlichen Gemeinschaft von Merton auf und stellt sie vor die „second scientific revolution“ oder „Science 2.0“ (ebd., S. 237). Er fragt: Gilt der Matthew Effect im digitalen Zeitalter (ebd., S. 241)? Auf der einen Seite gäbe es mehr Journals und damit höhere Chancen, Forschungsergebnisse zu publizieren – aber die Aufmerksamkeit der KollegInnen sei nach wie vor eine knappe Ressource, nur der Wettbewerb sei größer geworden. Aufmerksamkeit und Sichtbarkeit konzentrieren sich deshalb auf eine ganz kleine Gruppe von Zeitschriften und WissenschaftlerInnen (S. 241-242). Bucchis Fazit:

„The Matthew effect is accentuated and amplified under the pressure of public relations (PR) offices and the frequent short-circuits between the research sector and media communications.“

(ebd., S. 242)

Nur wenige WissenschaftlerInnen sind also über die Fachöffentlichkeit hinaus bekannt und werden hier fast zu Superstars wie im Sport oder in den Medien. Der italienische Soziologe unterscheidet drei Bedeutungsvarianten von Reputation: 1. die Exzellenz der Wissenschaftlerin oder

des Wissenschaftlers, 2. Glaubwürdigkeit und 3. Sichtbarkeit (ebd., S. 243). Der Matthew Effect kann heutzutage als ein Prozess beschrieben werden, in dem Reputation als Exzellenz umgeformt wird in Reputation als Glaubwürdigkeit – manchmal wird Reputation aber auch einfach in Sichtbarkeit umgewandelt. Diese Sichtbarkeit tendiert zu einer Art Pyramidenstruktur: oben die Stars, weiter unten die immer unbedeutenderen. Dementsprechend definiert Bucchi den neuen Matthew Effect: „that previous visibility and media prominence tend to translate into greater visibility and further media presence“ (ebd., S. 244). Der Mediendiskurs ist abhängig von wenigen sichtbaren WissenschaftlerInnen. Trotzdem wird daran die Medialisierung der Wissenschaft² deutlich. Im Zeitalter von Science 1.0 wurde Medienberichterstattung über Wissenschaft eher negativ als „Popularisierung“ bezeichnet – Science 2.0 betrachtet Medien zunehmend als „crucial interlocutors“ (kritische GesprächspartnerInnen) (ebd., S. 244-245).

Weder Merton noch Bucchi gehen auf den Geschlechterunterschied ein. Dass er offensichtlich existiert, ist beispielsweise an einer bedeutenden Statistik ablesbar: Von den bis 2015 vergebenen 824 Nobelpreisen in den fünf klassischen Kategorien gingen

„750 an Männer, 48 an Frauen und 26 an Organisationen. Abzüglich der Mehrfachpreisträger wurden damit 747 Männer, 47 Frauen und 23 Organisationen geehrt. Hinzu kommen noch 75 männliche Preisträger und eine weibliche Preisträgerin des Wirtschaftspreises. Der Frauenanteil inkl. Wirtschaftspreis beträgt also 5,4%.“

(wikipedia, Nobelpreis)

Im Jahr 1993 veröffentlichte die amerikanische Wissenschaftshistorikerin Margaret W. Rossiter (1993, S. 325-341)³ eine Art Replik auf Robert K. Merton. WissenschaftlerInnen sei es fast immer so ergangen, dass sie im Hintergrund standen oder gar vergessen wurden (2003, S. 193). Wissenschaftliche Reputation könne Generationen überdauern – für Frauen gelte dies eher selten:

„Jene, die zu Lebzeiten keine Beachtung fanden, blieben auch nach ihrem Tod unbekannt. Doch

auch andere, die einst bekannt waren, sind aus der Geschichtsschreibung gelöscht worden, sei es aus Faulheit, Trägheit oder durch Historiker, die bestimmte persönliche Ziele verfolgten.“

(ebd., S. 194)

Auch wenn Rossiter viele Einzelbeispiele anführt, so beschreibt sie doch kein individuelles Phänomen, sondern ein systematisches. Sie vergibt dafür den Namen Matilda-Effekt, benannt nach Matilda Joslyn Gage (1826-1898), einer Feministin und Wissenssoziologin (ebd., S. 201-202):

„[D]enn sie (Gage; Anm. BD) war sich der Tendenz von Männern bewusst, Frauen um den Lohn ihrer eigenen Arbeit zu bringen, und verurteilte sie. Sie hatte zudem festgestellt, daß, je mehr eine Frau arbeitet, desto mehr die Männer in ihrer Umgebung davon profitieren und desto weniger Anerkennung ihr selbst zuteil wird. Und da Gage heute so gut wie unbekannt ist, personifiziert ihr eigenes Leben dieses Phänomen.“

(ebd., S. 203)

Die Wissenschaftlerin steht nicht so gerne im Rampenlicht

Nicht nur innerhalb des Wissenschaftssystems gibt es einen Wettbewerb um Sichtbarkeit, sondern auch im Hinblick auf die Medienpräsenz. Fasst man die Ergebnisse einiger dazu vorliegender Studien zusammen, so ergibt sich: Oberflächlich betrachtet scheint es keinen signifikanten Unterschied zwischen männlichen und weiblichen WissenschaftlerInnen in der medialen Darstellung zu geben. So stellt Frederick T. Attenborough (2011, S. 659-676) fest, dass beide Geschlechter in der Medienberichterstattung vergegenständlicht, als Objekt betrachtet werden. Dies geschehe aber auf unterschiedliche Art und Weise mit unterschiedlichen Auswirkungen. Am Beispiel der Physik-ProfessorInnen Brian Cox und Laura Grant arbeitet Attenborough heraus, dass bei Frauen weibliche Attribute vor die wissenschaftlichen Kompetenzen gesetzt werden; bei Männern dienen Äußerlichkeiten nur der Beschreibung. Auch Chimba und Kitinger (2010, S. 609-624) zeigen, dass bei Frauen feminine Aspekte (vor allem

² Siehe dazu auch Franzen, 2014, S. 19-45.

³ Zitiert wird aus der deutschen Fassung: Rossiter, 2003, S.

191-210.

Haare und Kleidung) positiv aber sexualisiert – vor allem in TV-Formaten – betont werden. Männer in der Wissenschaft würden als Norm, Frauen als außergewöhnlich dargestellt.

Maja Horst (2013, S. 758-779) hat in der Analyse vorliegender Studien zunächst auch keine Indizien für Genderunterschiede gefunden. Aus einer Befragung von 20 führenden dänischen BiologInnen und NanotechnologInnen hat sie drei Typen differenziert, wie WissenschaftlerInnen sich und ihre Wissenschaft in der Öffentlichkeit repräsentieren: die Expertin bzw. den Experten (agiert in einem Spezialfeld), die Forschungsmanagerin bzw. den Forschungsmanager (vertritt eine professionelle Forschungsorganisation) und die oder den „Guardian of Science“ (betrachtet Wissenschaft als gesamtgesellschaftliche Einrichtung) (ebd., S. 771-774). Interessant ist vor allem das Kriterium Qualität: Während der oder die ExpertIn nach der Richtigkeit von Aussagen fragt, geht es dem bzw. der ForschungsmanagerIn um gute Markenbildung, und der bzw. die HüterIn der Wissenschaft sorgt sich generell um die wissenschaftliche Erkenntnis (ebd., S. 772).

Gleichwohl Horst den Rollen der ForschungsmanagerInnen und der HüterInnen der Wissenschaft ausschließlich Männer zuordnen kann, stellt sie fest, dass es keine systematische Korrelation zwischen der formalen Position auf der Karriereleiter und der jeweiligen Rolle gibt. Wichtiger als demographische Faktoren sei die Einstellung gegenüber öffentlicher Wissenschaftskommunikation: Die positivere und offenere ist bei Frauen zu finden.

Eine systematische Genderforschung im Feld der Wissenschaftskommunikation fehlt. Deshalb lassen sich auch keine allgemein gültigen Aussagen beispielsweise darüber formulieren, ob Wissenschaftlerinnen die Popularisierung der Wissenschaft wichtiger, aber Reputation und Prominenz weniger wichtig ist als Männern.

Im Folgenden mögen einige Spotlights die Richtung für künftige Forschung weisen. In dem Interviewband „Vom Elfenbeinturm ins Rampenlicht“ (Dernbach, 2012) sind Wissenschaftlerinnen ausgewählt worden, die mehr oder weniger Prominenz in populären Massenmedien erlangt haben. Aus den oben beschriebenen Gründen war es für die Projektleiterin wesentlich einfacher, die zehn Männer als die vier Frauen zu finden. Eine der Forscherinnen war Ulrike Beisiegel, heute Präsidentin der Universität Göttingen und vormals Direktorin des Instituts für Biochemie und Molekularbiologie II am Universitätsklinikum

Eppendorf. Neben der Friedens- ist sie auch in der Gleichstellungsforschung engagiert. Auf die Frage, ob sie einen Unterschied zwischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern wahrnimmt, antwortet sie:

„Frauen ticken sowieso anders, das ist auch eine genderspezifische Sache. [...] Und es gibt eben Männer, die sich wahnsinnig gerne im Fernsehen sehen. [...] Männer haben ein ganz anderes Selbstbewusstsein“
(Dernbach, 2012, S. 57).

Frauen seien sehr selbstkritisch und hinterfragten, ob sie kompetent genug seien, die Anfrage der JournalistInnen zu beantworten.

Ulrike Beisiegel gehört zu den Wissenschaftlerinnen, die keine Kinder haben. Sie hat, wie viele Frauen vor und nach ihr erlebt, dass diese Tatsache aus dem Kontext gerissen wird und zur Beschreibung einer Frau dient, die zugunsten ihrer Karriere nicht die Mutterrolle annehmen wollte. Die Frage danach, ob auf Kosten der Karriere Familie vernachlässigt worden ist, mag auch Isabel Schnabel, Professorin für Finanzmarktökonomie und Wirtschaftsweisen, nicht mehr hören (Scholz, 2016, S. 71).

Aber selbst Journalistinnen sind offensichtlich nicht davor gefeit, in solche Klischees zu verfallen. Martina Scherf beispielsweise (2015, S. 46) portraitiert in der *Süddeutschen Zeitung* die „Spitzenforscherin“ Sabine Maasen, die an der Technischen Universität München das Munich Center for Technology in Society (MCTS) leitet. Sie soll – so wird in dem sehr langen Portrait erzählt, ergänzt durch ein großes Foto – die besondere Herausforderung meistern, IngenieurInnen und GeisteswissenschaftlerInnen zusammenzubringen. Neben der Beschreibung der inhaltlichen Arbeit wird allerdings häufig und regelmäßig auf Äußerlichkeiten fokussiert: Maasen wird als eine Frau vorgestellt, „die Wert legt auf Stil und Transparenz, Ordnung und Effizienz“, die bei Ikea rote und lila Teppiche, türkisfarbene Accessoires und bunte Vasen für die Büroräume gekauft hat. Eine „zierliche, rothaarige Frau, auffällig geschminkt, in Hosenanzug und rosa Bluse“, die die Männerwelt in Staunen versetzt. Privatleben? Familie? „Dafür war nie Zeit, die Karriereschritte folgten nahtlos aufeinander.“ Die Soziologin, erste Akademikerin in ihrer Familie, gehe kaum aus, „ach doch, zum Adventssingen der TU“.

Und zum Schluss

Viel Aufregung um nichts? Zwei Aspekte sind am Schluss hervorzuheben: Innerhalb der Scientific Community sind Aufmerksamkeit und Zeit eine knappe Ressource. Jeder und jede WissenschaftlerIn müsste wöchentlich 30 bis 43 neue Aufsätze lesen, um auf dem Laufenden zu bleiben – nur im eigenen Fach (Bucchi, 2015, S. 242). Setzen sich also schon in der systeminternen Öffentlichkeit ohnehin nur wenige WissenschaftlerInnen durch und sind diese (zufällig) auch noch männlich – ist dann die Frage nach der öffentlichen Wahrnehmung von WissenschaftlerInnen relevant? Und der zweite Aspekt: Daniel Nölleke (2013) hat herausgefunden, dass WissenschaftlerInnen unter den ExpertInnen eine durchaus prominent vertretene Gruppe sind, die ein großes Spektrum an Themen streuen. Am häufigsten äußern sie sich zu Wirtschaftsthemen; „aber auch zum Human-Touch-, Politik-, Wissenschafts- und Gesellschaftssystem werden sie regelmäßig gehört“ (ebd., S. 306). Auch hier sind Frauen unterreprä-

sentiert (15,1%; n = 45 im Vergleich zu 20,9%; n = 198 Männer), nur ihr Beitrag zu Human-Touch und Beratungsthemen ist vergleichsweise groß (ebd., S. 308-311). Aber Nölleke schreibt auch:

„Wenn weibliche Experten zu Wort kommen, dann übernehmen sie im Beitrag zu einem größeren Teil die Hauptrolle (38,8%; n = 304) als männliche Experten (29,5%; n = 997); der Zusammenhang zwischen Geschlecht und Status innerhalb des Beitrags ist jedoch gering. Wirft man ein genaueres Auge auf die einzelnen Experten, die in der Berichterstattung durch mehrfache Nennungen eine besondere Prominenz haben, dann zeigt sich, dass Frauen zumindest unter den am häufigsten eingesetzten Experten durchaus eine zentrale Rolle spielen: Unter den Top 15 der am häufigsten herangezogenen Experten finden sich sechs Frauen.“ (ebd., S. 309)

Die Lage verändert sich, langsam aber sicher. Das sieht nicht nur der Soziologe Klaus Hurrelmann kommen.

Bibliographie:

- Attenborough, F. T. (2011). Complicating the sexualization thesis: The media, gender and 'sci-candy'. In: *Discourse & Society*, 22 (6), S. 659-676.
- BMBF (Bundesministerium für Bildung und Forschung) (o.J.). *Das Professorinnenprogramm*. Abgerufen von <https://www.bmbf.de/de/das-professorinnenprogramm-236.html>, Zugriff am 08.06.2016.
- Bourdieu, P. (2014). *Die feinen Unterschiede*. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt a. M.
- Bourdieu, P. (2016). *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.
- Bucchi, M. (2015). Norms, competition and visibility in contemporary science: The legacy of Robert K. Merton. In: *Journal of Classical Sociology*, 15 (3), S. 233-252.
- Camus, C., Kreissl, K. & Oloff, A. (2016). Einleitung: Universitäten im Wandel – Innenansichten aus der reformierten Hochschule. In: *Feministische Studien*, 35 (1), S. 3-8.
- Chimba, M. & Kitzinger, J. (2010). Bimbo or boffin? Women in science: an analysis of media representations and how female scientists negotiate cultural contradictions. In: *Public Understanding of Science*, 19 (5), S. 609-624.
- Dernbach, B. (Hg.) (2012). *Vom Elfenbeinturm ins Rampenlicht*. Prominente Wissenschaftler in populären Massenmedien. Wiesbaden.

- Dernbach, B. (2013). Zwischen Reputation und Prominenz. Wie Wissenschaftler mit modernen Massenmedien umgehen. In: *medien & zeit*, 28 (4), S. 25-33.
- Elsevier (2015). *Mapping Gender in the German Research Area*. Abgerufen von <https://www.elsevier.com/research-intelligence/resource-library/gender-2015>, Zugriff am 09.06.2016.
- Franzen, M. (2014). Medialisierungstendenzen im wissenschaftlichen Publikationssystem. In: Weingart, P. & Schulz, P. (Hg.), *Wissen. Nachricht. Sensation*. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien. Weilerswist, S. 19- 45.
- Goldstein, R. (13.01.2016). Das Drama der begabten Frau. In: *Süddeutsche Zeitung*, S. 11.
- GWK (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz) (2015). *Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung*. Neunzehnte Fortschreibung des Datenmaterials (2013/2014) zu Frauen in Hochschulen und außerhochschulischen Forschungseinrichtungen. Bonn. Abgerufen von <http://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Papers/GWK-Heft-45-Chancengleichheit.pdf>, Zugriff am 08.06.2016.
- Horst, M. (2013). A Field of Expertise, the Organization, or Science Itself? Scientists' Perception of Representing Research in Public Communication. In: *Science Communication*, 35 (6), S. 758-779.
- Hurrelmann, K. (25.05.2016). Sie sind zu langsam! In: *Die Zeit*, S. 65.
- Johnson, D. R., Ecklund, E. H., Lincoln & A. E. (2014). Narratives of Science Outreach in Elite Contexts of Academic Science. In: *Science Communication*, 36 (1), S. 81-105.
- Köszei, S. u.a. (o.J.). *Leaky Pipeline*. Executive Summary. Wien. Abgerufen von http://gleichbehandlung.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/proj_gleichbehandlung/Leaky_Pipeline_-_Executive_Summary_02052011.pdf, Zugriff am 08.06.2016.
- Leslie, S.-J., Cimpian, A., Meyer, M. & Freeland, E. (2015). Expectations of brilliance underlie gender distributions across academic disciplines. In: *Science*, 347 (3), S. 262-265. Abgerufen von science-mag.org, Zugriff am 08.06.2016.
- Lind, I. (2006). *Kurzexpertise zum Themenfeld Frauen in Wissenschaft und Forschung*. Bonn. Abgerufen von www.bosch-stiftung.de/content/language1/downloads/Kurzexpertise.pdf, Zugriff am 18.05.2016.
- Lüthje, C. (2015). Medienwandel – soziokultureller Wandel – Wissenschaftswandel: Transformationsfaktoren der internen Wissenschaftskommunikation. In: Schäfer, M. S., Kristiansen, S. & Bonfadelli, H. (Hg.), *Wissenschaftskommunikation im Wandel*. Köln, S. 44-67.
- Matthies, H. & Rehbein, S. (2016). Ignorieren – Anpassen – Widersetzen: Wie Wissenschaftler_innen auf die Anrufungen der neuen Governance antworten. In: *Feministische Studien*, 35 (1), S. 23-38.
- Merton, R. K. (1968). The Matthew Effect in Science. In: *Science*, 159 (1), S. 56-63.
- Moss-Racusin, C. A., Dovidio, J. F., Brescoli, V. L., Graham, M. J. & Handelsman, J. (2012). Science faculty's subtle gender biases favor male students. In: *Proc. Natl. Acad. Sci. USA*, 109 (41), S. 16474-16479.
- Nalty, K. (2016). Strategies for Confronting Unconscious Bias. In: *The Colorado Lawyer*, 45 (5), S. 45-52.
- Nölleke, D. (2013). *Experten im Journalismus*. Baden-Baden.
- Ranga, M., Gupta, N. & Etkowitz, H. (2012). *Gender Effects in Research Funding*. A review of the scientific discussion on the gender-specific aspects of the evaluation of funding proposals and the awarding of funding. Bonn. Abgerufen von http://www.dfg.de/download/pdf/dfg_im_profil/geschaeftsstelle/publikationen/studien/studie_gender_effects.pdf, Zugriff am 08.06.2016.
- Robert Bosch Stiftung (Hg.) (o.J.). *No more excuses! Spitzenfrauen in der Wissenschaft*. Stuttgart. Abgerufen von http://www.academia-net.de/sixcms/media.php/1295/AcademiaNet_DE_web.pdf, Zugriff am 13.06.2016.
- Rossiter, M. W. (1993). The Matthew Matilda-Effect in Science. In: *Social Studies of Science*, 23 (2), S. 325-341.
- Rossiter, M. W. (2003). Der Matthäus Matilda-Effekt. In: Wobbe, T. (Hg.), *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne*. Bielefeld, S. 191-210.
- Rödter, S. (2014). Die Rolle sichtbarer Wissenschaftler in der Wissenschaftskommunikation. In: Weingart, P. & Schulz, P. (Hg.), *Wissen, Nachricht, Sensation*. Zur Kommunikation zwischen Wissenschaft, Öffentlichkeit und Medien. Weilerswist, S. 46-67.
- Scherf, M. (02.12.2015). Einfach mal anders denken. In: *Süddeutsche Zeitung*, S. 46.
- Scholz, A.-L. (07.04.2016). Frauen in der Wissenschaft. In: *Die Zeit*, S. 71.
- Scholz, A.-L. & Seifert, L. (07.04.2016). Wer macht Spitzenforschung? In: *Die Zeit*, S. 69-70.

- Schütz, M. (21.04.2016). Love me, Gender.... In: *Die Zeit*, S. 70.
- Spiegel Online (2015). *Gleichberechtigung: Bundestag beschließt Frauenquote*. Berlin. Abgerufen von <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/deutscher-bundestag-beschliesst-frauenquote-a-1022093.html>, Zugriff am 08.06.2016.
- Tang, J. (2006). *Scientific Pioneers*. Women Succeeding in Science. Lanham.
- Wikipedia, *Nobelpreis*. Abgerufen von: <https://de.wikipedia.org/wiki/Nobelpreis#Frauenanteil>, Zugriff am 23.08.2016

Beatrice DERNBACH

Prof. Dr., seit 2014 Professorin für „Praktischer Journalismus“ im Studiengang Technikjournalismus / Technik-PR an der Technischen Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm. Zuvor Professorin für „Theorie und Praxis des Journalismus“ an der Hochschule Bremen. Mitglied in der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (seit 1994), hier in den Fachgruppen „Journalistik und Journalismusforschung“ (2008 – 2012 FG-Sprecherin bzw. Stellvertreterin) und „PR und Organisationskommunikation“ sowie der Ad hoc-Gruppe Wissenschaftskommunikation.

Aktuelle Publikation:

Dernbach, B. (2016): Flüchtlingspolitik als Sprachpolitik. Was Frames und Metaphern über Wahrnehmung, Denken und den Umgang mit Menschen sagen. In: Heimbach-Steins, M. (Hg.), *Begrenzt verantwortlich? Sozialethische Positionen in der Flüchtlingskrise*. Freiburg i.B., S. 24-38.

Antworten zur Rundfrage

Wenn wir uns nicht erinnern, verlieren wir den Gesamtzusammenhang

medien & zeit habe ich schon im Studium der Publizistikwissenschaft an der Universität Münster bei Arnulf Kutsch als relevante Fachzeitschrift für die historische Kommunikationsforschung kennen und schätzen gelernt. Darüber hinaus verbinde ich mit *m&z* eine persönliche Geschichte: Meinen allerersten wissenschaftlichen Aufsatz habe ich vor beinahe 20 Jahren in *medien & zeit*¹ publiziert. Das war eine Herausforderung und hat mich riesig gefreut, zumal ich damals zwar schon promoviert, aber noch gar nicht in der Wissenschaft tätig war. In dem Zuge habe ich Fritz Hausjell kennengelernt, der damals den Text lektoriert hat, jedenfalls soweit ich mich richtig erinnere – womit man schon die Überleitung zum fachlichen Problem herstellen kann: Wenn wir uns nicht erinnern, verlieren wir den Gesamtzusammenhang. Dazu dient historische Kommunikations- und Medienforschung. Und um sich „richtig“ zu erinnern, braucht man einen Quellenzugang (wie kritisch der auch immer sein mag). In beschriebenem Falle müsste man jetzt bei Fritz Hausjell nachfragen... Die Arbeit an Quellen oder den Umgang mit *Oral History* lernen aber heute die wenigstens Studierenden noch in den Studiengängen für Kommunikationswissenschaft, die ja – zumindest in Deutschland – Kommunikationsgeschichte inzwischen stark an den Rand gedrängt hat², das ebenso für die Forschung als auch für die Lehre gilt. Es kommt hier also sehr auf die einzelnen Forscher*innen und Dozent*innen und auch die transdisziplinäre Zusammenarbeit mit der Geschichtswissenschaft an. Die Lektüre von *medien & zeit* – gerade mit dem Online-Archiv und der dadurch möglichen Recherche – schafft hier eine wichtige Kontinuität. Kontinuität, die den Rückblick miteinschließt, brauchen wir, um den gegenwärtigen Medien- und Kommunikationswandel zu verstehen. Wie etwa sollte man die rasanten Veränderungen im

journalistischen Beruf und dessen strukturellen Bedingungen beschreiben, analysieren und bewerten, ohne zu wissen, wie dieser sich langfristig entwickelt hat?³ Bei solchen Fragen geht es nie nur um den Wandel der technisch-medialen und kommunikativen Phänomene selbst, sondern auch – ganz im Sinne eines kritischen Zugangs – *um uns als dessen (wissenschaftliche) Betrachter*innen*: Als ich in Münster Publizistikwissenschaft studiert habe und *medien & zeit* kennenlernte, war das ein anderes Fach als es die aktuelle Kommunikationswissenschaft ist. Einerseits liegt das eben an jenen Phänomenen: Wir arbeiteten – heutigen Studierenden nicht mehr vorstellbar – jenseits irgendeines digitalen Phänomens und zwar weder *darüber* noch *damit*. Die meisten Studierenden hatten Ende der 1980er/Anfang der 1990er Jahre keinen PC, – nicht einmal den –, auch kein Mobiltelefon, kein Internet, statt dessen elektrische Schreibmaschinen zu Hause und Papierblock und Kugelschreiber in der Vorlesung. Wer es sich (zu) getraut hat, ging sporadisch in den „Computerpool“ und in der Bibliothek recherchierte man mittels Zettelkästen, bisweilen auch am Mikrofilm.

Die Phänomene allein bestimmen aber noch keinen wissenschaftlichen Zugang. Die Phänomene zeigen, dass es Wandel gibt, aber sie determinieren nicht den Blick auf den Wandel. Der wissenschaftliche Zugang ist nur über den *Theorie- und Methodenwandel*, der sich *mit* dem Medienwandel vollzog und vollzieht, beschreibbar (derzeit sind hier sicherlich die Mediatisierungs- und die Medialisierungsforschung sowie die „digitalen Methoden“ zu nennen). Um diesen Zusammenhang zwischen den Phänomenen und deren wissenschaftlicher Betrachtung zu verstehen, müssen Kommunikationsgeschichte und Fachgeschichte eng beieinander liegen und mit Blick aufeinander betrieben werden.

Zu einem Aspekt der Fachgeschichte verfasste ich auch meinen ersten Aufsatz in *medien & zeit*, einer Zeitschrift, die eben auch die Fachdebatte über die Kommunikationsgeschichts-

¹ Averbeck, S. (1998). Ernst Manheims „publizistische Soziologie“. Eine vergessene Kommunikationstheorie und ihre Aktualität. In: *medien & zeit*, (13, 2), S. 4-14.

² Meyen, M. (2010). Die historische Perspektive in der Kommunikationswissenschaft. Spuren einer Verlustgeschichte. In:

Merziger, P.; Stöber, R.; Körber, E.-B. & Schulz J. M. (Hg.): *Geschichte, Öffentlichkeit, Kommunikation*. Festschrift für Bernd Söseman zum 65. Geburtstag. Stuttgart, S. 271-280.

³ Birkner, T. (2012). *Das Selbstgespräch der Zeit*. Die Geschichte des Journalismus in Deutschland 1605-1914. Köln.

schreibung und die Geschichtsschreibung der Publizistik-, Kommunikations- und Zeitungswissenschaft maßgeblich angeregt hat.

Stefanie Averbek-Lietz,
Bremen

Offen für Studierende und bereit für neue Wege

Mit den Wiener KommunikationswissenschaftlerInnen habe ich mich immer gern ausgetauscht, weil an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften einerseits und am Fachinstitut an der Universität andererseits viele kreative Ideen in Bezug auf die Mediengeschichtsschreibung erdacht und auch umgesetzt worden sind. Das zeichnet die österreichische Kommunikationswissenschaft, zu der ich natürlich auch das Salzburger Institut rechne, aus. Zu diesen kreativen Ideen gehört auch der Arbeitskreis, der die Fachzeitschrift *medien & zeit* nun drei Jahrzehnte lang gestemmt hat. Zwei Momente zeichnen die Zeitschrift besonders aus: sie hat gemessen an anderen eine recht hohe Auflage und sie erreicht auch viele Studierende, für die sie ihre Spalten auch ganz bewusst öffnet um Qualifikationsarbeiten in wichtigen Ergebnisse öffentlich zu machen. Und *medien & zeit* geht thematisch ganz neue Wege, wenn ich etwa an das Themenheft zum Medienwesen der europäischen Kolonien und Afrikas denke (siehe *medien & zeit* 2/2016).

Auch bei der Methodenwahl herrschte keine Einfalt, sondern bewusst Vielfalt, etwa bei der Nutzung von *Oral History*, deren Möglichkeiten und Grenzen erkennbar wurden. Wenn man ohne Scheuklappen Geschichte thematisiert, dann geht es dabei nicht um Antiquarisches, sondern um das lebendige Forschen nach unbekanntem Zusammenhängen, mit denen die Vergangenheit und die Gegenwart verbunden sind. Auch spielte die Vergangenheit des „Dritten Reichs“ eine tragende Rolle, sei es dass die Aufarbeitung der Fachgeschichte und seiner VertreterInnen oder die der JournalistInnen im Mittelpunkt stand. Deshalb habe ich auch gerne KollegInnen und meine StudentInnen auf die Zeitschrift hingewiesen und sie gelegentlich auch als Publikationsort empfehlen können. Historie kann mit wissenschaftlichen Methoden zu nachvollziehbaren Ergebnissen verhelfen. Durch

medien & zeit können sie weit verbreitet werden und so ist es kein Wunder, dass die Hefte vermutlich bei den meisten LeserInnen mit Spannung erwartet werden. Die Lektüre hilft dabei zu bestimmen woher wir medial bzw. kommunikativ kommen und das ist eine Voraussetzung dafür begründen zu können, wohin man selber gehen will.

Ad multos annos.
Ihr

Hans Bohrmann,
Dortmund

Es begab sich. Stationen zum Start der ersten Ausgabe

Am Nachmittag eines Mittwochs im Juli 1985 gingen Theo Venus, Universitätslektor am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien (IPKW), und ich, ebenso Lehrbeauftragter, gemeinsam die Ringstraße entlang. Wir hatten einander vorher rein zufällig am Institut getroffen, das sich damals im „Neuen Institutsgebäude“ in der Universitätsstrasse 7 befand. Sein Ziel war das Archiv des Österreichischen Parlaments, wo er Akten für ein zeithistorisches Projekt studieren wollte, meines die Österreichische Nationalbibliothek, wo ich die erst vor kurzem eingerichtete Forschungsabteilung leitete. Unser Gespräch galt zukünftigen Aufgaben der österreichischen Mediengeschichte. Auf der Höhe des Burgtheaters fragte ich ihn, was er von der Gründung einer medienhistorischen Zeitschrift hielte. Er darauf: Meinst Du ein Blatt, das z.B. das Programm eines Symposiums ankündigt oder z.B. einen Bericht über die Österreichischen Filmtage enthält? Nein, war meine Antwort. Ich denke da an eine richtige Zeitschrift mit wissenschaftlichen Aufsätzen und mit Buchrezensionen. Programmhinweise oder Berichte können da zusätzlich schon hineinkommen. Dem stünde sicher nichts entgegen. Hundert Meter weiter, beim Abschied vor der Rampe des Parlaments waren wir uns einig. Wir gründen eine solche Zeitschrift.

Ein paar Wochen später waren wir zu Dritt. Fritz Hausjell, damals Projektmitarbeiter am Schwesterinstitut in Salzburg – ihn kannten wir von der gemeinsamen Arbeit für die „Österreichische

Gesellschaft für Kommunikationsfragen (ÖGK)“ – , schloss sich uns beiden begeistert an. Er wiederum gewann bald darauf den jungen Zeithistoriker Oliver Rathkolb, der am Schwesterinstitut einen Lehrauftrag über die US-amerikanische Medienpolitik der Nachkriegszeit in Österreich wahrnahm und knapp davor stand, Leiter des in Gründung befindlichen Kreisky-Archivs in Wien zu werden. Zu viert versuchten wir dann, die ÖGK für unser Zeitschriftenprojekt zu interessieren. Wir gingen davon aus, den Vorstand der ÖGK mühelos überzeugen zu können, dass die Herausgabe einer medienhistorischen Zeitschrift keineswegs das von der ÖGK seit Jahren produzierte *Medienjournal* konkurrenzieren, sondern vielmehr großartig ergänzen würde. Zusätzlich betont wird, dass wir den Vorstand der ÖGK als übergeordnete Instanz der geplanten medienhistorischen Zeitschrift anerkennen würden. Umsonst gewagt. Der Vorstand der ÖGK zeigte uns die kalte Schulter.

Nachdem ich Peter Malina vom Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien sowie Margit Steiger und Margit Suppan, Studentinnen im sechsten Semester am Instituts für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, ins gemeinsame Boot geholt hatte, liefen die nächsten Schritte schnell an. Wir gründeten den egalitär ausgerichteten Verein „Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung (AHK)“ und machten uns daran, eine kostengünstige Vervielfältigungsform für die erste Ausgabe unserer Zeitschrift zu finden, deren Namen *medien & zeit* inzwischen Fritz Hausjell und Theo Venus kreiert hatten. Helmut Strutzmann, der sich bereits für den PR-Verein „trialog“ (im Vorstand Klaus Lojka, IPKW und ich) in Druckangelegenheiten hervorgetan und als Herausgeber von Sozialreportagen des Journalisten und Politikers Max Winter sein medienhistorisches Engagement bewiesen hatte, produzierte die Startausgabe von *medien & zeit* mit einer Auflage von 300 Exemplaren mithilfe eines Schnellkopierverfahrens. Die Beiträge kamen von Fritz Hausjell, Oliver Rathkolb, Theo Venus und mir. Die formale Qualität des ersten Heftes (eine Doppelnummer, deren Zustandekommen nicht geplant war) war gewiss nicht hinreißend. Aber mehr konnten wir uns damals nicht leisten. Die Kosten in der Höhe von S 30.000,-- berappten wir mangels einer Förderung privat.

Unser Frohsinn, die Startausgabe bei der von Wolfgang R. Langenbucher, Vorstand des IPKW, in Wien organisierten Internationalen Tagung

im Mai 1986 unter dem Titel „Wege zur Kommunikationsgeschichte“ präsentieren zu können, vermischte sich mit den Glückwünschen vieler Tagungsteilnehmer_innen, allen voran von Michael Schmolke, Vorstand des Schwesterinstituts in Salzburg, sowie von Walter Schütz, Redakteur der *Publizistik*.

Wolfgang Duchkowitsch,
Wien

Ungezählte Stunden an ehrenamtlicher Tätigkeit haben *medien & zeit* letztlich zu dem gemacht, was es heute ist

Ich bin seit 1988 dabei – das sind 28 Jahre engagierte Tätigkeit für ein Projekt und seine Erfolgsgeschichte, dem ich mich seit langem eng verbunden fühle.

Damals im Frühjahr 1988 war *medien & zeit* noch ein sehr junges Projekt, gerade einmal im 3. Jahr seines Bestehens. Ich selbst hatte im Jahr zuvor meine Dissertation über den „Nachkriegsrundfunk in Österreich. Zwischen Föderalismus und Zentralismus von 1945 bis 1957“ abgeschlossen und arbeitete nunmehr als junger Vertragsassistent am Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Salzburg an einem weiteren „zeitbezogenen“ Medienforschungsprojekt.

Gerne bin ich der Einladung eines der Mitgründer unserer Zeitschrift, Oliver Rathkolb, gefolgt, doch zur nächsten offenen Redaktionssitzung von *medien & zeit* zu kommen, damals noch im legendären Café Einstein.

Dass der Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung stets jungen NachwuchswissenschaftlerInnen die Möglichkeit geboten hat, sich mit bestimmten Aspekten wissenschaftlicher Tätigkeit auseinanderzusetzen, und diese aktiv als Teilverantwortliche in das Projekt eingebunden hat, hat uns alle in unserer Tätigkeit für *medien & zeit* enorm bereichert. Ohne die Generationen dieser Jungen, die mit sehr viel Engagement gekommen und einen Teil des Weges mit uns gegangen sind, wäre der Arbeitsaufwand, den es bedeutet, eine Zeitschrift nicht nur herauszugeben, sondern stets lebendig und am Puls der Zeit zu halten, kaum zu bewältigen gewesen. Ungezählte Stunden an ehrenamtlicher Tätigkeit (denn die „Bezahlung“ lag immer irgendwo zwischen

„nichts“ und „so gut wie nichts“) haben *medien & zeit* letztlich zu dem gemacht, was es heute ist. In diesem Sinne dürfen wir stolz sein auf das, was uns gelungen ist: *medien & zeit* hat über die Jahrzehnte seines Bestehens eine unglaubliche Bandbreite an Themen aufgegriffen und exzellente Beiträge dazu publiziert. Mit unseren GastherausgeberInnen haben wir uns nach außen geöffnet und mehr Meinungsvielfalt „hereingelassen“. Dementsprechend ist *medien & zeit* nicht nur bei unseren österreichischen LeserInnen und AbonentInnen, sondern auch in unseren Nachbarländern gut verankert.

Mit dem Blick zurück auf das, woher wir kommen, und nach vorne, dorthin, wohin wir gehen, hat *medien & zeit* stets Stellung zu relevanten Themen unseres Faches bezogen. Das wird und soll auch in Zukunft so bleiben. In diesem Sinne wünsche ich mir, uns allen und vor allem auch *medien & zeit* noch viele weitere spannende und ereignisreiche Jahre.

Norbert P. Feldinger,
Wien

Die Geburt des Projektes war mehr als überraschend

Zum 30-jährigen Bestehen des Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung

Mich ehrt, dass die Initiatorinnen dieser Umfrage (aus beeindruckendem Anlass), annehmen, dass ich „an der Geschichte dieses Fachjournals mitgewirkt haben“. Das erscheint in der Tat selbstverständlich, hatte ich doch gleich nach meinem Dienstbeginn (2. April 1984) begonnen, einen Kongress „Internationales Symposium: Wege zur Kommunikationsgeschichte“ vorzubereiten, weil ich damit diese aus meiner Außensicht signifikanteste wissenschaftliche Tradition des Wiener Institutes deutlich markieren und ihre Fundamente tiefer legen wollte. In der Vorbereitungszeit erarbeitete Wolfgang Duchkowitsch eine „Festgabe“ zum 65. Geburtstag von Marianne Lunzer-Lindhausen, meiner Vorgängerin (*Mediengeschichte und Praxis*, Wien u.a.1985). Der Herausgeber erbat von mir den Titelaufsatz, dem ich den programmatischen Titel „Von der Presse über die Medien- und Kommunikationsgeschichte? Notizen zur Konstitution einer kommunika-

tionswissenschaftlichen Teildisziplin“ gab. Zur Vorbereitung führte ich viele Gespräche und korrespondierte mit kompetenten Kolleginnen und Kollegen, weil ich schnell eingestehen musste, als Kommunikationshistoriker ein Dilettant zu sein. Andererseits war mir eine damals von manchen beobachtete Historiophobie der real existierenden Kommunikationswissenschaft auch undenkbar.

Das Symposium im würdigen Palais Auersperg war ein großer und wirklich internationaler Erfolg, besucht von hunderten Gästen und sogar von der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* mit einem langen Kongressbericht als intellektuelles Ereignis gewürdigt (21. Mai 1986). Meine Stimmung war euphorisch und auch die von Manfred Bobrowsky, der die ganze Veranstaltung gemanagt hatte; die meine sank aber blitzartig mit dem „Abschluss“ am Freitag, den 9. Mai 18.30 Uhr, denn da gaben die Initiatoren die Neugründung einer einschlägigen Zeitschrift *medien & zeit* bekannt. Ich hatte davon keine Ahnung, fühlte mich vollkommen überrumpelt und in der ersten Reaktion wirklich nicht amüsiert. Bis zum Heurigen am Abend hatte sich eine ganz andere Einstellung bei mir entwickelt: wie phantastisch, dass damit eine verbindliche Institution für die „Wege der Kommunikationsgeschichte“ geschaffen war.

Dass diese Neugründung sich auf dem nicht eben armen Zeitschriftenmarkt gedeihlich entwickeln konnte und immer mit dem Wiener Institut verbunden blieb, das ist bis heute und damit in drei Jahrzehnten eine bewundernswerte Erfolgsgeschichte. Ich schätze mich glücklich, daran auf die eine oder andere Weise regemäßig beteiligt gewesen zu sein. Die Beteiligten wissen, dass ich vor allem dem Festhalten an einer Edition ohne etablierten Verlag immer äußerst skeptisch gegenüberstand. Aber auch in den nicht wenigen Krisenzeiten verschmähte man meine Ratschläge und hielt an einer Struktur fest, die ja in der Zeitschriftengeschichte große, gerade auch wissenschaftliche Vorbilder hat. Heute ist *m&z*, wohl auch, weil mehrere neue Generationen zu Verein und Blatt gestoßen sind, so konsolidiert, dass sich Fragen ihrer Trägerschaft nicht mehr ernsthaft stellen.

Schwieriger finde ich, sind jene Probleme geblieben, die ich bei einer Umfrage mit dem Postulat „Kommunikationsgeschichte – endlich schreiben“ benannte. Wie typischerweise alle Fachzeitschriften hat *m&z* in seinen dreißig Jahren eine

zunehmende Spezialisierung und thematische Kleinteiligkeit kultiviert. Blickt man auf die Geschichtsschreibung, deren sich die traditionsreichen historischen Disziplinen annehmen, so fällt die Fülle und Kontinuität der großen monographischen Werke auf. Sie sind das Resultat jahrzehntelanger Forschungserträge, des Handwerks der konstruktiven Narration und der Fähigkeit nicht nur für die eigenen Fachgenossinnen – und genossen, sondern auch für ein „gebildetes“ Publikum zu schreiben.

Was auch in unserem Fach nicht mehr fehlt, ist die Fülle des wissenschaftlich gewonnenen Wissens und die fordernde Anzahl von großen, teils historisch abgeschlossenen, teils auch in der Gegenwart noch virulenten Themen. Wie der 800 Seiten umfassende Tagungsband „Wege der Kommunikationsgeschichte“ (München 1987) zeigt, den man bis heute immer wieder zitiert findet, weil viele der BeiträgerInnen nicht mehr unter den Lebenden, die meisten sind aus dem Universitätsleben pensionshalber ausgeschieden; da ist der Blick in jedes neue Heft von *m&z* ein Quell des Vergnügens: der Nachwuchs ist zahlreicher denn je, von Historiophobie keine Rede. Kein Zweifel: auch in unserem Fach werden sich bald Kolleginnen und Kollegen zur großen Narration berufen fühlen.

Wolfgang R. Langenbucher,
Wien

30 Jahre – eine große Leistung in einem schwierigen Feld

Den HerausgeberInnen von *medien & zeit* gratuliere ich herzlich zu diesem Jubiläum. *medien & zeit* spielt eine wichtige Rolle in der Kommunikationswissenschaft, sicher nicht so sehr aufgrund ihrer Reichweite, sondern weil die Zeitschrift als Teil der institutionellen Basis der Kommunikationsgeschichte wichtig ist. Das Forschungsfeld scheint sich momentan in einem paradoxen Zustand zu befinden: Auch wenn Kommunikationsgeschichte (in Deutschland) über eine Denomination von Professuren kaum noch institutionell abgesichert ist, gibt es neue Initiativen zu ihrer Erforschung und Vernetzung, die Sonderfenster auf den vergangenen Jahrestagungen der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPK) waren gut

besucht. Auf europäischer und internationaler Ebene gibt es ein ähnlich starkes Interesse bei eher schwachem institutionellen Unterbau, wobei die International Communication Association (ICA) gerade ein Flagship-Journal *Communication History* vorbereitet.

medien & zeit ist wichtig als institutionelle Grundlage des Forschungsfelds, damit rücken aber auch seine eigenen Existenzbedingungen in den Blick. Es ist eine große Leistung, dass es der Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung geschafft hat, diese Fachzeitschrift über 30 Jahre hinweg zu erhalten und im Selbstverlag herauszugeben. Im heutigen Wissenschaftssystem reichen die FachkollegInnen – und dem folgen vor allem der Nachwuchs –, bevorzugt bei gerankten, internationalen Fachzeitschriften ein, weil diese sich zu einem Ort entwickelt haben, an dem „Reputation und Karrieren verhandelt werden“, so Thomas Hanitzsch (*Publizistik*, 1/2016, S. 41; vgl. im selben Heft die DGPK-Mitgliederbefragung zu Fachzeitschriften von Echterbruch et al.). Was bedeutet das für eine Zeitschrift, deren Relevanz nicht von einem der herrschenden Ranking-Systeme gemessen wird, auch wenn sie schon immer eher in der Nische (Kommunikationsgeschichte mit österreichischem Schwerpunkt) operiert hat? Die Nische ist wahrscheinlich gerade ihre Stärke. Mit *medien & zeit* gibt es eine Publikation, bei der man nicht lange nachdenken muss, ob man mit dem historischen Thema ins Profil passt oder bei den Gutachtern überhaupt eine Chance hat. Es ist gut, dass *medien & zeit* (fortgeschrittenen) NachwuchswissenschaftlerInnen die Gelegenheit bietet, GastherausgeberIn zu sein und damit nicht nur Experimente mit neuen Themen erlaubt, sondern auch deren Profilierung, weil ein Name mit einem Forschungsfeld verknüpft wird. Und schließlich ist in *medien & zeit* auch die Ausbildungsleistung sichtbar geworden, die das Wiener Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft zur Kommunikationsgeschichte beigetragen hat und hoffentlich auch zukünftig beitragen kann.

Maria Löblich,
Berlin

Medien- statt Pressegeschichte!

Wie viele Kolleginnen und Kollegen kam ich zum Arbeitskreis als ambitionierter Jungakademiker mit ausgeprägtem Hang zur Zeitgeschichte. Für

mein Studium habe ich im Hauptfach Publizistik- und Kommunikationswissenschaft wie in den Nebenfächern Politikwissenschaft, Theaterwissenschaft und Soziologie zahlreiche Lehrveranstaltungen mit zeitgeschichtlichem Schwerpunkt absolviert. Vor diesem Hintergrund war *medien & zeit* für mich wie für viele andere ein unausschlagbares Angebot. Wir haben die Zeitschrift als eine unserer Quellen historischer Erkenntnis betrachtet – und natürlich abonniert! Die regelmäßigen Werbeaktionen in Duchkowitzs großer Mediengeschichte-Vorlesung im Audimax der Universität Wien dürfen dahingehend als überaus zielgruppenorientiert bezeichnet werden. Mein Interesse an *medien & zeit* beschränkte sich letzten Endes aber nicht auf die Lektüre. Am Ende des Diplomstudiums lockte zunehmend die Option, etwas Eigenes veröffentlichen zu können. Und so kam es dann auch. In den späten 1990er und frühen 2000er Jahren erschienen einige Beiträge, die ich gemeinsam mit Kolleginnen und Kollegen verfasst habe, und nicht nur das, wir trugen zumeist auch die redaktionelle Verantwortung für das betreffende Heft. Es war eine produktive Zeit, in der ich nicht nur viel über meinen Gegenstand erfahren und erarbeitet, sondern auch so manche praktische Erfahrung in der Medienproduktion gemacht habe. Darüber hinaus war es eine Zeit, die von intensiver Zusammenarbeit in diversen Arbeitsgruppen geprägt war. Die Geschichte der Medien war uns eine fast leidenschaftliche Verpflichtung. Allmählich bildete sich im Vorstand des Arbeitskreises – dem ich jahrelang angehörte – eine bunte Gruppe aus jungen Kolleginnen und Kollegen unterschiedlichster Fachrichtungen, die mit ihren neuartigen Zugängen die pressegeschichtliche Fixierung, die *medien & zeit* anhaftete, aufzuweichen begannen. Es erschienen Schwerpunktheft zur Fernseh-, Comic- und Stummfilmgeschichte, um nur einige zu nennen, die mir besonders in Erinnerung geblieben sind. Wir glaubten uns auf dem Weg, das Versprechen einzulösen, das der Titel der Zeitschrift *medien & zeit* gab: nämlich Medien- und nicht nur Pressegeschichte zu bieten. Es war praktizierte Interdisziplinarität, die in diesen Tagen bei der redaktionellen Gestaltung der Heftausgaben betrieben wurde, der Versuch, einen breiten medienhistorischen Themenbogen aufzuspannen. Doch leider fand diese Ausrichtung wenig Gegenliebe an der Spitze des Arbeitskreises und unsere Ambitionen verliefen letztlich im Sand. Abgesehen von den damit einhergehenden persönlichen Verwerfungen und der Debatte um die generelle

inhaltliche Ausrichtung der Zeitschrift finde ich es im Rückblick besonders schade, dass an dieser Bruchstelle ein wesentlicher Teil der Gruppe den Arbeitskreis verlassen hat und der Zeitschrift fortan nicht mehr zur Verfügung stand. Es war eine tiefe Zäsur, die auch mich bewog, meinen Fokus neu zu setzen, und zwar auf die Dauerausstellung *medien.welten* im Technischen Museum Wien, an deren Erstellung ich in den folgenden Jahren beteiligt war.

Wolfgang Pensold,
Wien

Fünf episodische Erinnerungen als Antwort

Meine Verbindung mit *medien & zeit* (*m&z*) ist fast so alt wie die Zeitschrift selbst. Jedenfalls scheint mir das so. Die Bitte um ein Wort zum 30-jährigen Jubiläum erreicht mich auf dem Land in Frankreich, wo mir kein Archiv zur Verfügung steht. Ich bin auf Erinnerungen angewiesen, von denen HistorikerInnen wissen, dass sie trügerisch sind. Im Gedächtnis geblieben sind fünf Episoden. Aus ihrer chronologischen Skizze können sich Antworten auf die Impulsfragen ergeben.

Aus der ersten, von Ende der 1980er Jahre, ist mir die Anregung der Redaktion in Erinnerung, über das Selbstverständnis der Kommunikationswissenschaft (KW) und die Bedeutung von Geschichte für das Fach zu schreiben. Das gab mir Gelegenheit, wieder über etwas nachzudenken, das mich seit dem Soziologie-Studium beschäftigt hatte: Die starke Aufmerksamkeit, die soziologische Klassiker wie Ferdinand Tönnies, Max Weber, Robert E. Park oder Theodor Geiger den Themen Öffentlichkeit und Journalismus schenken. Später habe ich bei UVK ein Buch mit entsprechenden Texten der Klassiker herausgegeben. Das hat wenig daran geändert, dass sie in der KW bis heute wenig Beachtung finden, obwohl das zu deren Profil als Sozialwissenschaft maßgeblich beitragen könnte. Kürzlich hat Siegfried Weischenberg mit zwei Bänden über „Max Weber und die Medienwelt“ immerhin das Potential ausgelotet.

Die zweite Episode hat Aufsehen erregt. Anlässlich einer Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswis-

senschaft (DGPuK) in Wien, wo Jörg Haiders FPÖ Regierungspartei geworden war, hatte es eine Diskussion über die NS-Vergangenheit der KW in Österreich gegeben. Das veranlasste den Redakteur des DGPuK-Organs „Aviso“, damals Michael Haller, mich um einen Beitrag über die NS-Vergangenheit der KW auch in Deutschland zu bitten. Der Beitrag erschien 2001 unter dem Titel „Mitgemacht – weitergemacht – zugemacht“ und löste zunächst eine Welle der Empörung und dann der Solidarisierung mit dem Text aus. Anhand von Schlüsselpersonen wie Wilmont Haacke, Elisabeth Noelle-Neumann und Franz Ronneberger hatte ich nur erledigt, was andere Disziplinen längst hinter sich hatten. *m&z* gab mir dann Gelegenheit, auf die empörten Reaktionen zu antworten. Weil sie hinsichtlich des Mitmachens, Beschönigens und Zumachens kein Blatt vor den Mund nimmt, ist die Zeitschrift nach wie vor unentbehrlich. Neulich meinte ein Kollege, ich hätte damals etwas Wichtiges für das Fach getan. Wenn überhaupt, dann weniger durch den „Aviso“-Beitrag selbst, der eine überfällige Selbstverständlichkeit war, als durch die von *m&z* möglich gemachte öffentliche Verarbeitung der ausweichenden, beschönigenden, in Einzelfällen auch antisemitischen Reaktionen auf ihn.

Drittens erinnere ich mich gern an den Rückhalt, den *m&z* in zweifelhaften Diskussionen darüber bietet, ob Geschichte überhaupt notwendig sei. Im Winter 2005/06 habe ich ein Semester lang in Wien gearbeitet und am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (IPKW) eine Vorlesung zur Geschichte des Journalistenberufs gehalten. Just zu der Zeit reifte im Rektorat meiner Universität in Dortmund (seit 2007 „Technische“ Universität) der Plan, die geschichtswissenschaftlichen Studiengänge abzuschaffen. Als (Pro-)Dekan der Dortmunder Fakultät Kulturwissenschaften habe ich mich zusammen mit einigen KollegInnen lange und intensiv dagegen gewehrt – letztlich vergeblich. 2011 wurde der Plan vom Rektorat gegen das Votum der Fakultät durchgesetzt. Auch wenn das zu den schmerzlichen Misserfolgen meines Berufslebens zählt – ich habe viel dabei lernen können. Der Konflikt hat mich ständig herausgefordert, über den praktischen Sinn von Geschichtswissenschaft und von historischem Erzählen im Journalismus nachzudenken. Soweit sich das Nachdenken in Texten niedergeschlagen hat, konnte und kann ich bei *m&z* mit einem offenen Ohr für deren Publikation rechnen.

Auch die vierte Episode hat mit diesem offenen Ohr zu tun. Auf unkomplizierte Art hat die Zeitschrift Christina Kiesewetter und mir vor einigen Jahren die Chance gewährt, als GastherausgeberInnen ein Themenheft zur Frage „Wann beginnt der Journalismus?“ zu gestalten. Wir haben Aufsätze von einschlägig arbeitenden HistorikerInnen, LiteraturwissenschaftlerInnen, JournalistInnen und KommunikationswissenschaftlerInnen bestellt und zusammengetragen, die die Frage mit fünf verschiedenen Thesen beantworten: Antike, Mittelalter, Anfang des 17. Jahrhunderts, Anfang des 18. Jahrhunderts, Ende des 19. Jahrhunderts; der letzte Aufsatz widmet sich der offenen Frage, wann der Journalismus endet.

m&z bietet mit seinen Themenheften Gelegenheit, ein publizistisches Ensemble bewusst zu gestalten: Ein wohltuender Unterschied zu anderen Fachzeitschriften, die Eingesandtes nur nach der Qualität des einzelnen Textes beurteilen und dann mehr oder weniger zufällig zusammenstellen. Dass manche RezensentInnen auch bewusst durchkomponierte Themenausgaben nicht besprechen mögen, weil es keine „Bücher“ sind, steht auf einem anderen Blatt.

Auch bei der letzten Episode geht es um ein Themenheft, dieses Mal zum „Geheimnis“. Es wurde 2014 vom ständigen Herausgeber und der Redaktion gestaltet. Für die Ausgabe waren vor allem Beiträge zur Funktionalität des Geheimhaltens vorgesehen. Um dem einen Kontrapunkt gegenüberzustellen, wurde ich von der Redaktion gebeten, für das Heft auch einmal kritisch aus der Perspektive der journalistischen Öffentlichkeitsaufgabe über unterbleibende Informationen zu schreiben. Den Auftrag hatte ich vermutlich meiner Mitarbeit in der Initiative Nachrichtenaufklärung (INA) zu verdanken, die sich um Themen kümmert, die von den Medien vernachlässigt werden.

Die Erfahrung zeigt: Bei *m&z* hat man den Mut, offen und bewusst Personen als BeiträgerInnen auszuwählen und Beiträge ohne anonyme „peer reviews“ zu publizieren – oder auch abzulehnen. Damit hält sich die Zeitschrift an die schon von Daniel Defoe benannte publizistische Einsicht, dass persönlich zurechenbare Verantwortung Qualität fördert, während Anonymität sie unterhöhlt. U. a. weil der internationale Zitations-Index nur Zeitschriften aufnimmt, die das anonyme Peer-Review-Verfahren anwenden, ist dies

Verfahren auch in der Publizistik der KW endemisch geworden. Es führt zur Standardisierung, wo Freiheit, Kreativität und Vielfalt nötig wären. Indem *m&z* diesen Trend nicht mitmacht, trägt die Zeitschrift vorbildlich zur notwendigen Vielfalt bei den Auswahlverfahren in der KW-Publizistik bei. Dass Aufsätze die in *m&z* publiziert werden deshalb für die Karriere vielleicht weniger bedeutend sind als anderswo, steht wiederum auf einem anderen Blatt – ich hab’ da leicht reden, in meinem Alter kommt es darauf nicht mehr an.

Jedenfalls: Weiter so, *m&z*! Für Freiheit und Pluralismus in der Kommunikationswissenschaft ist die Zeitschrift unverzichtbar.

Horst Pöttker,
Dortmund

Ein Projekt mit Ambitionen, das langen Atem und Frustrationstoleranz fördert

Während meines Studiums in Salzburg lernte ich im Rahmen eines Forschungsprojektes von Hans Heinz Fabris Fritz Hausjell kennen. Dieser war es auch, der mich schließlich in den Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung einlud. Die im Zuge meiner Dissertation (*Politische Propaganda der amerikanischen Besatzungsmacht in Österreich 1945-1950. Ein Beitrag zur Geschichte des kalten Krieges in der Presse-, Kultur- und Rundfunkpolitik, Diss Wien 1981*) entstandenen Kontakte zu Theodor Venus und Wolfgang Duchkowitsch gaben zusätzlichen Ausschlag.

(Ich bin in den Arbeitskreis für historische Kommunikationsforschung gekommen, da ich in Salzburg bereits Fritz Hausjell im Rahmen eines Forschungsprojekt von Hans Heinz Fabris kennengelernt habe und auch aufgrund meiner Dissertation *Politische Propaganda der amerikanischen Besatzungsmacht in Österreich 1945-1950. Ein Beitrag zur Geschichte des kalten Krieges in der Presse-, Kultur- und Rundfunkpolitik*. (Bd 1. 2. – Wien 1981. 624 Bl. 8° Wien, Univ., phil. Diss 1981), Kontakt mit Theodor Venus und auch später mit Wolfgang Duchkowitsch hatte.)

Auf der Basis dieser Arbeitskontakte fiel der Entschluss, *medien & zeit*, als interdisziplinäres Fachorgan zwischen historischer Kommunikationsforschung und Zeitgeschichte, zu gründen.

Auch wollten wir Tabuthemen im biographischen Bereich von Journalisten und Journalistinnen anhand neuer Forschungen aufbrechen bzw. zu Recht rücken, was dann auch entsprechend heftige Reaktionen nach sich zog. Gerd Bacher hat wohl manchen in der Szene der MedienmacherIn-nen vor rund 30 Jahren aus dem Herzen gesprochen, wenn er uns als „Jakobiner“ bezeichnete.

Die Arbeit in der Anfangsphase als Mitherausgeber und Redaktionsmitglied habe ich als sehr spannend empfunden – nur ehrlich gesagt waren mir die Sitzungen in diversen Lokalen zu lang. Gut in Erinnerung ist mir die frühe Produktion in der Nationalbibliothek geblieben und die Ausflüge mit Wolfgang Duchkowitsch in die historischen Tiefspeicher der ÖNB.

Ein Frusterlebnis war, als Bruno Kreisky oder sein Verleger Wolf Jobst Siedler Kreiskys ersten Memoirenband in Wien 1986 präsentierten – im Oberen Belvedere und zu meinem großen Frust gerade den Presse-Herausgeber Otto Schulmeister als Laudator ausgewählt hatte, über den wir gerade in *medien & zeit* 1/1986 seine verdeckte NS-Geschichte publiziert hatten. Da ich als historisches Gewissen an diesem Band mitgearbeitet hatte, gab ich auch diese Nummer über Schulmeister dem Altbundeskanzler zum Lesen. Er war sehr interessiert daran, an dem Laudator änderte dies aber nichts.

Die Zukunft der historischen Kommunikationsforschung liegt einerseits in der vergleichenden Analyse und der kritischen Transferanalyse. Gerade vor dem Hintergrund der globalen Umwälzungen im Medienbereich, stellt sich die Frage, welche tiefgreifenden Entwicklungen hat es seit dem 19. Jahrhundert schon gegeben, und wie haben JournalistInnen, MedienmacherInnen und die Öffentlichkeit, die RezipientInnen reagiert.

Gerade im Bereich der angewandten Technologiefolgenforschung seit dem 19. Jahrhundert sehe ich großes Potential, um die digitale Revolution und deren medienhistorischen Implikationen besser einordnen zu können und auch entsprechend selbstbewusst darauf reagieren zu können.

Oliver Rathkolb,
Wien

Schöne, spannende, intensive, haarausraufende Jahre!

medien & zeit habe ich als Student im Neuen Institutsgebäude der Universität Wien, Anfang der 1990er Sitz des PKW-Instituts, erstmals gesehen zwischen den damals wie heute leicht hysterischen ÖH-Zeitschriften. Als angehender Schriftsteller – warum sonst studierte man damals „Publizistik“, wenn man Mittelhochdeutsch vermeiden und etwas im Feuilleton verdienen wollte? – war mir die Zeitschrift per definitionem lesenswerter als jene, die „Science“ bereits im Titel anführten. Ein Abonnement schien mir gegenüber der Konkurrenz von *Spex*, *Art*, *New Musical Express* dennoch nicht wert zu sein – Pop war wichtiger als NS.

Fast Forward: Nachdem ich die Zeitschrift Mitte der Neunziger dann doch auch gelesen und zwei Jahre abonniert hatte, bot sich anlässlich des Wiedereinstiegs ins Studium im neuen Jahrtausend justament die Möglichkeit, an einem Büchertisch – also „Issuu“ für Analoge – alte Ausgaben zu erwerben. Wobei: „Alt“ ist bei *medien & zeit* nicht gültig, als dass mediale Vergangenheit nicht vergeht. Kennen gelernt damals – und das Perfekt zieht sich fort ins Präsens – hatte ich Christian Schwarzenegger und Gaby Falböck am Büchertisch. Besser begleitet kann man einen Kreis nicht betreten.

Als Fritz Hausjells Studienassistent und dadurch Wolfgang Duchkowitsch kennen lernend – wie viele Mitglieder des „Arbeitskreises für historische Kommunikationsforschung“ (AHK) wurden nicht von ihnen angeworben! – kam ich zum AHK. Erst als Mitglied, dann als Textredakteur, mit Gaby für die Rezensionen mitverantwortlicher Redakteur, Co-Herausgeber, dann Geschäftsführer... Schöne, spannende, intensive, haarausraufende Jahre!

„Persönliche Geschichte“? Mit Gaby zu einer nunmehr inexistenten Druckerei zu fahren, um dort die aktuelle Auflage nicht abzuholen zu können...

Die Zukunft von *medien & zeit* betreffend? Die Medien- und Kommunikationsgeschichte muss sich – wie in den jüngsten Jahren geschehen – schneller *aktuellen* Vorgängen widmen, um sie historisch zu kontextualisieren, einzuordnen, zu vergleichen: etwa Liebesbriefe, „Zapping“ (You-

Tube), Debatten um „Binge Viewing“ oder – seit Jahrzehnten ewig gleich – den Tod von Zeitungen...

Pop ate itself – media & time lives.

Roland Steiner,
Wien

Positive Tagungserinnerungen

Nachdem ich zu einem kommunikationshistorischen Thema (Verbandsinteresse und Pressefreiheit in der Weimarer Republik) von Bernd Söseman promoviert worden war, habe ich umgehend einen Antrag auf Aufnahme in die DGPK gestellt. 1992, zur Jahrestagung in Bamberg, wurde ich aufgenommen. Dort traf sich ein kommunikationshistorischer Arbeitskreis, aus dem wenig später die Fachgruppe Kommunikationsgeschichte in der DGPK hervorging. 1998 wurde ich für zwei Jahre zum Sprecher der Fachgruppe, die gewissermaßen das deutsche Pendant zum AHK ist, gewählt.

Als frischberufener Lehrstuhlinhaber, wiederum in Bamberg, hatte ich die Freude, eine Fachgruppentagung der Journalismusforschung als Gastgeber begrüßen zu dürfen. In diesem Zusammenhang fragten mich Fritz Hausjell und Wolfgang Duchkowitsch, ob ich bereit sei, dem Beirat der Zeitschrift *medien & zeit* beizutreten; dem habe ich gerne entsprochen, zumal ich es als besondere Ehre empfand, als Mitherausgeber des in gewissem Maße konkurrierenden Periodikums „Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte“ (es erscheint seit 1999) gefragt worden zu sein. Besonders gerne erinnere ich mich an die gemeinsame Tagung von AHK und Fachgruppe Kommunikationsgeschichte, die aus Anlass des 20. Bestehens von *medien & zeit* im Januar 2006 in Wien stattfand.

Es kann nicht im Sinne einer wissenschaftlich und intellektuell anspruchsvollen Kommunikationsgeschichte liegen, primär ereignisgeschichtlich zusammenzutragen, was und „wie es gewesen“ ist – um Ranke zu zitieren. Selbstredend ist Faktenrichtigkeit das Fundament jeder historischen Beschreibung, aber Geschichtsschreibung darf sich nicht in ihr erschöpfen. Ebenso kann es nicht um antiquarische Sammelleidenschaft um der Sammlung willen gehen.

Allerdings ist die Quellensicherung das – leider nicht-selbstverständliche – Fundament jeder historischen Wissenschaft.

Wenn die Kommunikationsgeschichte im Kontext der Kommunikationswissenschaft sinnvoll sein, d.h. auch in Zukunft Relevanz besitzen will, muss sie Erklärungen liefern: Sie darf nicht nur beschreiben, so wichtig dies als selbstversichernde Grundlage ist. Sie muss darüber hinaus analysieren, sie muss Erklärungen liefern, sie muss die Nachhaltigkeit der beschriebenen Phänomene aufzeigen, sie muss das Erzählte in Kontexte einbetten, sie muss in diachroner Perspektive die Ursachen für den allenthalben beobachtbaren gesellschaftlichen, kommunikativen und medialen Wandel benennen.

Es versteht sich von selbst, dass Entsprechendes leichter zu fordern als einzulösen ist, denn es gibt trotz zahlloser Vorarbeiten etliche Desiderate: Schon für eine *Kommunikationsgeschichte* im engeren Sinne lassen die Wissenslücken sich kaum aufzählen – nicht zuletzt wegen überlieferungsbedingter Fehlstellen. Dass die Kommunikationsgeschichte im Unterschied zu den anderen kommunikationswissenschaftlichen Disziplinen keine Daten generieren kann, sondern damit vorlieb nehmen muss, was in Archiven und Bibliotheken erhalten geblieben ist, braucht nicht eigens ausgeführt zu werden.

Für eine *Mediengeschichte* im engeren Sinn fehlt es v.a. an gründlicher Medienstrukturgeschichte. Zwar ist vielerorts, nicht zuletzt in Wien (Wolfgang Duchkowitsch, Fritz Hausjell, Bernd Semrad, Gabriele Melischek und Joseph Seethaler) dazu schon etliches geleistet worden, aber wir wissen immer noch zuwenig, um die „(Medien-) und Kommunikationsgeschichte endlich zu schreiben“ (Wolfgang R. Langenbucher). Das betrifft sowohl Nachzeichnungen der äußeren Form der Presseprodukte als auch der Eigentumsverhältnisse, der Konzentration der Medienlandschaft ebenso wie Programmgeschichten von Hörfunk

und Fernsehen, obwohl auch hier schon vieles zusammengetragen wurde. Dazu gehört m.E. auch die Frage, wie groß die Redundanz bzw. Konsonanz der Berichterstattung in den Medien zu verschiedenen Zeitpunkten gewesen ist? Wir wissen über diese genuin kommunikationswissenschaftliche Frage schlichtweg nichts.

Zu einer *Geschichte der öffentlichen Kommunikation* wurde insbesondere in der Propagandaforschung vieles erforscht. Im diesem Zusammenhang würde mich insbesondere interessieren, ob und wie sich Informations- und Entscheidungsfindungskosten für historische Zeiten erheben lassen und wie sie sich in bestimmten Epochen und Gesellschaften entwickelten.

Der *Fachgeschichte* unserer eigenen Disziplin, einer weiteren Kommunikationsgeschichte im engeren Sinn, für die sich in den letzten Jahren auch der AHK, die Fachgruppe Kommunikationsgeschichte und *medien & zeit* immer wieder stark gemacht haben, geht die Arbeit ebenfalls nicht aus: Nicht zuletzt, weil immer mehr Fachgeschichte hinzukommt. Die Kenntnis von der „empirischen Wende“ der Kommunikationswissenschaft ist beinahe Allgemeingut geworden. Dennoch würde mich hier noch detaillierter interessieren, wie es zu ihr kam? Warum die Kommunikationsgeschichte im weiteren Sinne heute in etlichen kommunikationswissenschaftlichen Instituten leider nur noch Beiboot- oder „Nice to have“-Status besitzt, aber nicht mehr integral für unser Fach erscheint.

Ich wünsche AHK und *medien & zeit* weiterhin viel Engagement und Erfolg in dem Bemühen, die Relevanz der Kommunikationsgeschichte im weiten Sinn zu betonen und ihr wieder etwas mehr Gewicht in der allgemeinen Kommunikationswissenschaft zu verschaffen.

Rudolf Stöber,
Bamberg

„Feuer und Schwert im Sudan“

Die Erfolgsgeschichte eines Buches im Spiegel eines gesellschaftlichen Wandels

Lisa Hoppel

Institut für Globalgeschichte und Global Studies, Universität Wien

Abstract

Als junger Österreicher trat Rudolph Slatin Pascha 1878 in ägyptische Dienste und erlebte als Gouverneur im besetzten Sudan den Mahdi-Aufstand gegen die ägyptische Fremdherrschaft am eigenen Leibe mit. Sein Werk *Feuer und Schwert im Sudan* zählt daher nicht nur zu einer der wichtigsten Quellen europäischer Prägung dieses geopolitischen Ereignisses, sondern kann außerhalb der Bedeutung als ereignisgeschichtliches Dokument auch als Beispiel für den inhaltlichen Wandel eines ursprünglich dokumentarischen Berichts vor dem Hintergrund gesellschaftspolitischer Veränderungen begriffen werden.

Aufgrund von hohen Auflagenzahlen, aber auch durch einen Wandel gesellschaftlicher Rahmenbedingungen veränderten sich das Werk, sowie sein Erfolg stetig. Drei Ausgaben des Textes wurden in vorliegendem Beitrag daher anhand eines kulturhistorischen Zuganges verglichen. Intention war Veränderungen in Sprache und Format sowie in der zeitgenössischen Reaktion in einem Zeitraum von 100 Jahren, sowohl als Prozess, als auch in ihrer historischen Eigenständigkeit zu begreifen.

Ergebnisse zeigen, dass sich der ursprünglich primär militärische Bericht, im Laufe der Zeit zuerst zu einem abenteuerlichen Jugendbuch und schlussendlich zu einer sehr persönlichen Erzählung wandelte.

Reiseberichte als Medien des 19. Jahrhunderts

Dass der Kolonialismus des 19. Jahrhunderts bis heute prägende politische, wirtschaftliche und kulturelle Auswirkungen hat, ist unbestreitbar. Nicht nur die beherrschten Gebiete waren den Einflüssen der Kolonialpolitik ausgesetzt, auch auf das damalige hegemoniale Europa wirkten diese Prozesse zurück und hinterließen zahlreiche Spuren. Vor allem Geistes- und Sozialwissenschaften befassen sich in der gegenwärtigen Forschung kritisch mit Objekten und Quellen, welche die kolonialen Interessen und Hegemonieansprüche Europas verdeutlichten, legitimierten und unterstützten. Dazu zählen unter anderem auch Reiseberichte, die im 19. Jahrhundert häufig die Erschließung noch unbekannter Gebiete thematisierten und als besondere Form der Berichterstattung gesehen werden können. Das Hauptaugenmerk fiel hierbei auf das „mysteriöse“ und unerforschte Afrika, welches die europäische Ge-

sellschaft des 19. Jahrhunderts, im Deckmantel der Zivilisierungsmission, auf verborgene Schätze hoffen ließ. Die in Afrikareiseberichten vermittelten Informationen hatten bedeutende Relevanz für die zeitgenössische europäische Überseepolitik, Wirtschaft und Wissenschaft und stießen durch ihren exotisierenden Charakter auch in der breiten Bevölkerung auf große Nachfrage. Bei der wissenschaftlichen Befassung mit Reiseberichten ist aber immer im Blick zu behalten, dass ein Bild des Fremden gezeichnet wird, welches im Vorherin den Vorstellungen, die die eigene Kultur hervorgebracht hat, unterliegt. Diese formieren die Wahrnehmung des/der Reisenden und werden durch den Bericht reproduziert (Brenner, 1989, S. 15). Das Genre der afrikanischen Reiseliteratur bietet deshalb bis heute tiefe Einblicke in kolonialpolitische Sichtweisen, Imperative und Strategien, welche die damalige europäische LeserInnenschaft weitreichend prägten.

Zu eben jener Reiseliteratur zählt auch das Werk *Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit*

den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879-1895, in dem der Österreicher Rudolph Slatin Pascha seine Erlebnisse als Gouverneur einer sudanesischen Provinz und seine Verwicklung in den islamisch-politischen Mahdi-Aufstand festhielt. 1896 erschien der Reisebericht erstmals am europäischen Markt und stellte sich auf Anhieb als großer Verkaufsschlager heraus. Durch hohe Auflagenzahlen und Überarbeitungen sowie durch einen Wandel gesellschaftlicher Ansprüche veränderte sich das Werk, ebenso wie sein Erfolg stetig.

Um einerseits die Veränderung des Buches als Objekt, andererseits die Rezeptionsgeschichte des Textes zu erhellen, wurden drei verschiedene Ausgaben des Werkes, die in einem Zeitraum von 100 Jahren erschienen sind, miteinander verglichen. Methodisch wurde ein kulturhistorischer Zugang im Sinne einer „Neuen Kulturgeschichte“ gewählt, die einen Schwerpunkt auf Wahrnehmungs- und Deutungsmuster historischer AkteurInnen und Gruppen setzt, somit den Eigenwert der früheren Epochen betont und versucht, diese in ihrer Fremdheit zu erfassen und zu verstehen. Daher wurden Veränderungen in Sprache und Format sowie in der zeitgenössischen Reaktion, sowohl als Prozess, als auch in ihrer historischen Eigenständigkeit analysiert. Die ausgewählten Ausgaben des Buches und ihre jeweiligen Rezensionen wurden dem entsprechend einzeln und zusätzlich im direkten Vergleich untersucht. Das bedeutet, dass neben einer Analyse des Formats und der Rezeption der jeweiligen Bücher einzeln und im Kontext ihrer Entstehung, auch konkrete Textstellen der sehr unterschiedlichen Ausgaben vergleichend durch eine Textanalyse betrachtet wurden. Dieses Vorgehen ließ sprachliche Differenzen des Inhalts erkennen, die im Kontext des gesellschaftlichen Wandels gedeutet wurden. Leitende Fragen zu der Veränderung des Inhalts, des Formats sowie der Rezeption waren unter anderem ob bzw. welche Imperative in den nachfolgenden Ausgaben erhalten blieben und welche Textstellen gekürzt oder gestrichen wurden sowie ob Reaktionen auf die jeweiligen Ausgaben für etwaige Änderungen verantwortlich sein könnten. Aufgrund einer kargen Quellenlage, besonders bezüglich der Rezensionen späterer Auflagen, können in diesen Punkten nur Vermutungen aufgestellt werden, deren vertiefende Behandlung eine neue Forschungsmöglichkeit bietet, wozu die folgenden Ergebnisse und Überlegungen anregen sollen.

Eine bedeutende Grundlage dieser Untersuchung stellen die zahlreichen Arbeiten zu Slatins Leben und Werk, wie jene von Gordon Brook-Shepherd (1972), Wilhelm Chechovsky (1981), Hartwig Vogelsberger (1992) und Gabriela Neveril (1999) dar, deren Ergebnisse einen Vergleich mit späteren Ausgaben überhaupt erst zuließen.

Um Slatins Werk und seinen langanhaltenden Erfolg bei der europäischen LeserInnenschaft gerecht zu werden, ist es vorerst notwendig den historischen Kontext und die Entstehungsgeschichte des Buches zu schildern. Anschließend wird ein direkter Vergleich der drei sehr unterschiedlichen Ausgaben präsentiert woraufhin ein längerfristiger Wandlungsprozess ausgemacht werden kann.

Ägypten und Europa

Slatin geriet mit seinem Auftreten in Kairo in ein zentrales geopolitisches Ereignis, in das er durch seinen beruflichen Aufstieg unmittelbar verwickelt wurde. Ägypten, das nominell unter osmanischer Vorherrschaft stand, eroberte im Laufe des 19. Jahrhunderts weitreichende Teile des benachbarten Sudans. Die Khediven, Vizekönige des Sultans, herrschten praktisch unabhängig und absolut über Ägypten und die Gründe für eine Besetzung des Sudans waren stark wirtschaftlich geprägt. Nicht nur traditionelle Handelsrouten wurden kontrolliert, auch das Reservoir an SklavenInnen, welches der Sudan bot, konnten die Regenten für industrielle und landwirtschaftliche Projekte sowie für die Armee einsetzen (Sauer, 2002, S. 32-33). Großbritannien aber gewann durch Anleihen für den Bau des Suez-Kanals verstärkt Einfluss in der ägyptischen Politik, vor allem nachdem 1875 ein großes Aktienpaket erworben wurde. 1882 wurde Ägypten von britischen Truppen besetzt wobei die vermehrte Einflussnahme stark kommerziell ausgerichtet war. Da der Khedive formal immer noch Vasall des osmanischen Sultans blieb, herrschten die Briten informell, verkörpert durch die Position des Generalkonsuls, der alle wichtigen politischen Entscheidungen traf. Für die Verwaltung der sudanesischen Provinzen wurden vermehrt Europäer, in den Führungspositionen primär Briten eingesetzt (Sauer, 2002, S. 80-81). Auch die Habsburgermonarchie, obwohl kein Kolonialstaat per se, war als Großmacht notwendigerweise an Aktivitäten und Diskussionen europäischer Überseepolitik beteiligt. Weniger aber auf der primär politischen, sondern eher auf der ökonomischen Ebene war die Habs-

burgermonarchie im Sinne eines „informellen Imperialismus“, besonders in Ägypten durch bilateralen Warenaustausch auf der Strecke zwischen Triest und Alexandrien, präsent vertreten. So verwundert es kaum, dass auch EinwohnerInnen der Monarchie die ökonomische Beziehung zu Ägypten nutzten, um dort den wirtschaftlichen Interessen ihrer Heimatländer nachzugehen sowie aus dem streng vorgegebenen sozialen Gefüge in Europa auszubrechen und beruflich aufzusteigen (Sauer, 2002, S. 18-23).

Auch der gerade erst 17-jährige Rudolph Slatin machte sich, als er von einem Stellenangebot bei einem Buchhändler in Kairo erfuhr, nach Ägypten auf. Während seiner Reise in den Sudan knüpfte er einflussreiche Kontakte, unter anderem mit dem deutschen Arzt und Forscher Eduard Schnitzer, der später als Emin Pascha große Berühmtheit erlangte (Vogelsberger, 1992, S. 22-25). Wohl aufgrund dieser Bekanntschaft erhielt Slatin wenig später einen Brief von General Charles George Gordon, Generalgouverneur der Äquatorialprovinz des Sudans, in welchem dieser ihm eine Stelle in seinem Stab anbot (Brook-Shepherd, 1972, S. 22). 1878 erreichte Slatin erneut den Sudan, wo er schon bald zum Provinzgouverneur von Dara ernannt wurde, um kurz darauf Gouverneur der gesamten Provinz Darfur zu werden (Vogelsberger, 1992, S. 40). Im selben Zeitraum kam es bei der sudanesischen Bevölkerung zu wachsender Unzufriedenheit mit der ägyptischen Besatzung, bedingt durch ständige Repressalien, einem willkürlichem Steuersystem sowie einer von der Regierung beauftragten SklavInnenbefreiung. 1881 gipfelte diese im Ausbruch des Mahdi-Aufstandes. Muhammad Ahmad, der selbstproklamierte Mahdi, erklärte sich als Erlöser des sudanesischen Volks und konnte mit einer schnell anwachsenden AnhängerInnenschaft seinen Herrschaftsbereich rasch ausdehnen (Neveril, 1999, S. 79).

Slatin und der Mahdi

Da die religiös motivierte Rebellion vor allem in den südwestlichen Regionen des Sudans ihren Anfang nahm, war Slatin rasch in den Kampf gegen die Mahdisten verwickelt und erlebte schon bald bedeutende Verluste seiner Streitmacht (Vogelsberger, 1992, S. 81). 1883 musste er kapitulieren und geriet dadurch in elfjährige Gefangenschaft am Hof des Mahdi bzw. dessen späteren Nachfolgers Khalifa Abdullahi. In seiner

Position als wertvollster Gefangener konnte Slatin nicht nur die schnell fortschreitende Ausdehnung des Mahdi-Reiches verfolgen, sondern auch die Regierung und Heerführung des Khalifas genau beobachten und sogar eine sonderbar enge Beziehung mit jenem entwickeln, die sich durch ein gewisses Wohlwollen seitens des Khalifas auszeichnete (ebd. S. 119-125).

Währenddessen scheiterten britische Expeditionen, um die Situation in zentralen sudanesischen Städten zu entschärfen und Gebietsverluste auszugleichen. Besonders verheerend war die Niederlage der Stadt Khartum, bei deren Verteidigung der später als Nationalheld gefeierte General Gordon sein Leben ließ (ebd. S. 113). Anfang der 1890er Jahre bereitete sich England schließlich auf die Rückeroberung des Sudans vor. Major Francis Reginald Wingate, der Kopf des militärischen Nachrichtendienstes in Kairo, befasste sich vor allem mit der Frage, wie man die Gefangenen der Mahdisten befreien könnte. 1895 ließ er Slatin einen ausgearbeiteten Fluchtplan zukommen, woraufhin dieser seine 24-tägige Flucht antrat (ebd. S. 138-146). In Kairo angelangt, traf Slatin erstmals auf Reginald Wingate, zu dem er später eine langjährige Freundschaft aufbaute und der bedeutenden Einfluss auf sein Werk *Feuer und Schwert im Sudan* hatte (ebd. S. 154). Im selben Jahr wurde Slatin vom ägyptischen Khediven zum Pascha ernannt. Dieser ehrenvolle Titel entsprach dem eines Generals und stand gewöhnlich nur Engländern zu. 1899 fand die britische Rückeroberung des Sudans statt, in welcher Slatin und Wingate erfolgreich nebeneinander kämpften (ebd. S. 175). Daraufhin wurde er sowohl von Kaiser Franz Josef in den Ritterstand, als auch von Queen Victoria in den britischen Adelsstand erhoben (Ebd. S. 205).

Held der Medien

Schon bald nach seiner Ankunft in Kairo wurde Slatin Pascha, dem seit seiner gelungenen Flucht große Aufmerksamkeit von der Weltpresse gewidmet wurde, von Reginald Wingate gedrängt ein Buch über seine Erlebnisse zu verfassen. Laut Vogelsberger (1992) war dies der erste Schritt Slatins Ruhm zu mehren, da bereits damals renommierte europäische Verlage reges Interesse an einem Werk aus seiner Feder bekundeten (S. 158). Der zeitgenössischen Einleitungsrhetorik entsprechend, die einer Absicherung und Legitimierung des Werkes vor möglicher späterer Kritik diene, schrieb Sla-

tin neben einer Beschreibung seiner Arbeitsbedingungen: „Weniger einem eigenen Bedürfnisse als dem Drängen meiner Freunde Folge leistend, habe ich diese Blätter niedergeschrieben“ (Slatin Pascha, 1896, Vorwort). Dies sowie die Bemerkung, er wäre ausschließlich auf sein eigenes Gedächtnis angewiesen gewesen, lassen darauf schließen, dass Slatin seine Beobachtungen nicht unter der Voraussetzung einer späteren Veröffentlichung machte und somit bei der Verfassung des Werkes, 17 Jahre nachdem er erstmals in den Sudan gereist war, Erlebnisse aus dem Gedächtnis rekonstruierte (Neveril, 1999, S. 100).

Die treibende Kraft hinter der Entstehung des Werkes scheint Reginald Wingate gewesen zu sein. Einige AutorInnen zu Slatins Leben und Werk gehen sogar davon aus, Wingate hätte sich als Ghostwriter betätigt (Vogelsberger, 1992, S. 159). Wie weit Wingate in den Schreibprozess verwickelt war, bleibt offen, sicher ist, dass er Einfluss auf Slatin und dessen Werk hatte. Brook-Shepherd (1972), der eine bedeutende Biographie von Rudolph Slatin Pascha verfasst hat, schreibt hierzu:

„Wingate hat sowohl als Herausgeber als auch als Übersetzer der endgültigen englischen Ausgabe gewirkt und viel zur Verifizierung der Tatsachen beigetragen. Das Wichtigste war jedoch, daß er den Grundton des Werks bestimmte.“
(S. 128)

Dieser Grundton war, einigen AutorInnen zufolge, politisch und ideologisch geprägt. Brook-Shepherd, Richard Hill und Elisabeth Flandorfer gehen davon aus, dass Slatins Buch, welches wertvolle Informationen zum Sudan lieferte, von Wingate als Propagandamittel genutzt wurde, um die englische Rückeroberung des Sudans voranzutreiben und die öffentliche Meinung als Druckmittel in dieser Frage gegen die unentschlossene britische Regierung einzusetzen (Neveril, 1999, S. 106-107).

Am 3. Februar 1896 erschien das Werk, welches in nur vier Monaten entstanden war (Chechovsky, 1981, S. 231) in englischer Originalfassung bei Edwin Arnold in London und am selben Tag in deutscher Fassung bei F. A. Brockhaus in Leipzig. Viele Auflagen folgten, sogar noch nach Slatins Ableben. Zudem wurde der Text ins Französische, Italienische und Arabische übersetzt (Flandorfer, 1971, S. 80-81).

Slatins abenteuerliche Geschichte versprach bereits vor dem Erscheinen auf dem internationalen

Buchmarkt ein Bestseller zu werden (Vogelsberger, 1992, S. 158). Kurz nach seiner Rückkehr nach Kairo 1895 verfasste Slatin den kurzen Bericht *Auf der Flucht* (Slatin Pascha, 1895) im Umfang von 48 Seiten, welchen er im Selbstverlag (Reichswehr) veröffentlichte. Zurück in Österreich schrieb er einen 56-seitigen Artikel *Meine Erlebnisse im Sudan* für die k. k. Geographische Gesellschaft in Wien (Slatin Pascha, 1896, S. 36-92), wo er auch 1895 einen Vortrag hielt, der ebenso in den Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft abgedruckt wurde (N.N., 1895, S. 350-352).

Reges Interesse an Slatins Person und seinem Schicksal kann aber schon in den Jahren seiner Gefangenschaft ausgemacht werden. Am 17. Februar 1887 schilderte das *Grazer Volksblatt* wie sich Slatin ergeben musste und in Gefangenschaft geriet (Grazer Volksblatt, 17.02.1887, S. 5). Ein Brief des Khalifa über Slatins Zustand wurde aus dem Arabischen übersetzt und von der Zeitung *Das Vaterland* am 1. November 1888 abgedruckt (Das Vaterland, 01.11.1888, S. 5). Somit war Slatin bereits vor der Veröffentlichung seines Buches bekannt und in den Medien präsent. Viele Menschen wollten die schier unglaublichen Geschichten Slatins, der nach seiner Flucht als Held gefeiert wurde, in allen Einzelheiten erfahren. Und *Feuer und Schwert im Sudan* bot diese Details. So verwundert es kaum, dass sich die erste Auflage im deutschsprachigen Raum in herausragender Geschwindigkeit verkaufte. Allein im ersten Erscheinungsjahr kam es zu sieben Neuauflagen. 1899 folgten zwei weitere Auflagen, die elfte 1906, die zwölfte 1911 und 1921 erschien schlussendlich die zweibändige 13. Auflage, die bis heute einen bedeutenden SammlerInnenwert hat. In den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts brachte der F. A. Brockhaus Verlag die Reihe Reisen und Abenteuer heraus, in welcher auch Slatins Buch vertreten war und 1922, 1925 sowie 1928 nur unter dem Haupttitel *Feuer und Schwert im Sudan* erschien (Brandt & Kainbacher, 2010, S. 170). Flandorfer (1971) schreibt zu Slatins Buch, dessen Erfolg in den 30er Jahren genauso plötzlich wieder endete, wie er einsetzte:

„Der älteren Generation als Abenteuerlektüre wohl vertraut, finanziell und propagandistisch ein großer Erfolg, fiel es später mehr oder weniger in Vergessenheit.“
(S. 81)

Doch selbst Ende des 20. Jahrhunderts, etwa 100

Jahre nach der ersten Veröffentlichung des Werkes, erschien bei Edition Erdmann im Thienemanns-Verlag *Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht* bearbeitet von Heinrich Pleticha (1997) neuerlich am Markt.

Im Folgenden sollen nun drei verschiedene Ausgaben des Buches genauer vorgestellt und miteinander verglichen werden, um aufzuzeigen, wie sich der Bericht im Format, im Inhalt sowie in seiner Rezeption innerhalb eines Jahrhunderts verändert hat. Herangezogen werden hierfür die Originalausgabe von 1896, die Volksausgabe aus der Reihe *Reisen und Abenteuer* von 1928 sowie die Neuüberarbeitung des Werkes von Heinrich Pleticha aus dem Jahr 1997. Die drei Ausgaben unterscheiden sich besonders durch ihren historischen Entstehungskontext sowie durch das entsprechende Zielpublikum. Daher eignet sich ein Vergleich dieser Bücher gut, um aufzuzeigen wie sich Medien und die jeweiligen gesellschaftlichen Ansprüche in ihrem Wechselspiel über 100 Jahre hinweg verändern.

„Feuer und Schwert“ in Europa 1896

Die deutsche Originalausgabe von 1896, die von einem prächtigen Halbledereinband umbunden ist, umfasst stattliche 596 Seiten und beinhaltet Slatins Geschichte von seiner Ankunft im Sudan bis zu seiner erfolgreichen Flucht aus der mahdistischen Gefangenschaft. Der Autor legt großen Wert auf eine möglichst umfassende Darstellung der allgemeinen Lage im Sudan, weshalb er in den ersten Kapiteln nicht nur seine eigenen Erlebnisse thematisiert, sondern auch die Geschichten der Menschen, die ihm begegneten, den Mahdi und dessen Bewegung sowie weitere Expeditionen seiner Kollegen im Kampf gegen die Aufständischen der Regierung. Die zahlreichen Kapitel zu seiner Gefangenschaft befassen sich primär mit politischen Aspekten und Ereignissen. Slatin geht hier genauer auf die Persönlichkeit des Khalifa Abdullahi ein und teilt seine Beobachtungen über die expansiven Errungenschaften der Mahdisten, die Verwaltung und Organisation von Abdullahis Hauswesen und Heer sowie über den Umgang mit der unterworfenen Bevölkerung und deren Lebensbedingungen, wie er sie unter anderem am Beispiel der Hungersnot in Omm Derman beschreibt. Doch auch die alltäglichen Gewohnheiten des Khalifas sind hier von Slatins

Interesse und die persönliche Beziehung zwischen Slatin und dem Khalifa wird der LeserInnenschaft durch zahlreiche Gespräche der Beiden nähergebracht. Die letzten Kapitel des Werkes handeln vor allem von Slatins Plänen zur Flucht, den vielen Anstrengungen diese zu erreichen und schlussendlich dem gesamten Ablauf des langersehnten Entkommens, bis zu seinem Eintreffen in Ägypten. Der Text kann daher als Bericht eingestuft werden.

Die Geschehnisse werden durch 19 Abbildungen illustriert und zwei Faltkarten am Ende des Buches zeigen einerseits einen Plan von Khartum und Omm Derman und andererseits eine Karte, in welcher das Reich des Mahdi eingezeichnet ist. Nach einem Vorwort von Slatin, in welchem er seine Aufzeichnungen als „anspruchlose Berichte an das Interesse derer, die mit den Verhältnissen des ägyptischen Sudan vertraut sind oder denselben Theilnahme entgegenbringen“ (Slatin Pascha, 1896, Vorwort) bezeichnet, folgt ein Schreiben Pater Ohrwalders. Josef Ohrwalder war ein österreichischer Missionar im Sudan, der mit Slatin einige Jahre gemeinsam in Gefangenschaft zubrachte, dem die Flucht aber bereits 1891 gelang. Er veröffentlichte 1892, ebenso auf das Drängen Reginalds Wingates hin die Publikation *Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan und meine Gefangenschaft dortselbst*, in der er seine Geschichte schilderte (Neveril, 1999, S. 101-102). In seinem Begleitwort in Slatins Bericht nennt er Gründe die Slatin nahezu verpflichteten seine Erlebnisse zu veröffentlichen. Darunter fallen das allgemeine Interesse an Slatins Befreiung sowie die

„Nothwendigkeit, die Aufmerksamkeit civilisirter Nationen auf den Sudan, jenen unglücklichen Theil des schwarzen Continents, zu lenken, der einst berufen schien, den Ausgangspunkt für Afrikas Civilisirung zu bilden, und deren Haupthinderniß geworden ist.“
(Slatin Pascha, 1896, Schreiben Pater Ohrwalders)

An Pater Ohrwalders Worten ist bereits zu Beginn des Werkes der kolonialpolitische Imperativ des 19. Jahrhunderts zu erkennen, der sich durch das ganze Buch zieht. Analog zu Slatin betont auch Ohrwalder die Notwendigkeit eines Eingreifens von außen, um dem Sudan zu seinem vermeintlichen Glück zu verhelfen.

Die hohe Anzahl an Auflagen und vor allem die Tatsache, dass die ersten zehn Auflagen noch

Ende des 19. Jahrhunderts erschienen, spiegeln den großen Erfolg des Werkes wider. In zeitgenössischen Zeitungsartikeln wurde Slatin, meist im Zusammenhang mit seiner spektakulären Flucht und seinem Buch besonders im Erscheinungsjahr 1896 häufig thematisiert. Quer durch die Monarchie druckten zahlreichen Zeitungen und Zeitschriften, wie etwa das *Neue Wiener Journal*, die *Pettauer Zeitung*, die *Vorarlberger Landeszeitung*, die *Agramer Zeitung*, das *Mährische Tagesblatt* sowie das *Grazer Volksblatt* und *Das Vaterland* die Neuigkeiten des österreichischen Offiziers im Sudan ab und verbreiteten die Kunde von seinem neu erschienenen Buch.¹ Die Wiener Montags-Post veröffentlichte sogleich einen Abschnitt des Buches und schrieb dazu:

„Nach dem Zeugnisse berühmter Reisender ist das prächtig ausgestattete Werk die hervorragendste Erscheinung der neueren Reiseliteratur. In der Schilderung der Erlebnisse des Verfassers ist es spannend wie ein Roman und in den darin niedergelegten Berichten über einen jedem Europäer verschlossenen Theil Afrikas enthält es den Schlüssel zu den letzten Geheimnissen des schwarzen Erdtheils.“
(Wiener Montags-Post, 11.05.1896, S. 1)

Auch ein Artikel im *Pester Lloyd* zeugt von einem begeisterten Rezensenten:

„Sein Buch verdient daher die vollste Aufmerksamkeit jedes gebildeten Menschen. [...] außer dem Buche des Pater Ohrwalder gibt es kein literarisches Produkt, dem wir so viele wertvolle Daten über Land und Leute im Sudan, Darfur und den angrenzenden Ländern entnehmen könnten, wie dem Buche Slatin Paschas. [...] Sein Styl ist fesselnd, seine Schilderungen packend und es ist keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß sein Buch zu den interessantesten Reiserwerken gehört, welche im Laufe dieses Jahrhunderts erschienen sind. Hoffentlich wird es in diesem Sinne von der Leserwelt gewürdigt werden.“
(Pester Lloyd, 08.02.1896, S. 9)

Die *Neue Freie Presse* schrieb in besonders lobenden Tönen:

„In Leipzig ist ein Buch erschienen, das thurmhoch Alles überragt, was Reisen und Literatur

in Bezug auf Afrika in den letzten Jahrzehnten hervorgebracht. [...] Ja wol, Slatin's Buch nimmt Jeden gefangen, der es mit kühnem Lesemuth berührt. [...] Ein epochemachendes Buch.“
(Neue Freie Presse, 15.02.1896, S. 1-2)

Philipp Paulitschke, ein angesehener Forschungsreisender und Dozent an der Universität Wien, der sich über Jahre hinweg wissenschaftlich mit dem Sudan auseinandersetzte, lieferte in den „Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft“ eine kurze Rezension zu Slatins Buch, in der *auch* Kritik geäußert wurde:

„Ein Wort des Tadels haben wir nur für einige der allzu phantastischen, ja grauslichen Bilder, ohne die Slatin's Buch wohl auch seinen Weg gemacht hätte.“
(Paulitschke, 1896, S. 381-382)

Die Originalausgabe von *Feuer und Schwert im Sudan* war demnach ein voller Erfolg. Das zeitgenössische Interesse an einer geographischen, politischen und sozialen Erschließung des afrikanischen Kontinents ist auch in der Rezeption des Werkes stark spürbar. Doch auch der Charakter der spannenden Abenteuergeschichte ließ Slatin Pascha und seine Erlebnisse in aller Munde sein. Der Verkaufsschlager setzte dem Autor, der ohnehin schon großen Ruhm genoss „die Krone auf“, wie die *Neue Freie Presse* schrieb (Neue Freie Presse, 15.02.1896, S. 2).

„Feuer und Schwert“ in der Zwischenkriegszeit

Die wesentlich kleinere und stark gekürzte Volksausgabe von *Feuer und Schwert im Sudan* aus der Reihe *Reisen und Abenteuer* von F. A. Brockhaus aus dem Jahre 1928 umfasst nur noch 158 Seiten. Im Vergleich zu den prächtigen Einbänden der Vorkriegszeit, entschloss sich der Brockhaus Verlag, aufgrund der labilen wirtschaftlichen Situation der Zwischenkriegszeit, bei der genannten Reihe Pappgebände zu verwenden und auf dünneres und billigeres Papier zurückzugreifen (Keiderling, 2005, S. 107-109). Dennoch ist *Feuer und Schwert im Sudan* mit Bildern ausgestat-

¹ Alle Zeitungsartikel wurden abgerufen von: www.anno.onb.ac.at

tet. Statt den ursprünglichen 19, sind es hier nur noch 15 Abbildungen. Weggelassen wurde zum Beispiel die Darstellung „Überbringung von Gordons Haupt“, das als eines der grausamsten Bilder des Originals galt. Denkbar wäre ein Zusammenhang zwischen der oben genannten Kritik der k. k. Geographischen Gesellschaft bezüglich der zum Teil blutrünstigen Bebilderung und dem Fehlen einiger dieser Illustrationen in der neueren Version. Eine Klärung dieser Frage war mangels greifbarer Quellen bislang nicht möglich.

Mit den Worten „Dieses Büchlein ist ein Auszug aus dem im gleichen Verlag erschienenen großen Reisewerk: Rudolph Slatin Pascha, *Feuer und Schwert im Sudan*“ (Slatin Pascha, 1928) wird dem/der LeserIn gleich auf der ersten Seite, direkt vor dem Inhaltsverzeichnis zu verstehen gegeben, dass es sich hier nicht um das Original, sondern um eine gekürzte Version handelt. Die Einleitung bereitet den Kontext bzw. das historische Setting auf, in dem sie einen oberflächlichen Lagebericht über die politische Situation des Sudans im 19. Jahrhunderts, sowie eine kurze Biographie von Rudolph Slatin Pascha liefert. Der letzte Satz dieser Einleitung ist ein Teil von Pater Ohrwalders Schreiben aus der Originalauflage, der, wie auch beim Originalwerk, Slatins Befähigung zur Beurteilung der Geschehnisse des Mahdiaufstandes aufgrund seiner physischen Nähe zu den Ereignissen hervorhebt.

Gekürzt wurde vor allem an der Vorgeschichte, denn das Buch beginnt mit Slatins ersten Erlebnissen in Darfur. Die weiteren Kapitel ähneln vom Aufbau und der Reihenfolge dem Original, doch wurden sie stark komprimiert. Ausschweifende Personenbeschreibungen, Regionsbeobachtungen, strategische Erklärungen und Anekdoten, von denen es im Original unzählige gibt, fehlen hier gänzlich. Durch diese drastischen Kürzungen veränderte sich das Werk vor allem stilistisch, denn Geschehnisse werden nun aus einer persönlichen, erzählenden Perspektive geschildert und weniger durch Gespräche oder die für das Original so charakteristischen militärischen Details.

Da es sich bei *Reisen und Abenteuer* um eine Jugendbuchreihe handelt, kann angenommen werden, dass aus Rücksicht auf die junge LeserInnen-schaft gezielt gekürzt wurde. Ein Beispiel hierfür bietet die Textstelle in der Slatin über den Harem des Khalifas berichtet. Die im Original zweiseitige Beschreibung wurde in der Ausgabe von 1928 auf knapp eine halbe Seite gekürzt. Eine feanalytische Betrachtung beider Textstellen verdeutli-

cht, dass vor allem unzüchtig anmutende Teile des Originalwortlauts, gestrichen wurden. So unterblieb 1928 die Information, dass der große Haushalt des Khalifas, besonders der große Harem, auf „dessen Neigungen und auf seinen Stand“ (Slatin Pascha, 1896, S. 478) zurückzuführen ist. Dieser Status würde das gigantische Ausmaß des Harems, den Slatin auf 400 Frauen schätzt, legitimieren. In der Beschreibung des Umfangs des Harems wird erklärt, dass die vier Hauptfrauen des Khalifas legitim, daher von der islamischen Religion erlaubt sind. Die Erwähnung, dass sich der Khalifa von diesen „weil er die Abwechslung liebt, öfters trennt, um sie durch andere zu ersetzen“ (Slatin Pascha, 1896, S. 478), unterblieb jedoch in der Volksausgabe. Auch Informationen über die Beschaffung der Haremsdamen wurde in der Version von 1928, vermutlich aus denselben Gründen, durch Kürzungen beschönigt. Der Satz „diese als Kriegsbeute weggenommenen Weiber genossen die geringen Rechte von Concubinen“ (Slatin Pascha, 1896, S. 478), fand keinen Eingang in die Volksausgabe. Beim originalen Satz „der Rest der Haremsbewohnerinnen waren durch Raub oder Kauf erworbene Sklavinnen“ (Slatin Pascha, 1896, S. 478) wurde 1928 das Detail „durch Raub“ entfernt.

Die letzte Seite des Buches ergänzt Slatins Werk mit Autoreninformationen und zu den Ereignissen im Sudan, die nach dem Erscheinen des Originalwerks stattfanden. Dem/der LeserIn wird die zur Rezeption erforderliche Hintergrundinformation geliefert. So auch die letzten Worte des Buches:

„Seine Voraussage, daß die Zerstörung des Mahdistenreichs nur durch das Eingreifen einer auswärtigen Macht zu erwarten sei, hat sich bestätigt. Diese Macht ist England gewesen. Heute ist der Sudan wieder mit Ägypten vereinigt.“

(Slatin Pascha, 1928, S. 158)

Der bereits beim Original auffallende kolonialpolitische Imperativ ist daher auch noch in der Volksausgabe der 1920er Jahre verhaftet. Durch diesen letzten Satz wurden die kolonialen Aktivitäten als legitim betrachtet und das koloniale Selbstverständnis bewusst der nächsten Generation übertragen.

Die Reihe *Reisen und Abenteuer* brachte bis 1934 55 Bände hervor. Sie bot die Möglichkeit Werke im kleinstmöglichen Rahmen zu aktuellen Themen zu veröffentlichen bzw. neu aufzulegen (Kei-

derling, 2005, S. 112). Slatins Werk war als 16. Band 1922, 1925 und 1928 insgesamt dreimal vertreten, weshalb man auch in dieser Zeit von einem noch anhaltenden Erfolg sprechen kann. Im Kontext der Reihe war auch Slatins Werk in diesem Format dazu gedacht der breiten Masse der Bevölkerung zugänglich gemacht zu werden, vor allem durch die handliche Größe und den kleinen Preis. Der belehrende Charakter dieser Ausgaben wird erkennbar an den beigegeführten Karten bei jedem Band und der abschließenden Erläuterung der aktuellen Situation des jeweils behandelten Gebietes. Im Weihnachtskatalog *Den Freunden des Verlags* von 1928 wird genau dies betont:

„Als eine stattliche Sammlung von 44 Bänden steht die Sammlung heute da, von allen Seiten, ganz besonders aber von pädagogischen Fachleuten und Volksbildungseinrichtungen, als eine der besten der zahlreichen deutschen Jugendbuchreihen bezeichnet.“
(Keiderling, 2005, S. 112)

„Feuer und Schwert“ in den 1990er Jahren

Die von Heinrich Pleticha neu bearbeitete Version der Originalausgabe *Feuer und Schwert im Sudan* erschien 1997 im Umfang von 333 Seiten. Acht der original 19 Bilder fanden keinen Eingang in das Buch. Dabei handelt es sich Großteils um Schlachtendarstellungen, da der Überarbeiter seinen Fokus auf Kapitel, die Slatins Gefangenschaft und Flucht thematisieren, legte und kriegerische Auseinandersetzungen meist gänzlich strich. Erwähnenswert ist die Tatsache, dass das Bild zur Überbringung von Gordons Haupt wieder seinen Weg in das Buch gefunden hat. Karten fehlen allerdings gänzlich.

Ungefähr 100 Jahre nach dem Erscheinen des Originals wird Heinrich Pletichas Neubearbeitung, im Klappentext als zum „Genre der abenteuerlichen Fluchtliteratur“ gehörend und somit als unterhaltendes Sachbuch beschrieben, veröffentlicht. Der Band ist in acht Kapitel gegliedert und beginnt sofort mitten im Geschehen, da das erste Kapitel dem ursprünglichen siebten Kapitel entspricht, nämlich dem „Kampf gegen den Mahdismus in Darfur“. Heinrich Pleticha erläutert in seinem Nachwort, wie er Kürzungen vornahm und dass er es für sinnvoller hielt ganze Kapitel

wegzulassen, wie beispielsweise die gesamte Vorgeschichte Slatins über seinen Weg in den Sudan und seine ersten Aufgaben dortselbst, um dafür andere Kapitel möglichst geschlossen zu erhalten. Auch Kapitel, die sich mit der politischen und militärischen Lage im Sudan auseinandersetzen, wie die Expedition Hicks Pascha, den Feldzug in Abessinien und die Okkupation der südlichen Provinzen, wurden gänzlich in der Bearbeitung gestrichen. „Da sie heute in erster Linie nur noch für den Fachmann von Bedeutung sind, konnte auf sie am ehesten verzichtet werden“ (Slatin Pascha & Pleticha, 1997, S. 327), erklärt der Bearbeiter. Einen Schwerpunkt setzte Pleticha auf persönliche Beobachtungen und Erinnerungen und so löste er aus dem ursprünglichen 15., 16. und 17. Kapitel über Verwaltung und Lebensverhältnisse im Reich des Khalifa alle persönlichen Schilderungen heraus und fasste sie in einem Kapitel zusammen. Durch diese drastischen Kürzungen kam es zu Lücken im Gesamttext, deren sich der Bearbeiter sehr wohl bewusst war, sie aber nicht schließen konnte. Dies führt er in seinem Nachwort auf Slatins unsystematisches Vorgehen und auf die Tatsache, dass Slatin „erstaunlich wenig von sich selbst erzählte“ (Slatin Pascha & Pleticha, 1997, S. 327) zurück. Das originale Schlusswort, in dem Slatin den anno 1896 aktuellen Stand der Lage im Sudan dokumentiert und auf Hilfe von außen setzt, fand in die Neubearbeitung keinen Eingang, vermutlich da dieser Status quo längst nicht mehr aktuell und für Unterhaltungsliteratur nicht relevant war. Das Nachwort erläutert, wie das Vorwort der Volksausgabe, die damalige politische Situation im Sudan, Slatins Biographie, aber auch Maßnahmen der Neuüberarbeitung.

Nicht nur das Werk hat sich über ein Jahrhundert hinweg deutlich verändert, sondern auch die LeserInnenschaft bzw. das Zielpublikum. Das Original sprach neben interessierten VerfolgerInnen der aktuellen politischen Ereignisse auch wissenschaftliches Fachpersonal an, das sich mit der Durchleuchtung des „schwarzen Kontinents“ beschäftigte. Die Volksausgabe versuchte wiederum in einfacher Form die klassischen wie aktuellsten Reiseberichte der breiten Bevölkerung zugänglich zu machen und stieß dabei auf große Nachfrage. Die Neubearbeitung von Pleticha hingegen wandte sich weder an den Fachmann bzw. die Fachfrau, noch war es für Jugendliche geeignet. Als unterhaltendes, abenteuerliches Sachbuch konzipiert, erfuhr der Text daher nie den Erfolg, den das Original und selbst die kurze Ausgabe der Reihe

Reisen und Abenteuer erreichten. Pletichas Bearbeitung verblieb als einzelne Auflage am Markt und musste harsche Kritik ernten. Im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* schrieb am 6. Mai 1997 Stefan Busch eine Rezension über die Neubearbeitung unter dem Titel *Mit dem Pascha auf der Flucht. Rudolph Slatins pedantische Erinnerungen entzaubern den geheimnisvollen Sudan der Mahdi-Zeit* (Busch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 06.05.1997, S. 12). Darin äußerte er seine Kritik:

„Wie der Verlag weiterhin behauptet, handelt es sich bei Slatins Bericht um, ein einzigartiges Zeugnis von Kultur und Lebenswirklichkeit“. Das mag schon seine Richtigkeit haben, aber Historiker oder Ethnologen, die das Buch als Quelle benutzen möchten, bleiben auf die alten ungekürzten Ausgaben angewiesen. Und als unterhaltsames Sachbuch für das breite Publikum, auf das der Verlag zielt, ist es ebenfalls nicht geeignet – oder besser: nicht mehr. Denn wer sich über den Mahdi-Aufstand informieren möchte, kann in den Bibliotheken Fachliteratur finden, die weniger trocken ist als Slatins Bericht.“
(Busch, *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 06.05.1997, S. 12)

Politisch nicht mehr aktuell und in dieser authentisch originalen, aber lückenhaften Form für das Publikum nicht mehr ansprechend scheint Pletichas Überarbeitung die Erfolgsschiene von Slatins Werk in der Form eines Reiseberichtes zu einem Ende gebracht zu haben.

Doch dass Slatins Geschichte nicht in Vergessenheit geraten ist, zeigt der 2012 erschienene Film *Slatin Pascha – im Auftrag Ihrer Majestät* von Thomas Macho, in welchem sich Slatins Enkelsohn auf die Spurensuche in den Sudan aufmacht, um dort einen ganz ähnlichen, propagandistisch aufgeladenen, politischen Machtkampf zu erfahren. Anders aber als im späten 19. Jahrhundert wird dieser nicht über Reiseberichte ausgetragen, sondern in digitalen Medien, wie TV und Internet, den neuen und primären Informationsquellen des 21. Jahrhunderts.²

Conclusio

Bis zur letzten Auflage des Werkes 1928 war Slatins Reisebericht also ein voller Erfolg und hielt

sich selbst nach dem Ersten Weltkrieg durchsetzungsfähig am Markt. Das Interesse an seinem Werk besteht bis heute, das anhand der Neuüberarbeitung 1997, der Verfilmung 2012 und der vielen wissenschaftlichen Arbeiten zu Slatin sowie seinem Buch ersichtlich ist und ebenfalls einen Erfolgsmarker darstellt. Doch Slatins Werk blieb nicht unverändert. Das Format des Buches veränderte sich unzählige Male, was anhand der Differenzen des Umfangs, des Materials, aber auch der Bilder die Eingang in die verschiedenen Ausgaben fanden, aufgezeigt wurde. Diese Veränderungen spiegelten meist gesellschaftliche Umstände und Ansprüche wieder.

Das Zielpublikum, sowie dessen Reaktion und Rezeption zu den verschiedenen Ausgaben des Werkes veränderten sich ebenso im Laufe der Zeit. Ende des 19. Jahrhunderts war die Originalausgabe vor allem durch das zeitgenössische Interesse an einer geographischen, politischen und sozialen Erschließung des afrikanischen Kontinents, welches besonders in der Rezeption des Werkes spürbar ist, geprägt. Den abenteuerlichen Charakter des Buches strich vor allem die Volksausgabe der 1920er Jahre heraus, welche die LeserInnenschaft auf ein jüngeres Zielpublikum ausweitete. Die Neuüberarbeitung des Werkes aus dem Jahr 1997 stieß mit einem Fokus auf kulturelle und persönliche Aspekte der Geschichte allerdings nicht mehr auf die große Nachfrage, die ihre Vorgänger erlebten.

Inhaltliche Veränderungen und Konstanten wurden anhand eines Vergleiches einzelner Textstellen, durch eine Textanalyse der Ausgaben aufgezeigt. Der Originalausgabe von 1896 war ein kolonialpolitischer Imperativ verhaftet, der sich bis in die Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts hielt. Andererseits kam es in der Volksausgabe von 1928 zu drastischen Kürzungen, vor allem an weiten Passagen die womöglich als zu unzüchtig für junge LeserInnen galten und am Beispiel der Streichungen der Beschreibung des Harems dargestellt wurde. Als Prozess betrachtet, zeigt der Vergleich der drei Ausgaben, dass es mit der Zeit zu einer Schwerpunktverlagerung kam. Während Slatin selbst im Original noch größeren Wert auf militärische Auseinandersetzungen und politische Zusammenhänge legte und nur wenig Persönliches preisgab, veränderte sich das Buch vor allem zugunsten der Darstellung seiner Person. Dies hängt vor allem mit der bereits ab-

² www.fischerfilm.com/produktionen/slatin-pascha

geschlossenen Rückeroberung des Sudans zu dem Zeitpunkt der Veröffentlichung der zwei weiteren, hier behandelten Ausgaben zusammen. Die fehlende Aktualität der militärischen Gefahr, die vom Mahdi ausging, verdrängte Kriegstaktik und militärische Informationen über den Feind und

ließ somit mehr Freiraum für die persönliche Seite der Geschichte, die nun betont bzw. herausgearbeitet wurde. Dadurch verlor das Werk den Charakter eines Berichts und wurde primär zur persönlichen Abenteuergeschichte.

Quellenverzeichnis:

- Slatin Pascha R. (1896). *Feuer und Schwert im Sudan*. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht. 1879-1895. Leipzig.
Slatin Pascha R. (1928). *Feuer und Schwert im Sudan*. Leipzig.
Slatin Pascha R. & Pleticha H. (1997). *Feuer und Schwert im Sudan. Meine Kämpfe mit den Derwischen, meine Gefangenschaft und Flucht*. Stuttgart & Wien.

Zeitungsartikel

- (abgerufen von Österreichische Nationalbibliothek, ANNO Historische Zeitungen und Zeitschriften, www.anno.onb.ac.at)
Grazer Volksblatt (17.02.1887), S. 5.
Das Vaterland (01.11.1888), S. 5.
Wo kein Feuer ist, ist kein Rauch. In: *Wiener Montags-Post* (11.05.1896), S. 1.
Feuer und Schwert im Sudan. In: *Pester Lloyd* (08.02.1896), S. 9.
Die Wieder-Eroberung des Sudan. In: *Neue Freie Presse* (15.02.1896), S. 1-2.

Bibliografie:

- Brandt, A. & Kainbacher, P. (2010). *Österreichische Forscher und Reisende*. Eine Biographie und Bibliographie von A-Z bis 1945. Baden.
Brenner, P. J. (1989). *Der Reisebericht*. Die Entwicklung einer Gattung in der deutschen Literatur. Frankfurt a. M.
Brook-Shepherd, G. (1972). Slatin Pascha. Ein abenteuerliches Leben. Wien.
Busch, S. (06.05.1997). Rezension: Sachbuch. Mit dem Pascha auf der Flucht. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, S. 12.
Chechovsky, W. (1981). *Der Sudan zur Zeit des Mahdi-Aufstandes im Spiegel österreichischer Zeitungen und Zeitschriften*. Diss. Wien.
Flandorfer, E. (1971). *Rudolf Slatin*. Pascha und Baron. Das abenteuerliche Leben eines Österreicher in zwei Erdteilen. Diss. Wien.

- Keiderling, T. (2005). *F. A. Brockhaus 1905-2005*. Mannheim.
- Neveril, G. (1999). *Österreichische Afrikareiseberichte des 19. Jahrhunderts als Nachrichtenquellen-dargestellt am Beispiel „Feuer und Schwert im Sudan“ von Rudolf Slatin*. Dipl.-Arb. Wien.
- Paulitschke, P. (1896). Feuer und Schwert im Sudan. In: *Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien*. XXXIX. Bd., S. 381-182.
- Sauer, W. (2002). *k. u. k. kolonial. Habsburgermonarchie und europäische Herrschaft in Afrika*. Wien, Köln & Weimar.
- Slatin, Pascha R. (1895). *Auf der Flucht*. Wien
- Slatin, Pascha R. (1896). Meine Erlebnisse im Soudan. In: *Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien*. XXXIX. Bd., S. 36-92.
- Vogelsberger, H. A. (1992). *Slatin Pascha*. Zwischen Wüstensand und Königskronen. Graz, Wien & Köln.
- N. N. (1895). Ein Vortrag Slatin Pascha's. In: *Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien*. XXXVIII. Bd., S. 350-352.

Lisa HOPPEL

Bakk., hat 2015 ihr Bachelorstudium Geschichte an der Universität Wien abgeschlossen und studiert seither im Masterstudiengang Globalgeschichte und Global Studies. Schwerpunkte hat sie auf neuzeitliche und islamische Geschichte gesetzt.

Wir bergen moralische Größe aus der Geschichte

Das Zentrum für politische Schönheit und seine Strategien zur Generierung von öffentlicher Aufmerksamkeit und politischer Partizipation

Karl-Leontin Beger
Theater-, Film- und Medientheorie, Universität Wien

Abstract

Das Zentrum für politische Schönheit (ZPS) war ein wesentlicher Protagonist der deutschen Aktionskunst im Jahr 2015. Medialen Aufruhr haben insbesondere die Aktionen *Erster europäischer Mauerfall* und *Die Toten kommen* provoziert. Thematisch kreisen die Werke des ZPS um Flucht, Vertreibung und Genozid. Das ZPS arbeitet transmedial, nutzt das Theater, den Film, das Internet und den öffentlichen Raum als Medien, um die RezipientInnen zu politisieren. Die Gesellschaft fungiert als das Material der Aktionskunst. Die Suche nach einer neuen Form der internationalen Solidarität ist mit dem Versuch verbunden, eine humanistische, liberal-demokratische Avantgarde zu bilden, deren sogenannte Schönheit darin besteht, eine außerordentliche Moralität in altruistischen Handlungen in die Praxis umzusetzen. Dafür wird Kunst in diversen medialen Kanälen publiziert, um eine als blasiert und desinteressiert gedachte Öffentlichkeit zu politisieren, eine partizipative Praxis zu provozieren und der realpolitischen Brutalität zu opponieren.

Die zentralen ästhetischen Verfahren sind dabei die Collage, das Zitat/Sampling, die später erläuterte Transfer-Emotion und der Fake. Darüber hinaus ist die Kollektivierung der politischen Forderungen durch die Bildung temporärer Allianzen zwischen KünstlerInnen, Medien und Publikum, die durch partizipative Formen und ein offenes Werk ermöglicht werden, das Alleinstellungsmerkmal des ZPS.

Das Verhältnis der abgegrenzt gedachten Bereiche von Politik und Kunst kam insbesondere in den 1960er Jahren ins Wanken. Gegenkulturen, die 68er-Bewegungen und eine Welle neuer Avantgardebewegungen stellten seit der Nachkriegszeit radikal die Grenze zwischen Kunst, Leben und Politik in Frage. Neu verhandelt wird stets, welche Aufgabe Kunst in einer Gesellschaft zukommt. In den letzten 20 Jahren scheinen sich vermehrt bildende KünstlerInnen, Theater-, und FilmmacherInnen nicht mit der Kunst um der Kunst willen zu begnügen. Kunst wird zudem in Folge der Erfolgsgeschichte der Neuen Medien unter das Paradigma Partizipation gestellt (Lehmann, 2008, S. 29). Soziale Interventionen im Rahmen von musealen Kontexten, ortsspezifischem Theater mit sozialkritischem Impetus und Aktionskunst mit gesellschaftskritischer Schlagkraft sind Versuche, Kunst, aber vor allem die Zivilgesellschaft, zu

politisieren. Kunst kann Freiräume erringen, um mit neuen Formen des Miteinanders zu experimentieren und Utopien ins Werk setzen, um so den post-modernen Relativismus und der zivilgesellschaftlichen Resignation entgegenzutreten. Dabei verstehen sich KünstlerInnen als Katalysatoren eines Prozesses, in dem sich RezipientInnen von KonsumentInnen zu partizipierenden MitgestalterInnen selbst ermächtigen (Bourriaud, 2009b, S. 8f).

Im Jahr 2015 hat im deutschsprachigen Raum eine politische KünstlerInnengruppe auf sich aufmerksam machen können: Das Zentrum für politische Schönheit (ZPS). Auf welche ästhetischen Verfahren greift das ZPS zurück und welche hat es weiter oder gar ganz neu entwickelt, um mit künstlerischen Mitteln ein „Agenda Setting“ (Dearing & Rogers, 1996, S. 1ff) zu betreiben? Welche Denkweisen lassen sich hinter den Aktionen und Werken erkennen? Auf welche Art und Weise

wird Geschichte zur Plausibilisierung politischer Thesen fruchtbar gemacht? Was kennzeichnet den Umgang des ZPS mit historischen Ereignissen? Dies sind die Leitfragen dieses Artikels, unter denen die Aktionen des ZPS, insbesondere die vielschichtige Aktion *Kindertransporthilfe des Bundes*, analysiert, interpretiert und in einen größeren kultur- und kunstgeschichtlichen Rahmen gestellt werden. Die Basis dieses Artikels bilden ausgearbeitete Werkanalysen, eine Darlegung des Begriffsverständnisses der zentralen philosophischen Termini und eine theoretische Reflexion der Aktionen des ZPS mit ausgewählten Beispielen aus der Medienberichterstattung. Der Schwerpunkt des Beitrags liegt in einer Verortung des ZPS in der Geschichte der politischen Kunst und dem Vorstellen alleinstellender ästhetischer Verfahren.

Um die Ideologie, das Selbstverständnis und die Ziele des ZPS zu illustrieren werden einige Auszüge aus Texten des künstlerischen Leiters Phillip Ruch vorgestellt. Die zentrale theoretische Figur ist *das Bergen moralischer Größe aus der Geschichte*, die vorbildhaft unser Handeln leiten soll. Die trans- und intermediale Arbeitsweise des ZPS erschließt sich durch vier Analysebeispiele: Die Collage, das Sprechen mit der Stimme der Macht, der sogenannte Fake und die Transfer-Emotion. Dies sind ästhetische Verfahren, die in verschiedenen Gattungen in je spezifischer Weise zur Anwendung kommen.

Abschließend findet eine Beschäftigung mit den neuen Medien und dem Paradigma der Partizipation statt. Welche Dichotomien tun sie in der Mediennutzung und dem Selbstverständnis der NutzerInnen auf, und wie reflektieren sich diese in den Aktionen des ZPS und ihrer Rezeption?

Manifeste – oder: vom aggressiven Humanismus

Das ZPS arbeitet multi- und transmedial. Es produziert Texte, Videos, Theater und Aktionskunst. Internationale Medien ordnen das ZPS zumeist als KünstlerInnengruppe, seltener als Nichtregierungsorganisation ein (z.B. McRobie, 2010; Das Erste, 2010). Demnach herrscht eine gewisse Unklarheit der Definition der Gruppierung vor, die durchaus als gewollt betrachtet werden kann. Thematisch beschäftigt sich das ZPS mit Genozid, Flucht und Vertreibung. Der Schutz der Menschenrechte ist die selbstaufgelegte Sisyphusarbeit. Dabei versucht es, die deutschsprachige und internationale Bildungselite mit der ihnen

unterstellten Dekadenz zu konfrontieren. Die größere Frage, die stets im Hintergrund steht, ist: Wie können wir bessere Menschen sein und eine bessere Zukunft sichern? Hier scheint die Revitalisierung eines der großen Projekte der Moderne auf: die Veredelung des Menschen im Humanismus (Menze, 1974, S. 1217ff). Ausgehend von einer Anklage der politischen Elite und der Arbeit bestehender Menschenrechtsorganisationen wie Amnesty International ruft Phillip Ruch, künstlerischer Leiter des ZPS, die Zivilgesellschaft zum Engagement auf:

„Das Zentrum für politische Schönheit hat seine Vision eines besseren Kampfes für die Menschenrechte in einem Begriff geprägt [...]: aggressiver Humanismus. Darin werden zwei Elemente zusammengedacht, die als unvereinbar galten: der europäische Humanismus und die Aggression. [...] Der Begriff des aggressiven Humanismus drückt die Einsicht aus, dass der Kampf um Menschenrechte viel zu höflich geführt wird, jedoch ein offensives Auftreten legitimiert. Die Folie des aggressiven Humanismus verweist auf eine Gruppe hochambitionierter Menschenrechtler, die politischen Widerstand leisten. Da diese großen Verteidiger der Menschenrechte, wie sie in historischen Gestalten wie Varian Fry, Beate Klarsfeld, Soghomon Tehlirian, Peter Bergson oder Simon Wiesenthal zu besichtigen sind, ausgestorben scheinen, versucht das Zentrum für politische Schönheit deren Taten zu bergen und auszustellen – im ‚entstrafte[n] Handlungsraum, den die Kunst bieten kann.“
(Ruch, 2013, S. 110)

Dieses Zitat stammt aus dem Manifest des ZPS mit dem Titel *Aggressiver Humanismus – Von der Unfähigkeit der Demokratie, große Menschenrechtler hervorzubringen*. Veröffentlicht wurde es 2013 von Phillip Ruch, der das ZPS in den Massenmedien und im akademischen Bereich repräsentiert. Die hervorstechende These Ruchs besteht darin, dass mehr Mut im Kampf für die Menschenrechte in Deutschland nötig sei und die Bereitschaft auch bestehende Gesetze zu brechen, wenn es dem Schutz der Menschenrechte dient.

Im November 2014 machte sich das ZPS beispielsweise bei der Aktion *Erster Europäischer Mauerfall* des schweren Antiquitäten- und Kunstdiebstahls schuldig. Die Mauerkreuze am Berliner Spreeufer zum Gedenken derer, die an der deutsch-deutschen Grenzen ab dem Bau der Berliner Mauer 1961 bis zu deren Fall 1986 starben, wurden demontiert und man versuchte sie an die EU-Außengrenzen zu bringen. Dazu wurden

Busse gechartert und freiwillige TeilnehmerInnen, die beim Transport helfen sollten, über soziale Netzwerke gesucht. Polemisch rief das ZPS im Manifest zu Schlepperei und Urkundenfälschung auf, um die „Festung Europa“ von innen zu durchbrechen (ebd. S. 111f).

Das zentrale ästhetische Verfahren des ZPS ist das Zurückgreifen auf exemplarische, herausragende historische Persönlichkeiten und Begebenheiten, um Parallelen zu aktuellen politischen und gesellschaftlichen Situationen herzustellen und so Lösungsvorschläge zu plausibilisieren. Ruch konstruiert auf diese Weise moralische Autoritäten und inszeniert vorbildhafte Ikonen der Selbstlosigkeit. Sie sollen als Motivation für das individuelle Handeln und Engagement fungieren. Die eigene Selbstlosigkeit und moralische Integrität werden zu Alleinstellungsmerkmalen, um selbst in die Geschichte einzugehen. Ruch beschwört an vielen Stellen implizit diesen Topos der Geschichtsträchtigkeit einer moralischen Elite, die sich im Verständnis zukünftiger Geschichtsschreibung hervortut. So lautet einer der ungewöhnlichen Argumentationsstränge:

„Was wird den Historikern am Ende des 21. Jahrhunderts an uns auffallen? [...] Sie werden eine Selbstbezogenheit in den reichen Nationen dieser Erde feststellen, die ihnen steinzeitlich vorkommen wird, eine Selbstbezogenheit, die so gar nicht zum kosmopolitischen Geist und den humanistischen Idealen passt, mit denen wir uns brüsten. [...] Vermutlich werden uns die Historiker am Ende des 21. Jahrhunderts als ‚die Primitiven‘ titulieren: ‚Sie hörten die Hilfeschreie nicht, trotz weltumspannender Kommunikationskanäle. Sie fanden, dass sie das alles nichts angehe.

Sie leisteten den Geflüchteten, den Verwundeten, den Traumatisierten keine Gastfreundschaft. Sie sahen die Narben des Krieges nicht. Sie kümmerten sich um sich selbst. [...] Unsere Zeit wäre geradezu prädestiniert, Menschen mit herausragenden moralischen Qualitäten hervorzubringen, Politikerinnen und Politiker, die ihr Handeln daran orientieren, was politisch, historisch und moralisch ‚schön‘ ist. [...] In Deutschland hätten wir die Mittel und die Si-

cherheit, uns ohne Gefährdung unseres Lebens für die Menschheit einzusetzen.“

(Ruch, 2015, S. 10f)

Hier wird deutlich, dass Ruch unter „politischer Schönheit“ eine Politik versteht, die sich von moralischen Werten leiten lässt. Große Ideen sollten im Vordergrund stehen und das Allgemeinwohl über nationalstaatliche Interessen gestellt werden. Ruch markiert eine entscheidende Bedingung dafür, warum gerade jetzt der Zeitpunkt eines neuen Humanismus gekommen ist: Die intensive globale Vernetzung ermöglicht einen leichten Zugang zu Information und vereinfacht die Mobilisierung. Außerdem gelte es, im historischen Bewusstsein zu handeln: Deutschland komme als TäterInnenland der Shoah eine besondere historische Verpflichtung zu, sich gegen Genozid einzusetzen.

„Die politische Sorge um die Menschenrechte, auf denen immerhin die deutsche Verfassung beruht, wurde als eine Art Störfall an den zivilgesellschaftlichen Sektor abdelegiert. Seither versagt Deutschland fortwährend darin, wahrnehmbaren Widerstand gegen extraterritoriale Menschenrechtsverletzungen zu erzeugen. Aber wer, wenn nicht das Land der Holocaust-Täter, hätte eine moralische Pflicht, den Kampf gegen Genozid, Menschenrechtsverletzungen und Unrechtsregime offensiv zu führen?“

(Ruch, 2013, S. 108)

Analysebeispiel I: Himmel über Srebrenica

Die Radikalität der Argumentation in Bezug auf eine Interventionspolitik im Falle eines Genozids kommt im Film *Himmel über Srebrenica* aus dem Jahr 2011 zum Ausdruck. Der Film montiert historische Quellen zu einem argumentativen Zusammenhang, der nahelegt, dass das Massaker von 1995¹ durch eine zielstrebige internationale militärische Intervention hätte verhindert werden können. Die Bombardierung der vorrückenden bosnisch-serbischen Paramilitärs erscheint als

Mladić durchgeführt. Außerdem war die berüchtigte serbische Sondereinheit Skorpione in das Massaker verwickelt. Besondere Brisanz bekamen die Ereignisse dadurch, dass die Region während des Massakers UN-Schutzzone gewesen ist und die UN-Blauhelme bei der Deportation der Zivilisten nicht einschritten.

¹ Das Massaker von Srebrenica fand im Juli 1995 rund um die lange belagerte und nun eroberte Stadt statt. Über 8.000 bosnische muslimische Männer und Jugendliche wurden brutal ermordet und in Massengräber verscharrt. Das von dem UN-Gericht als Genozid klassifizierte Massaker wurde unter Führung des bosnisch-serbischen Kommandanten Ratko

moralisch vertretbare Maßnahme zum Schutz der in Srebrenica eingeschlossenen Zivilbevölkerung. Darüber hinaus werden in der Darstellung der Befehlskette die bestehenden Mechanismen der internationalen Friedensmission der Vereinten Nationen grundlegend kritisiert, ebenso wird die menschliche Kälte und Barbarei des französischen Generals Bernard Janvier, damaliger Kommandant der UN-Streitkräfte in Bosnien und Kroatien, zum Ausdruck gebracht. Das Anliegen des ZPS besteht offenbar darin, Zeitgeschichte durch eine kritische Quellenlektüre neuzuschreiben. Dabei dient beispielsweise renommierter investigativer Journalismus, wie er von David Rohdes in seinem 1988 erschienen Buch *Endgame – The Betrayal and Fall of Srebrenica: Europe's worst massacre since World War II* betrieben wird, als Ausgangsmaterial der politisierenden Collage.

Die Darstellung der damaligen Medienberichterstattung in Deutschland ist die zweite große Thematik von *Himmel über Srebrenica*. Der Film beinhaltet exemplarisch zusammengestellte Ausschnitte aus Nachrichtensendungen und Talkshows und zeigt die damalige Brisanz und energisch geführte Diskussion. Christian Schwarz-Schilling² und sein Amtrücktritt aus ethischen Überlegungen dienen als Identifikationspunkt und veranschaulichen das Konzept der politischen Schönheit. Seine eigene politische Karriere opferte er für ein schlagkräftiges Statement gegen das von ihm angeprangerte Nichtstun der deutschen Bundesregierung und für ein Plädoyer zur Konfliktintervention. Schwarz-Schilling nutzte seinen Amtrücktritt als Bühne für die Kritik an dem Kabinetts Kohl und rief die Zivilgesellschaft zum Engagement auf.

Das ZPS findet in Schwarz-Schilling eine seiner Ikonen, da er liberal-demokratische Werte so tiefgehend verteidigte, dass er in der politischen Wirklichkeit als eine moralische Avantgarde opponiert. Das ZPS fertigte ein Sample eines Redebeitrags Schwarz-Schillings an, und wiederholte ihn mantrisch als eine Phrase, die Beschämung hervorrufen sollte: „Ich schäme mich dieser Bundesregierung anzugehören, wenn es bei diesem Nichtstun bleibt.“ (Himmel über Srebrenica, TC: 00:00:35-00:00:40) Dieses Sampling lässt sich als Sprechen mit einer „Stimme der Moral“ als ästhetisches Verfahren verstehen. Durch die Wiederholung und Collage des Samples eignete sich das

ZPS die Autorität des Sprechenden an und plausibilisierte so auch Thesen, die nicht direkt mit dessen Ausführungen im Zusammenhang stehen. Man könnte dieses ästhetische Verfahren auch „Imagennutzung“, in Anlehnung an die Praxis der „Imageverschmutzung“, auf die im Folgenden eingegangen wird, nennen.

Analysebeispiel II: Imageverschmutzung und soziale Würgeplastik

Imageverschmutzung ist das Ziel von künstlerischen und aktivistischen Aktionen, die mittels Methoden wie Fakes oder Collagen unter Nutzung der Prinzipien der Verfremdung und Überidentifikation möglichst viele negative Schlagzeilen zu einem Thema, wie beispielsweise der Wahl eines bestimmten Orts zur Austragung der olympischen Spiele, produzieren. Massenmediale Aufmerksamkeitslogiken und Sensationslust werden für die Anliegen der „ImageverschmutzerInnen“ instrumentalisiert und so wird versucht, EntscheidungsträgerInnen und/oder eine Öffentlichkeit zu beeinflussen (autonome a.f.r.i.k.a.-gruppe, Blissett & Brünzels, 2001, 149f).

Das ZPS nutzte diese Taktiken im Zusammenhang mit Imageverschmutzung bei der Aktion 25.000 Euro Belohnung. Hier ein Auszug aus der Beschreibung der Aktion von der Website des ZPS:

„Ziel: Das größte Waffengeschäft in der jüngeren deutschen Geschichte verhindern. Der Weg: wir loben 25.000 Euro Belohnung aus, um einen der Eigentümer des Panzerkonzerns Krauss-Maffei Wegmann (KMW) ins Gefängnis zu bringen. Großplakate in ganz Deutschland versprechen Geld für Hinweise auf Delikte wie Steuerhinterziehung, Geldwäsche oder Kapitalanlagebetrug. Beabsichtigter Nebeneffekt: die verschwiegenen Waffenhändler werden über Nacht aus ihrem Schattendasein geholt und gelangen unfreiwillig zu bundesweiter Bekanntheit. Die etablierten Medien können mit Hilfe der Aktion die zentralen Profiteure des Milliarden Deals mit Saudi-Arabien benennen. Es geht um den Export von 270 Leopard II-Panzern. In drei Monaten erscheinen über 2.500 Artikel, die unsere „soziale Würgeplastik“ entfalten. Selbst engste Vertraute, Arbeitgeber und Wegege-

² Schwarz-Schilling war damaliger Postminister, langjähriges Kabinettsmitglied, von 2006 bis 2007, hoher Repräsentant für Bosnien und Herzegowina und Verantwortlicher für die

Überwachung des Friedensabkommens von Dayton, durch das Ende 1995 der Krieg in Bosnien und Herzegowina beendet wurde

fährten wenden sich von den Besitzern ab. Und der Waffendeal mit Saudi-Arabien – immerhin der siebtschlimmsten Diktatur der Erde – scheitert.“

(ZPS, 25.000 Euro Belohnung)

Mit dieser Aktion gelang es die Verantwortlichen aus der Anonymität ins Licht der Öffentlichkeit zu stellen. Sie wurden als Privatpersonen zur Stellungnahme aufgefordert und ihre gesellschaftliche Integrität angegriffen. Gleichzeitig wurde aber auch auf ein, aus der Öffentlichkeit großenteils verdrängtes, gesamtgesellschaftliches und politisches Thema aufmerksam gemacht. Die deutsche Beteiligung am internationalen Waffenhandel ist ein Thema, das die Integrität des moralischen Selbstverständnisses der Politik und Gesellschaft in Frage stellt. Wer darf deutsche Waffen beziehen und unter welchen Voraussetzungen? Sind Waffengeschäfte überhaupt eine vertretbarer Wirtschaftszweig (Kluge, 2013, S. 53)?

Das ZPS bezeichnete diese Aktion in Anlehnung an Joseph Beuys Begriff der sozialen Plastik als „soziale Würgeplastik“ (ebd.). Beuys definiert die soziale Plastik in seinem Text *Ich durchsuche Feldcharakter* als modernste Kunstgattung. Grundlegend dabei ist, dass jeder Mensch einE KünstlerIn wird: einE MitgestalterIn der Gesellschaft durch seine/ihre Kreativität. Der Kunstbegriff wird bei Beuys insofern erweitert, als dass Kunst mit allen Lebensbereichen verschmilzt. Kunst wird zu einer essentiellen Bedingung für eine funktionierende Demokratie und ihrer Weiterentwicklung zu dem, was Beuys den „freien demokratischen Sozialismus“ (Beuys, 1984b, S. 121) nennt. In seiner Utopie ist die Gesellschaft ein Gesamtkunstwerk, das auf vier Säulen fußt: Auf der Freiheit, die er als „Selbstbestimmung und Mitbestimmung im kulturellen Bereich“ definiert, auf der Demokratie als „Rechtsstruktur“, auf dem Sozialismus als Wirtschaftsordnung und auf der Dreigewaltenteilung (ebd.).

„Dann erst würden die Forderungen der Aktionskunst [...] ihre volle Erfüllung finden, dann erst wäre Demokratie voll verwirklicht. Nur ein so revolutionärer Kunstbegriff kann zu einer politischen Produktivkraft werden, die durch jeden einzelnen Menschen hindurch sich vollzieht und Geschichte macht.“ (ebd.)

Eine Gesellschaft wird demnach zum Material dieser Aktionskunst, sie wird krisenhaft gedacht und bedarf einer dringenden Rettung. Zu dieser Rettung ist Kreativität notwendig, die für Beuys

eine Egalitäre, für das ZPS eine Elitäre ist. Beiden Konzepten ist gemeinsam, dass sie einen utilitaristischen Anspruch und ein fortschrittsoptimistisches Sendungsbewusstsein haben. Den Anspruch an die Kunst definiert Beuys mit Verweis auf Picasso ganz ähnlich wie das ZPS: Kunst müsste

„wie ein scharfes Messer oder eine Waffe sein [...], um Mißstände, Ungerechtigkeiten, Verletzungen von Menschenrechten oder Kriege zu verhindern.“

(Beuys 1984a, S. 123)

Analysebeispiel III: **Säulen der Schande**

Das bereits genannte Motiv der Beschämung findet sich auch im Mahnmal-Projekt *Säulen der Schande*, das Öffentlichkeit für die Mitverantwortung der UN an dem Massaker in Srebrenica schaffen sollte und eine Bühne für die Hinterbliebenen bot. Das übergeordnete Ziel, das sich als teilweise verwirklicht betrachten lässt, war das Schaffen einer transnationalen Gedenkkultur. Im Rahmen der Aktion türmte das ZPS mit Unterstützung von HelferInnen, die über das soziale Netzwerk *Facebook* mobilisiert wurden, 16.744 Schuhe auf. Ein Paar pro Opfer der bosnisch-serbischen Paramilitärs unter Führung von Ratko Mladić wurde auf dem Vorplatz des Brandenburger Tors am 10. Juli 2010 zum 15. Gedenktag als *Berg aus Trauer* gebracht. Die Schuhe wurden zuvor überwiegend in Bosnien gesammelt. Die SpenderInnen wurden dazu aufgerufen, eine Nachricht in Form einer Fotografie oder eines Textes in die Schuhe zu legen. In weniger als 40 Tagen war die gesamte Anzahl an Schuhen zusammengetragen. Kindergärten, Schulen und prominente VertreterInnen der bosnischen Gesellschaft beteiligten sich (ZPS, *Säulen der Schande*).

Mahnung und Trauer wurden durch mehrere Gedenkaktionen an repräsentativen Orten in Deutschland, wie dem Brandenburger Tor oder der Bundestagswiese, bewirkt und durch die mediale Berichterstattung international publik gemacht.

Diese Einbindung der Betroffenen, der Zivilgesellschaft und Medien ist eine Strategie der Kollektivierung des Schaffensprozesses und stellt Forderungen auf eine breitere Basis. Die Kollektivierung begann bereits bei der Konzeption als KünstlerInnengruppe, die die Klarheit der UrheberInnenschaft beispielsweise bereits in ihrer

Internetpräsenz durch den multiplen Namen ZPS verwischt. Wer sich im Einzelnen hinter den Beiträgen verbirgt, wird nicht offenbart. Multiple Namen sind eine aktivistische und künstlerische Praxis der Anonymisierung und Mythologisierung. Es wird beispielsweise Justizbehörden und politischen Gegnern erschwert, Einzelpersonen zur Verantwortung zu ziehen und zu bekämpfen. Eine Vielzahl von Aktionen und Statements werden einem symbolträchtigen Namen zugeschrieben, die Wirkungsmacht einer Einzelperson weit übersteigt, so entsteht eine mythologische Figur, die furchteinflößen oder ermutigen kann. Der multiple Name steht also für ein größeres überindividuelles Anliegen und kann leicht angeeignet werden (autonome a.f.r.i.k.a.-gruppe, Blissett & Brünzels, 2001, 38 ff). Ein aktuelles Beispiel wäre das Kollektiv Anonymous, das sich netzaktivistisch engagiert und mit der symbolträchtigen Maske den Protagonisten aus dem Komik *V wie Vendetta* referenziert.

Das Flaschenpostprinzip kann als eine Aufarbeitungs- und Verarbeitungshilfe für die Betroffenen und Hinterbliebenen betrachtet werden und gleichzeitig als auratisch-emotionaler Berührungspunkt einer nicht direkt betroffenen deutschen/internationalen Öffentlichkeit. Die Aktion ist ein Versuch über die faktische Anerkennung des Leids der Betroffenen hinaus –beispielsweise durch finanzielle Kompensationen oder eine juristische Klärung der Schuldfrage, die etwa durch den 1993 von der UN in Den Haag gegründeten Internationalen Gerichtshof für KriegsverbrecherInnen des ehemaligen Jugoslawiens versucht wird – eine emotionale Anerkennung zu generieren, die die unterstellte allgemeine Blasiertheit und Resignation in Bezug auf humanitäre Katastrophen der Zivilgesellschaft zerschlagen soll. Das Mahnmalprojekt reagiert zudem direkt auf die Entscheidung des Gerichtshofs, der eine vom Opferverband Mütter von Srebrenica eingebrachte Klage, die die generelle Immunität der UN in Frage stellt, mit der Begründung der fehlenden Befugnisse 2013 eingestellt hatte (Simić, 2013, S. 183). Der Erfolg, die deutsche Zivilgesellschaft zu mobilisieren, war mäßig. Zwar wurde eine große Gedenkveranstaltung an den Genozid realisiert und ein Begegnungsort für die Diaspora und die deutsche Gesellschaft geschaffen, aller-

dings konnte die begleitende Spendenkampagne nicht einmal den nötigen Geldbetrag sammeln, um die Schuhe vor dem Gerichtshof in Den Haag aufzutürmen, geschweige denn, das Mahnmal in der Gedenkstätte in Srebrenica-Potočari, also derjenigen Gemeinde in der die Massendeportationen stattfanden, zu verwirklichen. Dennoch schaffte es die Aktion, sowohl in den deutschen als auch internationalen sowie in besonderem Maße in bosnischen Medien Aufmerksamkeit zu erzeugen.³

In Deutschland berichteten die großen Zeitungen darüber und es findet eine Diskussion über die Ikonografie der Schuhe statt; so wird eine Transfer-Emotion zur Shoah teils begrüßt, teils kritisiert und teils als zu allgemein relativiert (Schoenberger, 2010, S. 36). Die Transfer-Emotion lässt sich als eine künstlerische Rekontextualisierung einer Emotion definieren. Dazu wird ein/e TrägerIn einer bestimmten Emotion beispielsweise eine Person, ein Symbol oder ein Ereignis dekontextualisiert und in einem neuen Zusammenhang gestellt. Es findet also ein Aneignungs- und Verschiebungsprozess statt. Dazu wird der/die TrägerIn der Emotion in einen kausalen oder assoziativen Zusammenhang zum neuen Kontext gestellt. Emotionen und die mit ihnen verbundenen Diskurse werden auf diese Weise auf den neuen Sachverhalt übertragen. Dazu werden oft ästhetische Verfahren wie die Collage und Sampling genutzt. Die Transfer-Emotion ist in diesem Fall ein Instrumentalisieren eines historischen Leitdiskurses bzw. einer Erinnerung des kollektiven Gedächtnisses für ein emotional noch nicht klar besetztes zeitgeschichtliches Ereignis. Die Dimension und die Relevanz des Genozids für das europäische und deutsche Selbstverständnis wird mit der Shoah assoziiert und durch die vermeintlich besetzte Ikonografie der Schuhe werden Aufarbeitungsprozesse rekontextualisiert und eine historische Verantwortung der deutschen Gesellschaft aufgerufen.

Ruch betont in einem Interview der Sendung *Kulturzeit* (Zentrum für politische Schönheit, 2010, *3sat. Kulturzeit* vom 05.07.2010) seine Intention die Aktion *Säulen der Schande* als eine „Medienwaffe“ konzipiert zu haben. Die Aktion ziele darauf, medial reproduziert zu werden. Sie soll ein Bild generieren, das zur Beschämung der

³ Im Presse-Glossar finden sich über zwanzig Referenzartikel aus Print- und Online-Medien und Links zu Fernsehbeiträgen (Zentrum für politische Schönheit, o.J.).

UN und zum Aufbau öffentlichen Drucks (zur transparenten Aufklärung ihrer Verwicklungen in den Genozid sowie zur Reform der Institution) zukünftig genutzt werden kann. Das ZPS schaffe solche Bildräume, um seine politischen Forderungen zu verbreiten.

Darüber hinaus schaffen Bildmanipulationen, in denen das Mahnmal verwirklicht erscheint, Polemiken wie „U.N. in court“ – ein Slogan der Kampagne – und Fakes wie sie etwa bei der Aktion *Kindertransporthilfe des Bundes* im gefälschten Aufruf der Familienministerin syrische Flüchtlingskinder aufzunehmen genutzt wurden, utopische Denkräume.

„Die Kunst ist also so etwas wie ein wilder Schneidertisch, der das gesellschaftliche Reale durch die Form erfasst. Noch allgemeiner, diese Werke erzeugen die Fiktion einer anders funktionierenden Welt. [...] Genauso durchlöchert die fiktionale Dimension der Kunst das feste Gefüge der Realität, verweist sie auf ihre prekäre Natur zurück, auf das instabile Gemisch aus Realem, Imaginärem und Symbolischem, das sie enthält: diese Fiktion erweitert die Realität, sie ermöglicht uns, die Realität in ständiger Bewegung zu halten und in sie die Utopie und die Alternative einzuführen.“

(Bourriaud, 2009a, S. 106)

Vorstellbares wird in der Kunst über unterschiedliche Verfahren in unterschiedlichen Medien in Bilder transformiert. So eröffnen sich Möglichkeitsräume, die als Keime gesellschaftlichen Wandels betrachtet werden können.

Analysebeispiel IV: Kindertransporthilfe des Bundes – Geschichte als Mittel des politischen Aktivismus

Das ZPS macht sich zur Aufgabe, Historie zu reaktivieren und sie produktiv für das Jetzt neuzuschreiben. Geschichte wird zur Sprungfeder politischer Aktionen mit künstlerischen Mitteln. Hier lässt sich auf Walter Benjamins Geschichtsverständnis rekurrieren, das sich beispielsweise im vielzitierten Aphorismus zur Geschichtsschreibung erspüren lässt: „Geschichte schreiben heißt [...] Geschichte zitieren“ (Benjamin, 1989, S. 595). Dieses Zitat verweist auf die von Benjamin entwickelte Methode der literarischen Montage, die er im unvollendeten *Passagen*-Werk erprobte.

Geschichte wird hier nicht als eine eindeutige zielgerichtete Fortschrittsgeschichte gedacht, wie es das allgemeine Verständnis des historischen Materialismus nahelegt, sondern als ein Netz aus Diskontinuitäten, Lücken und Fragmenten, die im Augenblick einer dringlichen Gegenwart immer wieder neu geordnet werden müssen, um nützlich sein zu können. Benjamin beschreibt diese Dringlichkeit beispielsweise im Text *Feuermelder* in einem treffenden sprachlichen Bild: „Bevor der Funke an das Dynamit kommt, muss die brennende Zündschnur durchgeschnitten werden“ (Benjamin, 1928, S. 51). Diese Notstandsästhetik ist auch markantes Merkmal der Texte und Statements des ZPS.

Die Zitattechnik, um Geschichte neuzuschreiben, wird von ZPS, wie bereits beschrieben, beispielsweise im aneignenden Sampling im Film *Himmel über Srebrenica* genutzt. Erst der kreative Umgang in Neuordnung, Bergen und Sammeln kann ein Zitat für die Gegenwart fruchtbar machen. Benjamin beschreibt wie folgt: „Im Begriff des Zitierens liegt aber, daß der jeweilige historische Gegenstand aus seinem Zusammenhange gerissen wird [...]“ (Benjamin, 1989, S. 595). Dieses Bergen historischer Begebenheiten lässt sich insbesondere an der Aktion *Kindertransporthilfe des Bundes*, insbesondere an der Neukontextualisierung des Denkmals *Züge ins Leben – Züge in den Tod: 1938-1939* darstellen. Die Plastik von Frank Meisler, der selbst durch die Transporte überleben konnte, mahnt der Deportation von ethnisch verfolgten Kindern während der Nazidiktatur und erinnert an die 10.000 deutsch-jüdischen Kinder, die durch ein Sondergenehmigung der britischen Regierung die Möglichkeit bekamen, trotz geschlossener Grenzen ins Land einzureisen, und so der wahrscheinlichen Ermordung entkamen.

Die Aktion *Kindertransporthilfe des Bundes* besteht aus unterschiedlichen Teilen, die sich zeitlich überlagern, und setzt wieder auf mediale Reproduktion als Schlüsselement. In einem ersten Schritt wurde mit einem Fake gearbeitet. Im Deutschen verweist der Begriff des Fakes auf eine besondere Form der Fälschung, die sich insbesondere von künstlerisch-aktivistisch arbeitenden Gruppen wie beispielsweise den *Yes Men* genutzt wird.

„Der Begriff des Fake zeichnet sich insbesondere dadurch aus, dass er der mit Fälschungen verbundenen Dynamik aus Täuschung und Aufdeckung Ausdruck verleiht, d.h. dann Verwen-

„...dung findet, wenn das Moment der Enthüllung als von vornherein mitentworfen in den Vordergrund gerückt werden soll.“
(Doll, 2012, S. 24)

Gestalterisch wird nicht nur eine überzeugende Fälschung produziert, sondern darüber hinaus Aufdeckungsmechanismen und Dementi mitbedacht und für die eigenen meist gesellschaftskritischen Anliegen instrumentalisiert. Ein Fake soll einen gesellschaftlichen und massenmedialen Kommunikationsprozess initiieren. Durch die Aufdeckung des Fakes enthüllen sich die vorgefassten Strukturen, die den Diskurs mitbestimmen (autonome a.f.r.i.k.a. gruppe, Blissett & Brünzels, 2001, S. 65).

Das ZPS stellte am 19. Juni 2014 eine Website online, die sich als Teil einer Initiative des Familienministeriums ausgibt: www.kindertransporthilfe-des-bundes.de. Insignien der Bundesregierung, die gefälschte Unterschrift der Familienministerin Manuela Schwesig⁴ unter einem offenen Brief und ein bürokratischer Duktus sollten die Echtheit der Website beweisen. Die Website gab BundesbürgerInnen vermeintlich die Möglichkeit, sich als Pflegefamilie für ein syrisches Kind zu bewerben und ihm so eine bessere und vor allem sichere Zukunft zu ermöglichen. Der rechtliche Rahmen und die Unterstützung durch den Staat werden genau beschrieben. Darüber hinaus sollen Bilder von Flüchtlingskindern in heruntergekommenen Schulen die Dringlichkeit zu Helfen unterstreichen. Zusätzlich zeigten inszenierte Fotos Kinder, die mit Schildern Manuela Schwesig für ihr beispielloses Engagement danken.

Neben dem Webauftritt wurde eine Blumenniederlegung als Ausdruck des Dankes der Zivilgesellschaft inszeniert. Dieses *Blumenmeer* sorgte für die Aufmerksamkeit der Medien. Laut ZPS haben sich innerhalb einer Woche trotz Entlarvung der Website als Fälschung/Fake knapp 800 Familien telefonisch informiert und die Bereitschaft geäußert, syrische Flüchtlingskinder aufzunehmen.

Im gleichen Kontext startete das ZPS eine weitere Aktion mit dem zynischen Titel *1 aus 100 – Nur ein Kind gewinnt!* Zum damaligen Zeitpunkt waren laut UNHCR etwa 55.000 Kinder in Syrien hilfsbedürftig. Die *Kindertransporthilfe des Bundes* sollten zumindest ein Zehntel dieses Elends auffangen. Dazu konnte man sich vor

Ort am Bahnhof Berlin Friedrichstraße und auf der Website voting.1aus100.de über die Schicksale der Kinder informieren. Wie im berühmten Fernsehformat *Big Brother* konnte man mit angeblich kostenpflichtigen Anrufen darüber abstimmen, welches Kind die Chance auf ein Leben in Deutschland bekommen solle.

Inspiziert wurde dieses Vorgehen von der bekannten Aktion des Regisseurs und Künstlers Christoph Schlingensiefels mit dem Titel *Ausländer raus! Schlingensiefels Container*. Schlingensiefel ist hinsichtlich der Definition von „Politischer Schönheit“ für das ZPS eine Bezugsgröße (Ruch, 2013, S.105). Der Bahnhof Berlin Friedrichstraße wurde als Schauplatz ausgewählt, da hier das Denk- und Mahnmahl *Züge ins Leben – Züge in den Tod: 1938-1939* steht.

Das Fake des ZPS assoziiert ein historisches Vorbild und setzte die Regierung unter Handlungsdruck. Eine Transfer-Emotion verdeutlicht den akuten Horror des seit 2011 tobenden Bürgerkriegs in Syrien. Außerdem weist das ZPS so auf die unmenschliche Praxis geschlossener Grenzen an sich und die desaströsen Lebensbedingungen vor Ort in Syrien hin. Dem ZPS kann zwar der Vorwurf gemacht werden, den syrischen Kindern falsche Hoffnung zu machen, doch bereits mit diesem Vorwurf unterzeichnet man eine moralische Bankrotterklärung, die darin besteht den Schutzbedürftigen keine Hilfe zu leisten wollen. Mutmaßlich ist dies ein Grund, warum keine eindeutigen Stellungnahmen durch die deutsche Familienministerin oder das Bundeskanzleramt veröffentlicht wurden.

Als Höhepunkt dieser Aktionsreihe wurden zwei Zeitzeugen, die durch die Kindertransporthilfe aus dem NS-Regime überlebten, ins Kanzleramt gebracht. Dadurch sollte eine Beschleunigung der Bearbeitung von rund 78.000 syrischen Einreisebewilligungsanträgen erzwungen werden. Eine Gedächtnisabschrift des Gesprächs wurde in der Tageszeitung taz publiziert und stellte die RegierungsvertreterInnen als FloskelsprecherInnen dar, die ausweichen, anstatt ihre Position argumentativ zu belegen (taz, 28./29.05.2014, S. 3-4).

Die Neukontextualisierung des Denkmals und die Konfrontation mit den Zeitzeugen dienten dazu, den Lösungsvorschlag der KünstlerInnen als durchführbar zu kennzeichnen. Um es im Vo-

⁴ Manuela Schwesig ist eine deutsche Politikerin der SPD. Sie ist seit Dezember 2013 Bundesministerin für Familie, Se-

nieren, Frauen und Jugend. Darüber hinaus ist Mitglied im Kinderschutzbund.

akabular des ZPS zu formulieren, wird ein Akt politischer Schönheit aus der Geschichte geborgen, um ihn für die Gegenwart nutzbar zu machen. Die Zeitzeugen des NS-Regimes werden zu lebenden Beweisen einer sinnvollen Begehung und Gegenmaßnahme einer humanitären Katastrophe, die nach wie vor Gültigkeit besitzt. Die Geschichte rückt ganz leiblich der entscheidunggebenden Gewalt nahe. Die Zivilgesellschaft wird über die humanitäre Katastrophe in Syrien und einen unbekannteren Teil der Geschichte der Nazidiktatur informiert sowie dazu angehalten den politischen Unwillen, die Asyl- und Einreisepolitik in Zeiten des Notstands zu überdenken.

Darüber hinaus werden Selektions- und Obergrenzenpolemiken kritisiert. Warum 10.000 und nicht so viele wie möglich? Der Titel *1 von 100 – Nur ein Kind gewinnt* verdeutlicht die Brutalität und Verrohung, die solchen Polemiken zu Grunde liegen und seit dem Jahr 2015 mehr denn je die deutsche und europäische Öffentlichkeit beherrschen, was sich am Erstarken rechtspopulistischer Bewegungen wie der Alternative für Deutschland ablesen lässt. Das ZPS diagnostiziert einen Werteverfall und eine post-demokratische Tendenz, der es eine Ästhetisierung des Selbstverständnisses entgegengesetzt. Indem der Fake ein wünschenswertes Selbstbild inszeniert und mit der Realität konfrontiert, entsteht ein Bruch, der erst durch die Veränderung des Selbstbildes oder, und das wäre im Interesse des ZPS, durch eine veränderte Realität zu beheben ist. Das ZPS fordert eine politische Kraft ein, die sich nicht mit „einer über wirtschaftliche Notwendigkeit legitimierten Verwaltungspraxis“ (Rebentisch, 2013, S. 370) begnügt, sondern die sich für eine moralischere und bessere Welt einsetzt und die bereit ist, ihre Macht und Befugnisse auszuschöpfen.

Situation, historisches Bewusstsein und Partizipation

An den genannten Beispielen, die die Arbeitsweise und die vertretenen Inhalte des ZPS illustrieren, werden zwei Kontinuitäten deutlich. Erstens ist die Anklage der politischen Elite wie durch die politische Kunst der 1960er Jahre zentral. Beispielsweise wurde im Dokumentartheater diese Anklage mit der Aufarbeitung des Holocaust verzahnt, der wiederum mit zeitgenössischen humanitären Katastrophen wie dem Vietnamkrieg parallelisiert wurde. In Zeiten unvorstellbarer Härte erhalten Dokumente wie Geheimprotokolle zwischenstaatlicher Verhandlungen, juristische Beweismaterialien, Prozess-

akten und vieles mehr Einzug in die Theatertexte von Weiss, Handke und Hochhuth. Die Realpolitik, der vorgeworfen wird, sich nicht um moralische Erwägungen zu kümmern, steht damals wie heute im Visier der KünstlerInnen. Zweitens wird die Trennung zwischen Kunst, Politik und Leben radikal infrage gestellt. Kunst erscheint hier als Deckmantel oder Mittel zum politischen Aktivismus. So schrieb der Federführer der Situationistischen Internationale Guy Debord 1957 in seinem Text *Rapport über die Konstruktion von Situation und die Organisations- und Aktionsbedingungen der internationalen situationistischen Tendenz*:

„Wenn wir das einfache Beispiel der Zusammenkunft einer Gruppe von Individuen für eine bestimmte Zeit annehmen, sollte man erforschen [...], welche Organisation des Ortes, welche Auswahl der Beteiligten und welche Provokation von Ereignissen der gewünschten Stimmung entsprechen. Sicherlich werden sich die Möglichkeiten einer Situation sowohl zeitlich als auch räumlich zusammen mit der Durchführung des unitären Urbanismus oder der Erziehung einer situationistischen Generation beträchtlich erweitern. [...] So ist die Situation dazu bestimmt, von ihren Konstrukteuren erlebt zu werden. In ihr soll die Rolle des – wenn nicht passiven, so doch zumindest als bloßer Statist anwesenden – ‚Publikum‘ ständig kleiner werden, während der Anteil derer zunehmen wird, die zwar nicht Schauspieler, sondern in einem neuen Sinn des Wortes ‚Lebende Männer‘ genannt werden können.“
(Debord, 1995, S. 41)

Im weiteren Verlauf des Textes wird deutlich, dass sich der Kunst als Mittel zum höheren Zweck, dem konkreten Schaffen von Situationen, bedient werden soll. Dies entspricht der folgenden These des ZPS:

„[...] Kunst brachte gesellschaftliche Konflikte nicht nur zur Detonation, sie experimentierte auch mit ihrer Lösung. Denk- und Handlungsverbote werden aufgelöst, um die höchste Form der Kunst ins Werk zu setzen: Politik. Weil Akte von moralischer Schönheit selten sind, versucht das Zentrum für Politische Schönheit (ZPS), derartige Handlungen aus den Flussläufen der Geschichte zu bergen.“
(Ruch, 2013, S. 105)

Kunst wird buchstäblich zum Medium, zu einer vermittelnden und gleichzeitig ermächtigenden Instanz im Sinne einer politischen Partizipation der Zivilgesellschaft und kann vorbildhaft für politische

AkteurInnen wirken und zudem ein politisches Klima mitbestimmen. In beiden Texten wird eine erzieherische Komponente deutlich. Man will mit einem bestimmten Wissen und einem spezifischen historischen Bewusstsein eine gesellschaftliche Bewegung ins Leben rufen, deren geistiges Oberhaupt die DenkerInnen selbst sind. Das ZPS ist sicher von diesen frühen Schriften Debords, die allgemein die deutschsprachige Aktionskunst prägten, beeinflusst. Dennoch gibt es relevante inhaltliche Unterschiede, wenn etwa Debords Ideen zur gesellschaftlichen Veränderung von einer neuen Lektüre des Marxismus und einer klaren Absage des Kapitalismus geprägt sind (Perniola, 2011, S. 24ff).

Das ZPS zielt hingegen auf eine Rückbesinnung zu den liberal-konservativen Werten einer bürgerlichen Elite, wie es im programmatischen Titel des theoretischen Fundaments des ZPS *wenn nicht wir, wer dann* verdeutlicht (Ruch, 2015).

Sehnsuchtsort in der Geschichte wäre eine idealisierte Variante der europäischen 1848er Revolutionen. Anständigkeit und Bürgerlichkeit als leitende Paradigmen der Re-Demokratisierung der wankenden Demokratie am Abgrund zur Wirtschaftsdiktatur sind die Ideologeme des ZPS. Diese Idealisierung der Bürgerlichkeit steht im Kontrast zum erforschenden und spielerischen Gestus der SituationistInnen, die die Suche nach neuen Utopien, einer neuen Sozialität und einem neuen Lebenswandel als essentiellen Teil der Lösung der humanitären Katastrophen betrachten.

Das ZPS zwischen Interaktivität und Interpassivität

Die Neuen Medien sind für die Aktion *Kindertransporthilfe des Bundes* konstituierend. Interaktiv kann sich die Zivilgesellschaft über die Einzelschicksale informieren, mit Anrufen ihre Urteile fällen und ihre Hilfsbereitschaft durch Anträge kundtun. Die Aktionsreihe schafft es, nicht zuletzt aufgrund der offenen partizipativen Form, eine kurzfristige Allianz von Medien, Zivilgesellschaft und dem ZPS zu verwirklichen und so politischen Druck aufzubauen. Die Politikwissenschaftler Claus Leggewie und Christoph Bieber bezeichnen Interaktivität als

„Schlüsselwort der neuen Informations- und Kommunikationstechnologien, das ihre spezifische Differenz und den Vorsprung gegenüber den ‚alten‘ Print-, Ton- und Bildmedien markieren soll.“

(Leggewie & Bieber, 2004, S. 7)

Die Differenz und der Vorsprung liegen in der Möglichkeit der Rückkoppelung und so der Möglichkeit das statisch gedachte Verhältnis von SenderInnen und EmpfängerInnen in Bewegung zu bringen (ebd.). An diese neue technische Möglichkeit der Beteiligung der EmpfängerInnen koppeln sich unterschiedliche Hoffnungen. Beispielsweise sieht man in der Politik die Möglichkeit zu mehr Bürgerbeteiligung via neue Medien und in der Kunst die Steigerung des Genusses durch die direkte Einbeziehung und die Teilhabe der RezipientInnen. Es entsteht das Paradigma des Mitmachens und eine Primat der Partizipation. Die optimistische Haltung gegenüber Partizipation lässt sich auch auf die abendländische Philosophietradition zurückführen, in der Aktivität Freiheit und Passivität Unfreiheit zugeordnet wird (Pfaller, 2008, S. 312ff).

Das Prinzip der Rückkoppelung ermöglicht bei der Aktion *Kindertransporthilfe des Bundes* die Allianzbildung zwischen KünstlerIn und Zivilgesellschaft und eine Beschleunigung des Informationsaustausches. Die rasche Umsetzung und Verbreitung der Informationen, die notwendig sind, um das Kunstwerk als Experiment einer sozialen Praxis wie beispielsweise die transnationale Gedenkkultur umzusetzen, wird erleichtert. Zukunftsoptimistisch entwarf der Medientheoretiker Marshall McLuhan bereits 1964 die kommende gesellschaftliche Wirklichkeit und einen neuen Menschen, der die nächste evolutionäre Ebene durch Vernetzung erreicht:

„Today, after more than a century of electric technology, we have extended our central nervous system itself in a global embrace, abolishing both space and time as far as our planet concerned. Rapidly, we approach the final phase of the extensions of man – the technological simulation of consciousness, when the creative process of knowing will be collectively and corporately extended to the whole of human society, much as we have already extended our senses and our nerves by the various media.“

(McLuhan, 2001, S. 3f)

McLuhan geht davon aus, dass die globale Vernetzung ein kollektives Bewusstsein ermöglicht, das letztlich zum Weltfrieden führen wird. Der österreichische Philosoph Robert Pfaller erkennt, dass in bestimmten Formen der Vernetzung, ihrer Mitmachästhetik und den damit verbundenen Partizipationsbeschwörungen interaktiver Formen die neoliberale Ökonomie eine neue Form der Kontrolle verwirklicht, die Kritik unmöglich

macht, indem sie keine Rückzugsorte für Kontemplation und Reflexion mehr zulässt. Die Rolle der Intellektuellen sieht Pfaller im Zuge der Mitmachdoktrin in Gefahr. Wenn die gesamte Gesellschaft mit in die Entscheidungsfindung einbezogen wird, gebe es kein notwendiges Außen zur kritischen Auseinandersetzung mehr.

„Die vorherrschende philosophische Ideologie des humanistischen Idealismus erzeugt offenbar eine Angst: bloß Objekt zu sein. Von dieser Angst getrieben, flüchten Leute in eine Aktivität, die ihrer Heteronomie allerdings eher dienlich erscheint als deren Gegenteil. Subjektivität um jeden Preis, Subjektwerdung bis hin zur prekären Selbstausbeutung ist eine typische Kulturerscheinung neoliberaler Ökonomie.“
(Pfaller, 2008, S. 235)

McLuhans Gedanke eines kollektiven Bewusstseins findet sich in der teils berechtigten Hoffnung wieder, dass soziale Netzwerke und Plattformen wie *Wikileaks*, die sich zur Aufgabe machen über gesetzliche Bestimmungen hinaus BürgerInnen über (demokratie-)politisches Versagen aufzuklären, die Politik und Berichterstattung transparenter machen. Gleichzeitig entwickeln Staaten und Medien neue Mechanismen der Kontrolle und Restriktion kritischer Beiträge. Beispielsweise werden Provider von staatlichen Behörden unter Druck gesetzt Seiten zu löschen oder den Zugriff für IP-Adresse bestimmter Staaten zu blockieren. Als Antwort auf die staatliche und ökonomische Kontrollmechanismen entwickelte sich das Darknet (Woods, 2010, S. 58ff).

Der ungeheure Erfolg von sozialen Netzwerken, allen voran *Facebook*, kann als ein Zeichen der zunehmenden Verschmelzung zwischen Privatem und Öffentlichem verstanden werden. Dies lässt sich als ein Prozess der Authentifizierung und Emotionalisierung in Zeiten faktischer Generalisierung und Austauschbarkeit des Individuums in der neoliberalen globalen Ökonomie deuten. Man versucht Aufmerksamkeit für sich als Individuum über überindividuelle Anliegen zu gewinnen oder eignet sich den „Glamour“ eines/r Anderen an. Man versucht durch seine virtuelle vernetzte Persönlichkeit eine Aufmerksamkeitslenkung auf ein von einem als wichtig verstandenes Thema zu bewirken. Diese Dichotomie zwischen hedonistischer Selbstdarstellung und Zivilcourage prägt die Netzkultur in vielerlei Hinsicht (Corr, 25.03.2012). Eines der markanten Beispiele sind Online-Petitionen: Mit nur wenigen Klicks habe

ich meine Meinung im World Wide Web kundgetan und kann mich als engagierter, politisch interessierter Mensch verstehen, der auch etwas zu tun bereit ist. Plattformen wie *avaaz.org* bewerben sich mit selbstbewussten Slogans wie: „Avaaz ist ein Kampagnen-Netzwerk, das mit Bürgerstimmen politische Entscheidungen beeinflusst“ (Avaaz, 2014). Die Unterschrift einer Petition kann dabei mit einer individuellen Nachricht personalisiert werden, in sozialen Netzwerken geteilt und per Email möglichen InteressentInnen mitgeteilt werden. Darüber hinaus ist es jedem/r möglich, selbst eine Petition zu starten und die Aufmerksamkeit der Mitglieder auf ein persönliches Anliegen zu richten.

Hier lohnt es sich Robert Pfallers Begriff der Interpassivität einführen. Interpassivität wird von Pfaller als das Abgeben einer Rezeptionsleistung definiert. Eines seiner zentralen Beispiele ist das Dosengelächter der US-amerikanischen TV-Seifenopern. Nach einem langen Arbeitstag müssen die RezipientInnen nicht mehr die Mühe aufbringen sich selbst zu amüsieren, sondern das Medium Fernsehen/Seifenoper tut dies für sie. Trotz der Passivität der RezipientInnen kann man sagen, dass objektiv gelacht wurde.

„Hier geht es nicht um Mitmachen oder Mitproduzieren, sondern vielmehr darum, nicht einmal konsumieren zu müssen. Statt Aktivität zu übernehmen, wird hier Passivität abgegeben.“
(Pfaller, 2008, S. 242)

Das Nicht-einmal-konsumieren-Müssen ist in der Konsumgesellschaft eine subversive Praxis. Diesen Transfer einer Rezeptionsleistung bezeichnet Pfaller als eine „Delegation von Genuss“ (ebd.), die wiederum selbst einen Gewinn für den Delegierenden darstelle. Pfaller bringt interessante Beispiele zu dem Phänomen der Interpassivität aus dem Alltag. Eines seiner zentralen Beispiele ist das des Filmfans. Seit der Verbreitung des Videorecorders finde der Filmfan keine Zeit mehr Filme zu sehen, allerdings programmiere er/sie die Maschine, um die Filme aufzunehmen und zu archivieren. Das Archivieren ist eine Praxis des Als-Obs. Das Fernsehen findet zwar objektiv, aber nicht subjektiv statt. Das interpassive Medium Rekorder ermöglicht „ein psychisches oder räumliches *Verschwinden*“ (Pfaller, 2008, S. 179). Der Philosoph Slavoj Žižek charakterisiert die Funktion des Chors in der griechischen Tragödie und konkretisiert so den Gewinn der interpassiven SeifenopernzuschauerInnen:

„Als Zuschauer kommen wir, beladen mit unseren alltäglichen Sorgen, ins Theater – unfähig, uns rückhaltlos auf das Drama einzulassen, d.h. Furcht und Mitleid zu fühlen, so wie dies erforderlich wäre – aber das ist nicht weiter problematisch, es gibt ja den Chor, der an unserer Stelle Leid und Mitleid fühlt oder, präziser ausgedrückt, wir fühlen die geforderten Emotionen durch das Medium Chor [...].“

(Žižek, 1991, S. 49)

Genau diese Dimension der Übertragung der Rezeptionsleistungen und des Durch-ein-Medium-in-durch-Erlebens lässt sich auf die komplexen medialen Konfigurationen wie *Säulen der Schande* und *Kindertransporthilfe des Bundes* übertragen.

Bezogen auf die vorliegenden Beispiele ist Interpassivität die Kehrseite des Involvierens des Publikums als Partizipierende. So können Menschen etwa dem Spendenaufruf der *Säulen der Schande* folgen und sich somit selbst einen moralischen Ablasszettel erteilen oder die Kampagne *Kindertransporthilfe des Bundes* auf Facebook liken und so, anstatt emotional teilzuhaben, sich entziehen. Gleichzeitig ermöglichen interpassive Praktiken und Medien auch kritische Distanz zu fahren, denn:

„Menschen sind nicht nur unfrei, wenn sie nichts tun, sondern sie sind es vor allem dann, wenn sie ihr fremdbestimmtes Handeln fälschlich als ihr eigenes wahrnehmen und meinen ihre ureigensten Interessen damit zu verfolgen.“

(Pfaller, 1998, S. 316)

Genau solche Fehlinterpretation – beispielsweise die Handlungen des ZPS als die Eigenen misszuverstehen – und Vermischungen zwischen SenderInnen und EmpfängerInnen wird durch Personalisierungsoptionen und partizipative Anordnungen möglich.

Es wird anhand dieser Beispiele deutlich, dass Interaktivität und Interpassivität als zwei dichotomische Nutzungs-, Umgangs-, und Interpretationsweisen eines tiefgreifenden Medienwandels verstanden werden können. Inwiefern diese neuen interaktiven und interpassiven Formen der Kunst und des Aktivismus eine Langzeitwirkung entfalten können und wie sie unsere Kultur prägen werden, müssen zukünftige Forschungen klären: Ob beispielsweise prinzipiell die Glaubwürdigkeit und Anerkennung von Online-Petitionen über einen symbolischen Stellenwert hinausgehen können wird, kann zur Zeit nicht eindeutig ent-

schieden werden. Bisher kommt es nur in den wenigsten Fälle zu einer rechtlichen Wirkung (Hannemann, 2013). Das utopische Potenzial liegt darin, dass in interpassiven Formen eine Möglichkeit besteht, der Reizüberflutung und den Informationstsunami eine wirksame Gegenstrategie entgegenzuhalten.

Conclusio

Das ZPS und seine Aktionen haben sich als ein markanter Protagonist der deutschen Aktionskunst etabliert. Keine andere KünstlerInnengruppe erscheint 2015 so einschlägig in den deutschen Medien. Das lässt sich nicht zuletzt auf das aktuelle Interesse an den zentralen Themen Flucht und Vertreibung zurückführen. Das ZPS gibt den Betroffenen und Empörten bei Gedenkveranstaltungen und im Internet eine Bühne und einen Vernetzungsort und verwirklicht durch seine partizipative Ästhetik eine „soziale Würgeplastik“ mit politischer Relevanz.

Das ZPS greift auf bestimmte geschichtliche Ereignisse zurück, um für diese und/oder für gegenwärtige Parallelen zu sensibilisieren. Dabei werden historische Persönlichkeiten zu moralischen Ikonen stilisiert und Transfer-Emotionen bewusst eingesetzt, um Leitdiskurse für die eigene Ideologie und politischen Forderungen zu instrumentalisieren.

Es bedient sich interaktiver Formen und vernetzt die Aktionen international. Es versteht sich darauf, eine Medienöffentlichkeit für sich und die behandelten Themen zu erzeugen. Entgegen früherer Einschätzung handelt es sich nicht um eine linkspolitisch eingestellte Gruppierung (Mösken, 26.09.2009), sondern, wie mit den vorliegenden Ausführungen gezeigt werden konnte, um eine liberal-konservative, die sich selbst als Vorreiterin einer neuen moralischen Elite inszeniert. Die Motivation dazu scheint nicht nur selbstlos, sondern auch dem Wunsch verpflichtet, in die Geschichte einzugehen: Wie das ZPS selbst Persönlichkeiten und Ereignisse aus der Geschichte birgt, so ist die Hoffnung, werden zukünftige HistorikerInnen die Aktionen des ZPS und ihre VorreiterInnenrolle rühmen. Eine kontinuierliche Strategie des ZPS ist es, auf die Grundwerte der sogenannten westlichen Welt zu verweisen, um für post-demokratische Tendenzen und verrohte Realpolitik zu sensibilisieren, und so eine fundierte Kritik am Status Quo zu äußern.

Die Aktionen des ZPS und die Überlegungen von Pfaller legen den Schluss nahe, dass Kontem-

plation, Erinnern und Mahnen unverzichtbare Größen zum Wertehalt einer demokratischen Gesellschaft sind und zum tiefergehenden Verständnis der Tagespolitik und großer Fragen der Zeit beitragen. Die Funktion der KünstlerInnen besteht insbesondere darin, utopische Welten zu entwerfen und Ideen aus der Geschichte zu revitalisieren, und so Bewusstsein zu bilden, Kritik zu üben, und Partizipation und gesellschaftlichen Wandeln anzuregen. Utopisches Denken wird mittels Fakes und Bildmanipulationen realisiert,

in der Hoffnung trotz einer hedonistischen Gesellschaft eine Aussicht auf eine „große Zukunft“ für die Menschheit zu bewerkstelligen. Der vordergründige Widerspruch, der sich im Kontrast zwischen dem Wunsch nach Geschichtsträchtigkeit und individueller Anerkennung einerseits und der utilitaristisch-humanistischen Ideologie andererseits auftut, kennzeichnet nicht nur das ZPS, sondern ist ein Merkmal einer jungen vernetzten globalen Elite.

Bibliographie:

- Autonome a.f.r.i.k.a. gruppe, Blissett, L. & Brünzels, S. (2001). *Handbuch der Kommunikationsguerilla*. Berlin, Hamburg, Götting.
- Avaaz (2014). *Die Welt in Aktion*. New York. Abgerufen von <https://secure.avaaz.org/de/>, Zugriff am 27.04.2016.
- Benjamin, W. (1928). *Einbahnstraße*. Berlin.
- Benjamin, W. (1989). *Gesammelte Schriften*. Bd 5. Unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gersholm Scholem, Tiedemann, R. Hermann Schweppenhäuser, H. (Hg.). Frankfurt a. M.
- Beuys, J. (1984a). Eintritt in ein Lebewesen. In: Harlan, V., Rappmann, R. & Schata, P. (Hg.), *Soziale Plastik*. Materialien zu Joseph Beuys. Achberg, S. 123-128.
- Beuys, J. (1984b). Ich durchsuche Feldcharakter. In: Harlan, V., Rappmann, R. & Schata, P. (Hg.), *Soziale Plastik*. Materialien zu Joseph Beuys. Achberg. S. 122.
- Bourriaud, N. (2009a). *Radikant*. Aus dem Französischen von Katarina Grän und Ronald Voullié. Berlin.
- Bourriaud, N. (2009b). *Relational Aesthetics*. Übersetzt von Pleasance, S. & Woods, F. O.A.
- Corr, D. (25.03.2012). Hashtag Activism, and Its Limits. In: *New York Times*. Abgerufen von http://www.nytimes.com/2012/03/26/business/media/hashtag-activism-and-its-limits.html?_r=1, Zugriff am 16.06.2016.
- Debord, G. [1957] (1995). Rapport über die Konstruktion von Situation und die Organisations- und Aktionsbedingungen der internationalen situationistischen Tendenz. In: Gallissaires, P. (Hg.), *Der Beginn einer Epoche*. Texte der Situationisten. Hamburg, S. 28-44.
- Dearing, J. W. & Rogers, E. M. (1996). *Agenda-Setting*. London, New Delhi.
- Das Erste (2010). *Tagesschau*. 20.00 Sendung vom 11.07.2010. o.O. Abgerufen von <https://youtu.be/PydPY9Q-hwI>, Zugriff am 13.10.2015.
- Doll, M. (2012). *Fälschung und Fake*. Zur diskurskritischen Dimension des Täuschens. Berlin.
- Hannemann, P. (2013). *Bürger erheben im Netz ihre Stimme*. Warum die Online-Petition mehr als eine Unterschriftenliste ist. Berlin. Abgerufen von <http://www.ngoleitfaden.org/online-menschen-mobilisieren/warum-die-online-petition-mehr-als-eine-unterschriftenliste-ist/>, Zugriff am 16.06.2016.
- Himmel über Srebrenica (2012). Regie: Philipp Ruch. Deutschland, 101 Min.
- Kluge, J. (2013). *Unliebsame Wahrheiten*. Was Politik, Wirtschaft und Medien uns verschweigen. München.
- Leggewie, C. & Bieber, C. (2004). Interaktivität. Soziale Emergenzen im Cyberspace? In: Dies. (Hg.), *Interaktivität*. Ein transdisziplinärer Schlüsselbegriff. Frankfurt & New York, S. 7-14.
- Lehmann, A. J. (2008). *Kunst und neue Medien*. Ästhetische Paradigmen seit den sechziger Jahren. Tübingen, Basel.
- McLuhan, M. (2001). *Understanding Media*. The extensions of man. London, New York.

- McRobie, H. (21.06.2010). What stands in the way of Bosnia reconciliation. In: *The Guardian*. Abgerufen von <http://www.theguardian.com/commentisfree/2010/jun/21/bosnia-still-waits-reconciliation>, Zugriff am 13.10.2015.
- Menze, C. (1974). Humanismus, Humanität. In: *Historischen Wörterbuch der Philosophie*. Ritter, J. (Hg.). Bd 3. Basel, S. 1217-1232.
- Mösken, A. L. (26.09.2009). Außerparlamentarische Opposition heute: das Zentrum für Politische Schönheit und sein Beitrag zum Bundestagswahlkampf Theater für die Generation, die nichts mehr wollte. In: *Berliner Zeitung*. Berlin. Abgerufen von <http://www.berliner-zeitung.de/ausserparlamentarische-opposition-heute--das-zentrum-fuer-politische-schoenheit-und-sein-beitrag-zum-bundestagswahlkampf-theater-fuer-die-generation--die-nichts-mehr-wollte-15379406>, Zugriff am 16.06.2016.
- Perniola, Mario (2011). *Die Situationisten*. Prophetie der „Gesellschaft des Spektakels“. Übers. Albers, L. Wien, Berlin.
- Pfaller, R. (2008). *Ästhetik der Interpassivität*. Hamburg.
- Rohde, D. (1998). *Endgame*. The Betrayal and Fall of Srebrenica: Europe's worst massacre since World War II. Boulder.
- Rebentisch, J. (2013). *Die Kunst der Freiheit*. Zur Dialektik demokratischer Existenz. Berlin.
- Ruch, P. (2013). Aggressiver Humanismus. Von der Unfähigkeit der Demokratie, große Menschenrechter hervorzubringen. In: *Beiträge zur Friedensforschung*, 63, S. 105-119.
- Ruch, P. (2015). *Wenn nicht wir, wer dann?* Ein politisches Manifest. München.
- Schoenberner, G. (2010). Denkmalsdebatten. Ein Rückblick auf 2010. In: *Gedenkstättenrundbrief*, 158 (12), S. 35-38.
- Simić, O. (2013). „Pillar of Shame“. Civil Society, UN Accountability and Genocide in Srebrenica. In: Simić, O. & Volčič, Z. (Hg.), *Transitional Justice and Civil Society in the Balkans*. New York, Heidelberg, Dordrecht, London, S. 181-199.
- Zentrum für politische Schönheit (2010). *3sat*. Kulturzeit vom 05.07.2010. Abgerufen von <https://www.youtube.com/watch?v=MGwFcLSDUlk>, Zugriff am 29.09.2015.
- Zentrum für Politische Schönheit. (o.a.). *25.000 Euro Belohnung*. Berlin. Abgerufen von <http://www.politicalbeauty.de/25000.html>, Zugriff am 16.04.2016.
- Zentrum für Politische Schönheit. (o.a.). *Säulen der Schande*. Berlin. Abgerufen von <http://www.politicalbeauty.de/pillar.html>, Zugriff am 15.04.2016.
- taz (28./29.05.2014). „Das muss man prüfen“. In: *taz*. Ausgabe Berlin. 36 (10421), S. 3-4.
- Wood, J. (2010). A Digital Copyright Revolution. In: *Richmond Journal of Law and Technology*, 16 (4). Abgerufen von <http://jolt.richmond.edu/v16i4/article14.pdf>, Zugriff am 15.06.2016.
- Žižek, S. (1991). *Liebe Dein Symptom wie Dich selbst!* Jacques Lacans Psychoanalyse und die Medien. Berlin.
- Žižek, S. (2000). Die Substitution zwischen Interaktivität und Interaktivität. In: Pfaller, R. (Hg.), *Interpassivität*. Studien über delegiertes Genießen. Wien, New York.

Karl-Leontin BEGER

BA, graduierte an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz im Fachbereich Philosophie und Philologie in den Fächern Filmwissenschaft und Philosophie. Seit 2013 studiert er Theater-, Film- und Medientheorie an der Universität Wien. Neben der universitären Tätigkeit einer Studienassistentin bei Ao.-Prof.in Dr.in Brigitte Marschall und arbeitet er als freier Journalist und publiziert im Online-Magazin Elektro Uschi sowie dem Bonner Stadtmagazin Schnüss, insbesondere im Bereich der Filmkritik, und engagiert sich für die nicht-kommerzielle, kulturelle Nutzung des öffentlichen Raums. Seine Forschungsinteressen umfassen kunstbasierte Philosophie, Filmosophie, politische Kunst und die künstlerischen Avantgardebewegungen des 19., 20. und 21. Jahrhunderts.

Aktuelle Publikationen:

Beger, K.-L. (2015). Nachttanzdemonstration. In: *Politix*, 37, S. 14-17..

Binge-Watching 3.0?

(Post-)Televisuelle Remediationen von Männlichkeit

Stefan Sulzenbacher

Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Wien
Theater-, Film- und Medienwissenschaft, Universität Wien

Abstract

Der Beitrag nimmt gegenwärtige Transformationen von Fernsehen und Männlichkeit(en) am Beispiel des *House of Cards*-Binge-Events in den Blick, das vom selbstbezeichneten „Männer-Sender“ *ProSieben MAXX* Anfang September 2014 veranstaltet wurde. Auf performativitätstheoretischer Grundlage wird das Event als vergeschlechtlichtes Medienereignis perspektiviert und hinsichtlich seiner prozesshaften Verschränkung von Fernsehen und Männlichkeit befragt. Zu diesem Zweck werden mit einem Plakat und einem Werbespot zwei das Event mitkonstituierende marketingstrategische Paratexte mittels einer visuellen Diskursanalyse erschlossen und auf diese Weise (Dis-)Kontinuitäten vergeschlechtlichter medialer Macht-Wissens-Relationen herausgearbeitet. Das Event kann somit in seiner diachronen Dimension medienhistorisch als Akt der Remediation gefasst werden. Angesichts der Ambivalenz mit der die Paratexte televisuelle und posttelevisuelle Konventionen zitieren, werden schließlich Fragen nach prozessualen Verschränkungen und gegenseitigen De- und Restabilisierungen von Fernsehen und Männlichkeit in postfeministischen Medienkulturen diskutiert.

In der letzten Dekade sind die Begriffe Fernsehen und Männlichkeit auf eine Weise in Bewegung geraten, die häufig unter dem Stichwort der Krise – *des* Fernsehens oder *der* Männlichkeit – verhandelt wird. Mit Verweis auf technisch-apparative, soziale und ökonomische Umbrüche und Transformationsprozesse werden Fernsehen und Männlichkeit dabei gegenwärtig als Sammelbegriffe vor allem hinsichtlich einer neuen Pluralität von Praktiken, Mustern und Eigenschaften diskutiert, zu deren Beschreibung sie verwendet werden.¹ Geschlechter- wie medienwissenschaftliche Zeitdiagnosen, die mit dem Begriff der Krise arbeiten, tendieren dabei jedoch dazu, die grundlegende Instabilität und Prozesshaftigkeit sowohl von Fernsehen als auch von Männlichkeit zugunsten eines Denkens in prinzipiell stabilen Entitäten zu vernachlässigen, deren Integrität vermeintlich lediglich in Krisenmomenten erschüttert wird und zur Disposition steht. Im folgenden Beitrag soll anhand einer gender- wie medientheoretischen Auseinandersetzung mit dem so

benannten „Binge-Event“ des privaten Sparten-senders *ProSieben MAXX* versucht werden, gegenwärtige Transformationen von Fernsehen und Männlichkeit weniger als punktuelle Veränderungen, sondern vielmehr als performative Dynamiken zu denken, die miteinander verschränkte Konstitutionsprozesse von Gender und Medien immer schon mitbestimmen.

Das vom als solchen selbstbezeichneten „Männer-Sender“ veranstaltete Binge-Event fand am 5. und 6. September 2014 statt – zehn Tage vor dem bundesdeutschen Marktstart der Subscription-Video-on-Demand-Plattform (SvoD-Plattform) *Netflix*. Das Event bestand darin, dass im Zuge der Free-TV-Premiere alle 13 Folgen der zweiten Serienstaffel von *House of Cards* (Netflix, 2013-fortlaufend) an zwei konsekutiven Abenden ausgestrahlt wurden. Ziel des Beitrags ist es, eben dieses Binge-Event aus gender- und medientheoretischer Perspektive als vergeschlechtlichtes Medienereignis in seiner prozesshaften Verschränkung von Fernsehen und Männlichkeit zu

¹ Exemplarisch für Fernsehen siehe u.a. *Strangelove* (2015). Einen Überblick aktueller soziologischer Debatten zu

Männlichkeit(en) und entsprechender Krisenanalysen liefert Heilmann (2015).

analysieren. Dabei wird einerseits der Frage nachgegangen, wie durch die marketingstrategischen Paratexte des Events langanhaltende Debatten um vergeschlechtlicht(gedacht)e Möglichkeiten von Passivität und Aktivität der Fernsehrezeption re-aktualisiert werden.² Andererseits wird untersucht, inwiefern das an die Medienpraxis des Binge-Watching angelehnte Event zugleich eine angenommene televisuelle Medienspezifik zur Disposition stellt. Auf dieser Grundlage werden schließlich Fragen nach prozessualen Verschränkungen und gegenseitigen Re- und Destabilisierungen von Fernsehen und Männlichkeit in post-feministischen Medienkulturen am Beispiel des Binge-Events diskutiert.

Vergeschlechtlichung und Remedialisierung: Gender und Medien als performative Prozesse

Den theoretischen Hintergrund der hier vorgelegten Analyse des Binge-Events bilden Andrea Seiers Überlegungen zur performativen Konstitution von Gender und Medien (Seier, 2007), die gewissermaßen als gendertheoretische Ergänzung und Präzisierung des von Jay David Bolter und Richard Grusin entworfenen medientheoretischen Ansatzes der Remedialisierung (Bolter & Grusin, 2000) verstanden werden können. Damit ist ein nicht-essentialisierendes, prozesshaftes Verständnis von Medien aufgerufen, das sich nach Seier analog zu jenen performativen und identitätsstiftenden Akten der zitatformigen Wiederholung beschreiben lässt, die von Judith Butler im Rahmen ihrer gendertheoretischen Auseinandersetzungen definiert wurden (Butler, 1991, 1997). Der aus der Sprechakttheorie entlehnte Begriff der Performativität bezieht sich dort zunächst auf Sprechakte, die das vollziehen oder produzieren, was sie benennen – wie etwa im Fall des beliebten Beispiels des Schwörens. Mit Butler ausgeweitet und auf die heteronormative Geschlechterordnung übertragen bedeutet dies, dass männliche und weibliche Subjekte sich nicht aufgrund einer ihnen innewohnenden geschlechtlichen Identität männlich oder weiblich verhalten, sondern dass

sie vielmehr gerade durch unaufhörliche performative, geschlechtsspezifische Akte (immer wieder) zu intelligiblen männlichen oder weiblichen Subjekten werden. Diese jeweiligen performativen, vergeschlechtlichenden Akte sind jedoch keine beliebigen Handlungen, die auf individuelle Entscheidungen der Ausführenden zurückgeführt werden können, sondern zitatformige Wiederholungen, die sich auf diskursive Geschlechternormen beziehen, welche die Zeitlichkeit der einzelnen Subjekte übersteigen und ihnen immer schon vorausgehen. Aufgrund ihres Zitatcharakters unterstützen performative Akte die ihnen vorausgehenden Bedeutungen nicht nur, sondern transformieren sie gleichzeitig auch – wie Seier festhält, wird das Performativ

„zu dem Moment, in dem nicht nur eine Aktualisierung, sondern zugleich auch eine Verschiebung diskursiver Machtkonstellationen stattfindet“

(Seier, 2007, S. 54)

Parallel zu eben dieser Konzeption von Performativität begreift Seier Medien nicht als gegebene Entitäten mit einer (wie auch immer definierten) Essenz oder Identität. Medien werden aus dieser Perspektive vielmehr als performative Akte der Mediatisierung verstanden, in denen Konventionen sowohl des eigenen Mediums als auch anderer Medien wiederholt und dadurch mediale Grenzen überhaupt erst produziert und gleichzeitig unterwandert werden (ebd., S. 138). Da sich jedoch kein ursprünglicher Akt der Mediatisierung definieren lässt, wird jeder dieser Akte als Remedialisierung beschrieben (ebd., S. 70). Prozesse der Remedialisierung unterliegen dabei nach Bolter und Grusin einer Doppellogik, in der die beiden gegenläufigen Repräsentationspraxen Unmittelbarkeit (*immediacy*) und Hypermedialität (*hypermediacy*) miteinander kombiniert werden und dementsprechend als primäre Analyse-kategorien zur Untersuchung von Remedialisierungsprozessen fungieren.³ Die Logik der Unmittelbarkeit peilt dabei das Verschwinden und die Verwischung der Spuren des Mediums an, um einen bestimmten Realitäts-Effekt – etwa eines „di-

² Auf Fragen nach dem vergeschlechtlichten Partizipations(an) gebot und – damit zusammenhängend – dem Subjektivierungsregime des Binge-Events gehe ich aus gouvernementalitäts-theoretischer Perspektive an anderer Stelle ausführlich ein (Sulzenbacher, 2016).

³ Auch wenn aktuelle, an Prozessphilosophien und Debatten des New Materialism orientierte medientheoretische Ansätze

wie etwa der von Sarah Kember und Joanna Zylińska vorgelegte Vorschlag, Mediatisierung als vitalen Prozess zu begreifen (Kember & Zylińska, 2012) einen gegenüber Bolter und Grusin stark erweiterten Medienbegriff zugrunde legen und die Kategorie der Unmittelbarkeit aus dieser Perspektive einiges an Brauchbarkeit verliert, scheint ihre Produktivität für audiovisuelle Phänomene wie das Binge-Event ungebrochen.

rekten“ Blicks auf die Welt „durch“ das Medium hindurch – zu erzielen. Im Gegensatz dazu verlangt das Gebot der Hypermedialität die (Selbst-) Thematisierung des Mediums, durch die auf die Bedingungen dieses Realitäts-Effekts und somit auf seine spezifische mediale Leistung verwiesen wird (ebd., S. 71f). Im Rahmen medialer Wiederholungsprozesse werden Unmittelbarkeit und Hypermedialität zugleich hervorgebracht und redefiniert und es ist gerade diese Re-Definition, die ein Medium als solches erkennbar macht (ebd., S. 78). Aus einer solchen Perspektive kann auch die Frage nach medienspezifischen Leistungen und Effekten – etwa des Radios, des Fernsehens oder sogenannter „neuer“ Medien – reformuliert werden: Die jeweilige mediale Spezifik ergibt sich dann nicht mehr aus einer den jeweiligen Realisierungen vorgängigen und in sich geschlossenen Identität eines Mediums, sondern aus der jeweils bestimmten Art und Weise, in der eigene und/oder andere mediale Konventionen wiederholt werden (ebd., S. 138). Der Remediationsansatz versteht sich dabei jedoch keineswegs als Perspektivierung, die beansprucht, die Komplexität und historischen Wandlungsprozesse von Medien umfassend zu bestimmen, sondern als Vorschlag, der es ermöglicht, Medien hinsichtlich ihrer Prozesshaftigkeit, ihrer Produktivität und ihrer Diskontinuität zu analysieren (ebd., S. 80f). Insgesamt scheint gerade die Betonung des Stellenwerts der Historizität medialer Konventionen das zentrale Argument, welches den Remediationsansatz für die hier am Beispiel des Binge-Events vorgenommenen medien- wie gendertheoretischen Überlegungen prädestiniert.

An Butlers Überlegungen zu vergeschlechtlichen Subjektivierungen und Raewyn Connells Konzept hegemonialer Männlichkeiten (Connell, 2015) anknüpfend, werden „Männlichkeiten“ und „Weiblichkeiten“ in diesem Beitrag als intelligible subjektive Identitäts-Positionen in einem heteronormativen Geschlechterverhältnis, die jedoch keineswegs monolithische, ahistorische Blöcke bilden, sondern durch weitere, miteinander verwobene Machtvektoren (wie Klasse, race, körperliche Befähigung, Alter, etc.) durchzogen (ebd., S. 128f) und in ihrer vielfältigen Relationalität historisch wandelbar sind (ebd., S. 135f), begriffen. In den Blick gerät dabei eine historisch jeweils spezifische doppelte Distinktions- und

Dominanzlogik, die sowohl die Dimension des heteronormativen Geschlechterverhältnisses und männliche Hegemonie einerseits als auch die Verhältnisse zwischen Männlichkeiten andererseits umfasst. Wenn Connell als Aufgabe geschlechterkritischer Auseinandersetzungen formuliert, die

„Aufmerksamkeit auf Prozesse und Beziehungen (zu) richten, die Männer und Frauen ein vergeschlechtlichtes Leben führen lassen, [statt zu versuchen, Männlichkeit als ein Objekt zu definieren]“
(ebd., S. 124),

so soll es in diesem Beitrag darum gehen, anhand des Beispiels des House of Cards-Binge-Events (post-)televisuelle, vergeschlechtlichende Remediationsprozesse zu untersuchen.

Um die eingangs gezogene Parallele wieder aufzunehmen und die nachfolgende Auseinandersetzung mit einer angemessenen methodischen „Werkzeugkiste“ auszustatten, sei an dieser Stelle zudem festgehalten, dass mediale Konventionen, die in Prozessen der Remediation wiederholt werden, ebenso diskursiv und somit in Macht- und Wissensverhältnisse eingebettet sind wie die von Butler dekonstruierten Geschlechternormen. Das Binge-Event und seine marketingstrategischen Paratexte sollen aus diesem Grund diskursanalytisch erschlossen und auf vergeschlechtlichte, medienspezifische Macht-Wissens-Relationen hin untersucht werden. Da es sich bei dem Event um ein inszeniertes audiovisuelles Medienereignis⁴ – einen Moment „spezifischer und expliziter diskursiver Sichtbarkeit“ (Conradi, 2015, S. 127) – handelt, scheint es mir dabei besonders produktiv, dem Vorschlag für eine visuelle Diskursanalyse von Boris Traue zu folgen (Traue, 2013). Dieser Vorschlag beruht auf der Dekonstruktion der in linguistischen und sprachphilosophischen Ansätzen meist grundlegend vorausgesetzten methodischen Abtrennung des Bildes von Texten und Aussagen. Wie Traue festhält, kann jedoch mit Bildern gleichermaßen wie mit Texten argumentiert, erklärt, gezeigt und verführt werden (ebd., S. 122). Mit Rekurs auf eine Formulierung von Margarete und Siegfried Jäger lassen sich also Bilder, Texte und Videos gleichermaßen als Träger des rhizomartig verzweigten, mäandernden Flusses von Wissen durch die Zeit

⁴ Ausführlichere Überlegungen zur Diskursivität televisueller Medienereignisse liefert u.a. Tobias Conradi (Conradi, 2015, S. 127-162).

verstehen (Jäger & Jäger, 2007, S. 23). Darüber hinaus sind Bilder und Texte jeweils für sich genommen bereits Ansammlungen heterogener Elemente wie beispielsweise Kontext, Typographie, Bildunterschrift etc. und dasselbe gilt auch für (Fernseh-)Serien, Filme und Videos mit ihren Dialogen, Paratexten und Metadaten (Traue, 2013, S. 122). Anhand einer auf (Dis-)Kontinuitäten vergeschlechtlichten Macht-Wissens fokussierten visuellen Diskursanalyse soll im Folgenden also zunächst das (relativ) aktuelle Medienereignis des Binge-Events anhand seiner marketingstrategischen Paratexte in seiner diachronen Dimension medienhistorisch als Akt der Remedialisierung erschlossen und somit abschließend zu diskutierenden Fragen nach gegenwärtigen Transformationsprozessen von Fernsehen und Männlichkeit zugänglich gemacht werden.

Werbepot: Inszenierungen televisueller Modi des *Doing Masculinity*

Den diskursiven Kontext, in dem das Binge-Event selbst sowie die transmedial angelegte Reklame für das Event eingebettet war, bildet die Werbekampagne „Du hast die Macht“, die anlässlich und im Vorfeld des einjährigen Jubiläums des Spartenfernsehsenders *ProSieben MAXX* am 3. September 2014 lanciert wurde (Mantel, 2014). Die von der Werbefirma Creative Solutions konzipierte Kampagne⁵ umfasste neben diversen Printmotiven und Online-Werbungen – u.a. auf *Facebook* und der Website des Senders – auch einen Werbespot, der ab 30. August 2014 ausgestrahlt wurde und der nach wie vor online abgerufen werden kann.⁶ Anhand der interpretativen Analyse des Werbespots sowie des Plakats im Sinne einer fokussierten Hermeneutik (Traue, 2013, S. 124f) gilt es die darin zitierten medialen Konventionen von Unmittelbarkeit und Hypermedialität herausarbeiten.

Der Werbespot beginnt mit unterschiedlichen Zeitlupen-Einstellungen, die insgesamt sechs Möglichkeiten zur Verwendung einer Fernbe-

dienung zeigen: So wird sie von sechs, jeweils die (mit einer spezifischen Form von Männlichkeit assoziierte) kulturelle Figur des „Junggesellen“⁷ referenzierenden Personen zunächst als Schraubenzieher zur Reparatur eines Motorrads eingesetzt, entzündet daraufhin als Feuerzeug eine Zigarre, rasiert anschließend Bartstoppel im Nassverfahren, wird danach als Hantel zum Muskeltraining verwendet, öffnet sodann als Flaschenöffner ein Bier und wird schließlich gar zu einem Lichtschwert (Abbildung 1). Diese relative Diversität und Streuung der durch die Fernbedienung mitermöglichten Handlungsoptionen wird dabei von einer ruhigen, aber bestimmten Stimme aus dem Off mit folgenden Worten kommentiert:

*„Ein Mann muss tun was ein Mann tun muss.
Es ist dein Instinkt, deine Mission, dein Ziel.
Du hast es in der Hand. Du hast die Macht.
Nutze sie.“*

Durch diese spezifische, augenzwinkernde und überaffirmative Montage von Bild und Ton wird eine genuine Verbindung zwischen den Komponenten Macht, Fernbedienung und unterschiedlichen – jedoch allesamt intelligiblen – Formen von Männlichkeit (lesbar als bastelnde, geschäftstüchtige, biologische, sportliche, „nerdige“ und Feierabend-Männlichkeiten) eingeführt und durch tautologische Wendungen zugleich als ursprünglich gesetzt. Nachdem die Schraube festgedreht, die Zigarre angezündet, der Bart rasiert, der Bizeps trainiert, die Bierflasche geöffnet und das Lichtschwert in kämpferischer Pose geschwungen – kurz: eine Reihe als männlich-vergeschlechtlichend lesbare Nutzungsmodi der Fernbedienung erfolgreich aufgeführt – wurden, geht der Spot in eine Montageserie formal als äquivalent zu bezeichnender Aufnahmen aus der Zentralperspektive über, die durch direkte, höchst konzentrierte und erwartungsvolle Blicke in die Kamera charakterisiert sind.

Die einzelnen Schnitte zwischen den Aufnahmen synchronisieren dabei die Bewegungen, mittels

⁵ Eine überblicksartige Zusammenstellung einzelner Teilelemente der Kampagne ist online abrufbar unter <http://p7s1creativesolutions.de/projects/prosieben-maxx-tune-in>, Zugriff am 17.04.2016.

⁶ Online abrufbar unter <http://www.prosiebenmaxx.at/video/trailer-du-hast-die-macht-clip>, Zugriff am 28.04.2016.

⁷ Aufschlussreiche Einblicke in die Geschichte der literarischen Figur des männlichen Junggesellen als Gegenfigur familialer und genealogisch bürgerlicher Ordnung und seine

Pathologisierung in wissenschaftlichen Debatten des 19. Jahrhunderts liefert Ulrike Vedder (2015). Paul B./Beatriz Preciado (2016) hingegen untersucht Hugh Hefners Playboy-Villa als Single-Medienhaushalt, der in den 1960er-Jahren durch ein spezifisches Zusammenspiel von Architektur, Medien und Geschlecht in Form eines multimedialen Bordells eine neue Imagination männlicher Häuslichkeit im Sinne des unabhängigen, sexuell potenten und mit neuesten technischen Geräten ausgestatteten Junggesellen mitkonstituiert hatte.

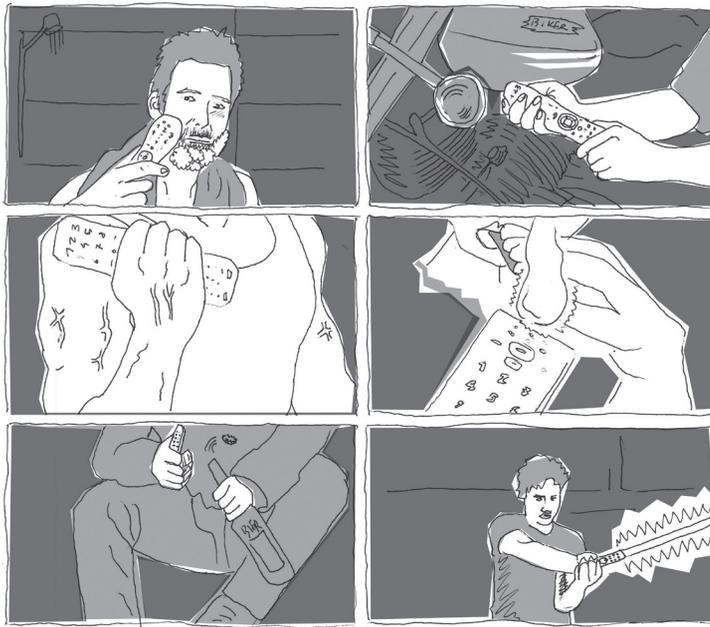


Abb. 1: Überspitzte bildanalytische Skizzen der im Werbespot inszenierten Verwendungsmöglichkeiten einer Fernbedienung, angefertigt von Stefan Schweigler

derer die jeweilige Hand, in der sich die Fernbedienung befindet, in Richtung der angenommenen Zuseher_innen gehoben wird. Die anfangs in ihrer homosozialen Differenz als „männlich“ inszenierten Möglichkeiten zur Verwendung werden somit im Moment der simultanen „tatsächlichen“ Betätigung der Fernbedienung vereinheitlicht und still gestellt – ein bedeutungsvoller Knopfdruck, der aus dem Off wiederum mit den Worten „Erlebe den Sender, der den Unterschied macht!“ kommentiert wird. Das sprachliche Spiel mit der totalisierenden und Geschlechterdifferenz stiftenden Macht der Fernbedienung und des televisuellen *Doing Gender* wird somit auch auf visueller Ebene plausibel. Der nach ihrer Schaltbewegung weiterhin eingeblendeten Zigarre-rauchenden Person huscht ein Lächeln über das Gesicht während die Stimme aus dem Off mit den Worten „Die Welt von *ProSieben MAXX*“ fortfährt und ein Gegenschuss einen Flachbild-HD-Fernseher in seine Bildmitte rückt, auf dem kurz das Logo des Senders erscheint. Die Montage referenziert an dieser Stelle die televisuelle Medienpraxis des Zappens und invertiert sie im gleichen Moment: Die Attraktivität der Fernbedienung liegt in diesem Moment nicht in der von ihr in Aussicht gestellten Möglichkeit des ergebnisoffenen Umherwanderns im Angebot der Fernsehlandschaft (umgeschaltet wird vor allem zwischen den Wohnräumen des inszenierten Publikums),

sondern vielmehr in ihrer zielgerichteten Verwendung zum Anwählen des „Männer-Senders“. Die Erfahrung des Eintauchens in dessen – zu Werbezwecken als werbefrei gezeigten – übertrieben actionlastigen Programmfluss wird durch eine Szene aus dem Science-Fiction-Genre symbolisiert, in der eine Person in Sitzhaltung von einem Energiestrahl geradezu „verschluckt“ wird und die beim Erklängen des Stichworts „MAXX“ und dem damit einhergehenden Anschwellen der verzerrten E-Gitarren-Musik eingeblendet wird. Die daran anschließende Montage von versprochenen, „männlichen“ TV-Inhalten reicht von Aufnahmen riesiger Explosionen und riskanter Manöver im Weltall über Bilder von einer Motorrad-Gang und dem Abfeuern einer Schrotflinte bis hin zu Unterwasseraufnahmen einer bedrohlichen Begegnung zwischen einem Hai und Tauchenden. Im Anschluss an die Unterwasserszene ist kurz eine Mentor-ähnliche Figur zu sehen, welche die abschließenden Worte „Der Moment ist gekommen“ spricht, während der von Chris Hemsworth in der *Avengers*-Reihe gespielte *Marvel*-Superheld *Thor* seinen mit Blitzen geladenen Hammer zu Boden stößt. Der Spot endet damit, dass *Frank Underwood* (die von Kevin Spacey gespielte Hauptfigur aus *House of Cards*) in der vorletzten Einstellung ebenfalls die Fernbedienung betätigt und damit schließlich das Schwarz auf Beige gesetzte Senderlogo einzublenden scheint, unter

dem nun in roten Lettern „Different.“ zu lesen ist. Der Spot greift somit mit einem Augenzwinkern der Übertreibung eine ganze Reihe televisueller Konventionen und den Gegenstand Fernsehen diskursiv mitkonstituierender Debatten auf, von der prominenten Inszenierung der Fernbedienung als „machtvollem“ Gegenstand,⁸ dem hochauflösenden Flachbildfernseher mit ebenso hochqualitativem und daher fesselndem Inhalt,⁹ der Ausrichtung von Möbelstücken zur Optimierung der Blickachse,¹⁰ bis hin zur *Liveness* televisueller Medienereignisse (u.a. Conradi, 2015, S. 143f). Besonders der Slogan der Kampagne („Du hast die Macht“) der auch im Werbespot durch Intonation und Stimmlage entsprechend hervorgehoben ist sowie die Emphase auf mögliche Verwendungen der Fernbedienung stellt dabei eine pointierte Re-Aktualisierung historischer Debatten hinsichtlich technisch-apparativ kogenerierter Möglichkeiten der Aktivität und Passivität von Fernsehzuschauer_innen dar, die in Form genderspezifischer Macht-Wissens-Relationen immer auch mit Vergeschlechtlichungen televisueller Nutzungsweisen oder des Fernsehens selbst einhergegangen sind. Der Fernbedienung kommt dabei insofern eine besondere Rolle zu, da sie seit den 1950er-Jahren eine bestimmte Vorstellung von Handlungsmacht kogeneriert, die sich vor allem auf den Raum bezieht und die sich auch in Produktbezeichnungen materialisiert hatte (wie etwa der Produktname „Space Commander“ einer Fernbedienung der Firma Zenith aus dem Jahr 1957). Darüber hinaus – und das ist der für die hier verfolgte Argumentation wichtigere Punkt – machte die Fernbedienung einen Aspekt des Fernsehens bearbeitbar, der auch heute noch sowohl als Charakteristik sowie als Defizit des Mediums gilt: Werbeeinschaltungen. So wurde beispielsweise „Flash-Matic“, die erste schnurlose Fernbedienung der Firma Zenith in einer Zeitungsannonce aus dem Jahr 1955 damit beworben, dass sie es ermögliche, lange, ermüdende Werbungen stumm zu schalten – „[to] shoot off annoying commercials from across the room“ wie es im Wortlaut heißt (Benson-Allott, 2015, S. 47f). Wie Caetlin Benson-Allott in ih-

rer Genealogie der Fernbedienung festhält, verlagerte die Annonce für die futuristische, einer Strahlenkanone aus Science-Fiction-Filmen nachempfundenen Fernbedienung den Fokus erstmals weg von einem harmonischen, familiären Zusammensein und hin zur Ermächtigung einzelner Zuschauer_innen:

„Addressing a singular ‚you‘, the Flash-Matic ad made its remote control sharp-shooter sound like a hero rather than a passive consumer. This gunman would be an active, discerning viewer, not just another slack-jawed subject of mass-media propaganda.“

(Benson-Allott, 2015, S. 49)

Mit dieser Individualisierung der Zuschauer_innen ging auch eine Aufteilung der televisuellen Inhalte in gewünschte und unerwünschte einher und wurde zugleich die Möglichkeit eines Ausblendens und eines Sich-Absetzens von den „störenden“ Werbeeinschaltungen und somit eine mit individueller Ermächtigung konnotierte Subjektposition formuliert. Den geplanten Strom aneinandergereihter Programmeinheiten, die durch keine klaren Markierungen (wie ehemals in Form des Testbildes) mehr voneinander getrennt wurden und in dem der Übergang von Teilen einzelner Sendungen zu Werbeeinstrahlungen und Trailern für Folgesendungen als nahtlos wahrgenommen wird, bezeichnete Raymond Williams bereits 1974 als „Flow“ (Williams, 2000). Diesen Flow definierte Williams als jene Eigenschaft, die dem kommerziellen US-amerikanischen Fernsehen der 1970er seine mediale Spezifik verlieh, „sowohl intern, in seiner unmittelbaren Organisation, als auch als allgemeiner Erfahrungshintergrund“ des Fernsehens (Williams, 2000, S. 42).¹¹ Besonders produktiv wurde an das Konzept des Flow aus feministischer Perspektive hinsichtlich der Analyse gegenseitiger Verschränkungen von Fernsehen und Geschlecht und den damit einhergehenden, historisch-spezifischen Verteilungsprozessen von Handlungsmacht – im Sinne einer Gegenüberstellung von Aktivität und Passivität

⁸ Einen kurzen Überblick verschiedener theoretischer Ansätze zu Fragen nach der „Macht“ der Fernbedienung aus Perspektive der ANT liefert Michael (2000, S. 96-116).

⁹ Aus medienkulturwissenschaftlicher Perspektive wird dieser vermeintlich genuine Zusammenhang von Levine und Newman (2012a) einer genderfokussierten Kritik unterzogen.

¹⁰ Die mit dem Einzug des Fernsehens einhergehenden Umordnungen US-amerikanischer Wohnräume und familiärer Macht-konstellationen beschreibt beispielsweise Lynn Spigel (1992).

¹¹ An dieser Stelle sollte festgehalten werden, dass sich die hier zitierten Untersuchungen hauptsächlich auf die US-amerikanische Fernsehlandschaft beziehen, die historisch enger als der europäische Kontext an durch Werbeeinnahmen finanziertes Privatfernsehen geknüpft war. Diese Differenzierung verliert jedoch spätestens seit der zunehmenden Verbreitung des Privatfernsehens seit Mitte der 1980er in Deutschland und Mitte der 90er in Österreich an Plausibilität.

– angeschlossen. So hatte Tania Modleski bereits 1983 in einem der ersten feministischen Texte zum Fernsehen die strukturellen wie funktionalen Zusammenhänge zwischen Genres des Tagesprogramms (z.B. Soap-Operas, Quizsendungen und Werbespots) und Reproduktionsarbeit analysiert und eine enge Übereinstimmung der formalen Charakteristika des Daytime-Fernsehens mit Strukturen der Hausarbeit festgestellt (Modleski, 2000, S. 385). Indem sie die Thesen von Williams und Modleski aufgreifen und zuspitzen, argumentieren Elana Levine und Michael Z. Newman in ihrer kulturwissenschaftlichen Studie zu Legitimationsstrategien des gegenwärtigen Fernsehens, dass gerade die vom Flow bedingte Assoziation des Mediums mit Werbung nicht nur entscheidend zu seinem kulturell häufig als untergeordnet definierten Status, sondern auch zu seiner Vergeschlechtlichung als weiblich konnotiertes Medium beiträgt (Levine & Newman, 2012b, S. 133f). Diese Feminisierung des televisuellen Flow wird von ihnen einerseits auf Inhaltsebene als Ergebnis von Programmplanungen beschrieben, die bestimmte Konstellationen von Formaten, Genres und Tageszeiten mit einer unterschiedlichen Anzahl an Werbeeinschaltungen verknüpfte – eine jener medialen Konventionen, die das Fernsehen vom Radio übernommen hatte (ebd.). Damit einher ging auch die Annahme geschlechtsspezifischer Rezeptionsmodi, die etwa das die Hausarbeit begleitende Fernsehen mit einem weiblich konnotierten „Glance“ – dem flüchtigen Blick – einem männlich konnotierten „Gaze“ – also dem starren, konzentrierten Blick auf das deutlich weniger werbedurchsetzte Hauptabendprogramm gegenüberstellte (ebd.).

Eben diese medien- wie geschlechterspezifisch konventionalisierten Relationen von Macht-Wissen werden im Werbespot der Kampagne „Du hast die Macht“ auf ironische Weise aufgerufen und re-aktualisiert: Als Zitat televisueller Konventionen, die der von Seier in Rekurs auf Bolter und Grusin beschriebenen Logik der Unmittelbarkeit folgen, kann das Aufrufen einer Erfahrung völliger Immersion in die vom Sender bereitgestellte audiovisuelle Welt beschrieben werden, von der die hochkonzentrierten Blicke nicht abgewendet werden können. Der Einstellung, die ein Aufgesogen-Werden vom Flow suggeriert, ist per Gegenschuss zudem ein HD-Flachbildfernseher vorangestellt, wodurch der Anteil eines teuren High-Tech-Geräts an der Erfahrung gesteigerter Unmittelbarkeit als Hypermedialität buchstäb-

lich in den Blick rückt. Nicht nur die Betonung der Macht, die den (als) männlich(imaginiert)en Zuschauern über die Fernbedienung in ihren Händen zugesprochen wird, sondern auch ihr Einklinken in den (ironischerweise lediglich im Werbespot) werbefreien, Action-lastigen Flow des „Männer-Senders“ können ebenso als Zitate televisueller Konventionen verstanden werden, die der Logik der Hypermedialität folgen und die „Leistung“ des Spartensenders herausstreichen. Dasselbe gilt für die in ihrer Simultaneität inszenierten Knopfdrücke, die auf eine *Liveness* der vom Sender übertragenen Bilder verweisen und die Ausstrahlung von *House of Cards* somit zu einem medialen Ereignis stilisieren, dem es beizuwohnen gilt. Gerade dieser Hinweis auf eine televisuell-lineare Zeitlichkeit, deren unablässiger Fluss die Pünktlichkeit des an speziellen Sendungen interessierten Publikums fordert, wird schließlich durch die Aussage „Der Moment ist gekommen“ unterstrichen und zudem gleichzeitig zu jenem Moment, in dem die individualisierten Zuschauer per Knopfdruck mit *Frank Underwood* zusammenfallen.

Plakat: Überlagerungen televisueller und posttelevisueller Konventionen

Auf der Website des Senders konnten im Vorfeld des Binge-Events nicht nur der damit verbundene „Du hast die Macht“-Werbespot aufgerufen, sondern zudem Detailangaben zum Programm, ein 30-sekündiger Trailer, ein kurzer Teaser, sowie allerlei *House of Cards*-Werbebilder und Stills von als wichtig erachteten Szenen eingesehen werden. Wie eingangs bereits erwähnt, bestand das *House of Cards*-Binge-Event von *ProSieben MAXX* in der Ausstrahlung aller 13 Folgen der zweiten Staffel an zwei aufeinanderfolgenden Abenden. In einem Info-Kasten auf der Website, der mit einem Hinweis auf Datum und Uhrzeit des „exklusiven“ Binge-Events überschrieben war, kommentierte der Sender die für einen solchen „Serienmarathon“ erforderliche Ausdauer mit einem *House of Cards*-Werbebild, auf dem sich Kevin Spacey in seiner Rolle als *Frank Underwood* mit blutverschmierten Händen am Marmorsessel des Lincoln-Memorials festkrallt. Neben einem knappen Informationstext war dem Bild zudem die augenzwinkernde Aufforderung „Macht es euch lieber bequem!“ gegenübergestellt. Das Subjekt unterstreicht durch diesen Kommentar nicht nur den skrupellosen Hang zur „Sesselkleberei“

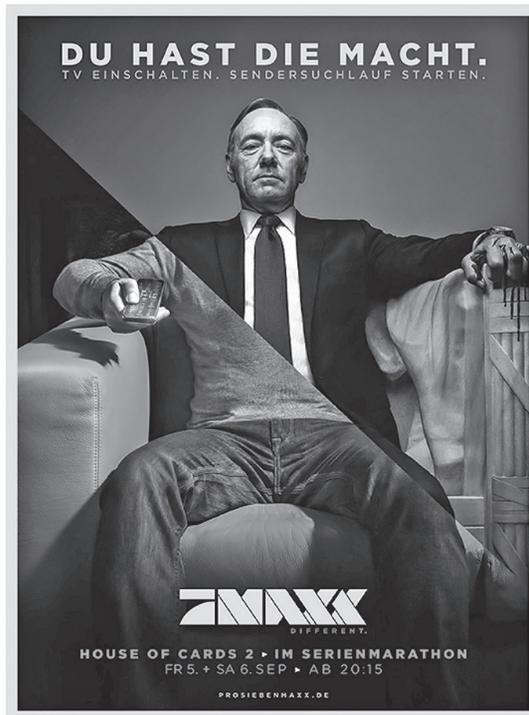


Abb. 2: Das Werbeplakat für das Binge-Event | Quelle: ProSiebenSat.1

von Frank Underwood in Form eines seriellen Paratextes, sondern suggeriert auch, dass die Handlung der Serie buchstäblich an den Fernsehsessel fesselt und fand als visuell inszenierter Verweis auf die Machtwirkung des Binge-Events auch im Rahmen der Plakatserie zur „Du hast die Macht“-Kampagne Verwendung. Wie bei der vorangegangenen Analyse des Werbespots soll im Folgenden nun auch auf die von eben diesem Poster zitierten medialen Konventionen näher eingegangen werden.

Auf dem entsprechenden Plakat (Abbildung 2), das in einer sogenannten City-Light-Poster-Kampagne auf hinterleuchteten, glasgeschützten Werbeflächen im innerstädtischen Bereich von über 100 bundesdeutschen Städten ausgehängt war, wird das *House of Cards*-Werbeposter erneut aufgegriffen, jedoch mit einem Schnitt im 45° Winkel mittig geteilt. Die Pose *Underwoods* wird in der unteren Hälfte des Bildes anhand des individualisierten zuschauenden Subjekts, in dessen Hand die „machtvoll“ Fernbedienung liegt, in eines der bereits aus dem Spot bekannten Wohnzimmer verlängert. Konterkariert wird die durch die Hand von der Armlehne entthobene und dadurch (verhältnismäßig) frei im Raum schwebende Fernbedienung von der verbliebenen

Hand *Underwoods*, an der er deutlich sichtbar seine Armbanduhr trägt und die sich – nach wie vor – blutverschmiert am Sessel festkrallt. Die gesamten am Plakat sichtbaren Schriftzeichen sind in Großbuchstaben gesetzt. Als große Überschrift ist erneut der in Beige gehaltene Slogan der Kampagne „Du hast die Macht.“ zu lesen, direkt darunter und als Handlungsanweisung zu verstehen „TV einschalten. Sendersuchlauf starten.“ Am unteren Rand finden sich zunächst das ebenfalls beige Sender-Logo inklusive des rot gehaltenen Zusatzes „Different.“ Darunter wiederum stehen in Rot die auf das Binge-Event hinweisenden Informationen „House of Cards 2 > im Serienmarathon“ sowie in neuer Zeile „Fr 5. + Sa 6. Sep > ab 20:15“. In der letzten Zeile schließlich ist die URL der Homepage des Senders angegeben.

Auch das Plakat zum Binge-Event zitiert insofern mit „ironischem“ Unterton mehrere mediale Konventionen: Angefangen bei der Pose *Underwoods*, dessen Festkrallen am Sessel in Kombination mit der Armbanduhr – die entsprechend kontextualisiert auch als Handschelle lesbar wird – auf übertriebene Weise darauf verweist, sich zu einer ganz bestimmten Zeit an einem ganz bestimmten Ort zu befinden. Durch die Überblendung mit dem

im Fernsehsessel sitzenden (als) männlich(lesbar) en Zuschauer, der die Fernbedienung in der bereits aus dem Werbespot bekannten Position hält und dem klar ersichtlichen Terminhinweis für den Serienmarathon besteht auch kaum ein Zweifel, dass es darum geht, sich zum angegebenen Zeitpunkt vor einem Empfangsgerät einzufinden. Der Hinweis „Sendersuchlauf starten.“, der der Aufforderung „TV einschalten.“ folgt, deutet nunmehr auf die Möglichkeit hin, dass potenzielle Zuschauer_innen entweder den Programmstart des Senders im Jahr zuvor verpasst und ihr Fernsehgerät seit längerer Zeit nicht nach neuen Kanälen haben suchen lassen, oder aber sich innerhalb des letzten Jahres ein neues (und somit aller Wahrscheinlichkeit nach) HD-fähiges Gerät angeschafft haben, eine Tendenz die Levine und Newman als maskulinisierende Rekonfiguration televisueller Häuslichkeit beschreiben (Levine & Newman, 2012a). Durch die Kombination aus der – im Verhältnis zur Hand *Underwoods* – freischwebenden Fernbedienung und der Piktogramme eines Play-Knopfs (>), die sich inmitten der Terminhinweise für das Binge-Event finden, referenziert das Plakat zudem mediale Konventionen von Videorekordern und DVD-Playern, die aufgrund des dadurch aufgerufenen Macht-Wissens um eine vermeintlich gesteigerte Aktivität der Rezeption gerade im Zusammenhang mit dem Binge-Event von besonderer Bedeutung sind. Wie Levine und Newman betonen, brachte die von Heimvideorekordern seit den 1970er-Jahren gebotene Möglichkeit der zeitlichen Entkopplung televisueller Inhalte vom Flow der Fernsender eine doppelte Aufwertung mit sich: Einerseits ging die technische Innovation – ähnlich wie bei der ersten schnurlosen Fernbedienung – mit dem Versprechen einer Aufwertung der Rolle individueller Zuschauer_innen einher. Die Option, einzelne Inhalte aus dem Programmfluss auszu-

wählen und zum Zweck der zeitversetzten (erneuten) Rezeption aufzuzeichnen, nahm der Fernseherfahrung andererseits teilweise ihre Flüchtigkeit und wertete bei entsprechender Nutzung gleichzeitig einzelne Inhalte auf, die sich nun auf Band in den Wohnräumen der Nutzer_innen materialisieren konnten (Levine & Newman, 2012b, S. 131f). Die als störend eingestufte Werbung inmitten eines Programms konnte nun nicht nur im Rahmen ihrer Dauer audiovisuell ausgeblendet werden wie mittels der Fernbedienung (etwa durch Um- oder Stummschalten). Mithilfe der

Vor allem US-amerikanische Fortsetzungsfernsehserien [...] näherten sich produktionstechnisch und ästhetisch verstärkt an kinematografische Standards an und nahmen – die Wahrscheinlichkeit einer mehrmaligen Rezeption berücksichtigend – an narrativer Komplexität zu, was ihnen wiederum die (sowohl unscharfe wie umkämpfte) Bezeichnung Quality-TV einbrachte.

Anti-Flow-Technik Videorekorder war es nun vielmehr möglich, die Dauer der Unterbrechung durch Vorspulen zu verringern oder ganze Werbeblöcke gar nicht erst aufzuzeichnen und auf diese Weise komplett von den gewünschten Inhalten zu trennen. Selbstverständlich gab es auch von Fernsehproduktionsfirmen entsprechende Angebote, bestimmte, besonders populäre Inhalte ganz ohne Werbung auf Videokassetten anzubieten, sodass sich schließlich auch ganze Staffeln beliebter

Fernsehserien in Wohnzimmerregalen fanden. Wie Levine und Newman betonen, erlangte das Konzept von werbefreien, im Handel erhältlichen TV-Inhalten auf Speichermedien durch die Einführung von DVD-Playern zunehmende Beliebtheit, da entsprechende Boxen bedeutend platzsparender und somit als Sammelgegenstand einfacher handhab- und archivierbar waren. Die technischen Entwicklungen gingen auch mit Veränderungen von Prime-Time-Serien einher. Vor allem US-amerikanische Fortsetzungsfernsehserien, die vorwiegend von kostenpflichtigen Kabelsendern zur Prime-Time ausgestrahlt und anschließend als DVD-Box einem zweiten Verwertungszyklus zugeführt wurden, näherten sich produktionstechnisch und ästhetisch verstärkt an kinematografische Standards an und nahmen – die Wahrscheinlichkeit einer mehrmaligen Rezep-

¹² Ausführlicher zur narrativen Komplexität u.a. Rothmund (2013) – kritisch zum Begriff des Quality-TV Dasgupta (2011).

tion berücksichtigend – an narrativer Komplexität zu, was ihnen wiederum die (sowohl unscharfe wie umkämpfte) Bezeichnung Quality-TV einbrachte (Levine & Newman, 2012b, S. 136)¹². Angesichts dieser Verschiebungen konstatieren Levine und Newman eine Neuverteilung der kulturellen Legitimation zu Gunsten entsprechender Prime-Time-Serien (wie etwa den „Sopranos“, die häufig als „Megamovie“ bezeichnet wurden): Zur Disposition stand dabei nicht nur die Relation zwischen Kinofilmen und Fernsehserien, sondern auch jene zwischen Fernsehserien untereinander. Anhand einer textuell wie paratextuell angelegten Diskursanalyse weisen sie drei Differenzierungsstrategien nach, durch die Prime-Time-Serien von ihren narrativen Vorläufern der Soap-Opera abgegrenzt wurden, die sich ebenfalls durch komplexe, über viele Staffeln fortlaufende Handlungsstränge kennzeichneten: Durch die besondere Bedeutungszuweisung (retrospektiv) sinnstiftender Serienenden, das Eingrenzen des Ausmaßes der Serialität durch episodische Einschübe sowie eine Abspaltung weiblich konnotierter Inhalte maskulinisierten ihnen zufolge legitimierte Serien der 2000er-Jahre eine ehemals abgewertete Form seriellen Erzählens (Levine & Newman, 2012b, S. 82).

An die narratologischen Entwicklungen schlossen auch Debatten darüber an, welcher Rezeptionsmodus diesen komplexen und ob ihrer staffelübergreifenden Handlungsstränge aufmerksamkeitsökonomisch herausfordernden Serien angemessen sei. Mithilfe von Videorekordern und DVD-Playern war es schließlich möglich, Serien-Rezeption individuellen Zeitstrukturen anzupassen und die Handlung beispielsweise inmitten einer Folge zu pausieren, um sie an einem anderen Tag an derselben Stelle wiederaufzunehmen, einzelne Folgen oder Szenen ein- oder mehrmals hintereinander zu wiederholen oder aber ganze Serien-Abende nach eigenen Vorstellungen zu programmieren. Das Schauen mehrerer Folgen einer Serie oder gar einer ganzen Staffel am Stück, so wurde in Folge häufig argumentiert, verändere dabei die Fernseherfahrung und stelle Fernsehserien endgültig auf eine Stufe mit (hoch)kulturell legitimierten Medien wie Romanen oder Spielfilmen (exemplarisch: Lawson, 2006). Zur Beschreibung dieses Rezeptions-

modus etablierte sich der Begriff „Binge-Watching“, der häufig als „Komaglotzen“ ins Deutsche übersetzt wird (von Harpen, 2014). War der Term „Binge-Watching“, wie Ben Zimmer in seinem knappen etymologischen Abriss des Begriffs nachzeichnet, 1996 in der Online-Fan-Community der *X-Files* (FOX, 1993-2002) aufgetaucht (Zimmer, 2013), so verzeichnete er seitdem eine beachtliche Entwicklung, schaffte es 2013 gar auf die Shortlist des Oxford Dictionaries für das Wort des Jahres und gilt als charakteristischer Rezeptionsmodus eines sogenannten „posttelevisuellen“ Fernsehens, das weniger direkt an punktuelle Lokalitäten (etwa der Couch im Wohnzimmer) und lineare Temporalitäten (dem Flow) gebunden ist. An der Popularisierung der Medienpraxis des Binge-Watchings waren zwei Entscheidungen des posttelevisuellen SVoD-Dienstes *Netflix* bezüglich der Distribution audiovisuell-serieller Eigenproduktionen maßgeblich beteiligt, wie Simon Rothöhler (2014, S. 231) festhält: Zum einen führte *Netflix* im Jahr 2012 mit dem sogenannten „post-play-feature“ eine technisch-apparative Implementierung ein, die am Ende jeder Serienfolge nach einem kurzen Countdown automatisch die nächste Episode startet und somit eine spezifische rezeptionsästhetische Entscheidungssituation schafft, die ungeplante Binge-Watching-Sessions begünstigt. Zum anderen werden die seit 2013 selbst produzierten seriellen Inhalte jeweils stufelweise auf der eigenen Plattform veröffentlicht und nicht Woche für Woche folgenweise ausgestrahlt. Wie Mareike Jenner (2014, S. 7) betont, werden sowohl die von *Netflix* produzierten Serien – allen voran das Erstlingswerk *House of Cards*¹³, dessen erste beiden Folgen der zweiten Staffel (Kapitel 14 & 15¹⁴) 2014 auch im Rahmen der Berlinale gezeigt wurden – als auch der SVoD-Dienst selbst mit narrativer Komplexität, kinematografischer Ästhetik und dem für posttelevisuelles Fernsehen charakteristischen Rezeptionsmodus des Binge-Watchings gleichermaßen assoziiert. Levine und Newman hatten bezüglich der diskursiven Machtwirkungen eines auf Aktivität der Zuschauer_innen ausgerichteten Fortschrittsnarrativs – wenn auch nicht in direktem Zusammenhang mit *Netflix* und *House of Cards* – formuliert:

¹³ Dass die Serie gewissermaßen selbst als Remediation der gleichnamigen, 1990 in Großbritannien von BBC produzierten, vierteiligen Mini-Serie *House of Cards* (BBC, 1990) verstanden werden kann, sei hier lediglich angemerkt.

¹⁴ In ihrer deutschsprachigen Übersetzung tragen die einzelnen Folgen von *House of Cards* individuelle, thematisch

zur jeweiligen Folge passende Titel. In der Original-Fassung kommt ein schlichtes Durchnummerieren einzelner „Chapters“ zur Anwendung, das im Gegensatz dazu als Orientierung an romanhafte Erzähl-Strukturierungen verstanden werden kann.

„Watching in a mode of improved agency is the newly culturally sanctioned way to experience audiovisual media, and along with the classing implications of the superiority of cutting-edge technology comes a masculinization of television as a newly active experience of mediated leisure employing high-tech gadgets rather than stodgy domestic appliances.“

(Levine & Newman, 2012b, S. 132)

Die am Plakat sichtbare Aufforderung zum Starten des Sendersuchlaufs kann somit als Verweis auf die von Levine und Newman angesprochene hochtechnisierte Medienerfahrung gelesen werden. Demgegenüber referenziert das Zusammenspiel aus Fernbedienung, Piktogrammen des Play-Knopfs und dem stoischen Blick *Frank Underwoods*, der bereits seit Stunden auf seinem Marmorfernsehessel zu sitzen und dem Binge-Event beizuwohnen scheint, im Modus ironischer Übertreibung eine mit Souveränität konnotierte Vorstellung individueller Kontrolle über den Flow bzw. die vom Flow entkoppelten Inhalte sowie ein „Durchhalten“, das in der Nähe archetypischer Idealvorstellungen soldatischer Männlichkeit (Brandes & Menz, 2002, S. 140) verortet werden kann.

Insgesamt und mit Blick auf die Analysekriterien der Unmittelbarkeit und Hypermedialität kann also ein im Verhältnis zum Werbespot deutlich ambivalenteres Zusammenspiel medialer Konventionen festgehalten werden, die das Poster wiederholend (und teilweise ironisch) zitiert: Die Kombination der Aufforderung „TV einschalten. Sendersuchlauf starten.“ ist zunächst Hinweis auf ein neues, hochauflösendes Fernsehgerät und somit als hypermediale Betonung des televisuell ermöglichten klareren, unmittelbareren Blicks auf die übertragenen Inhalte lesbar. Durch die Überschneidung zwischen *Frank Underwood* und dem Zuschauer im Fernsehessel wird der – bereits im Werbespot inszenierten – Logik der Unmittelbarkeit folgend ein Eintauchen in die Quality-Serienwelt symbolisiert, deren Handlung durch das Festkrallen *Underwoods* am Sessel darüber hinaus als derart fesselnd suggeriert wird, dass ein Entkommen unmöglich scheint. Die Assemblage aus der Fernbedienung sowie den zwischen den Terminangaben platzierten Piktogrammen des Play-Knopfs referenziert hingegen ein posttelevisuelles Fernseherleben on Demand sowie den Rezeptionsmodus des Binge-Watchings, die sich beide gerade durch einen vermeintlich unmittelbaren, mit Aktivität und Selbstermächtigung assoziier-

ten Zugriff auf (u.a.) audiovisuell-serielle Inhalte auszeichnen. Konterkariert wird dieses diskursiv mit einer posttelevisuellen Entkoppelung vom Flow einhergehende Resouveränisierungsversprechen nicht nur durch die schriftlichen Terminangaben für das Binge-Event selbst, sondern auch durch deren Kombination mit der am Sessel festgekrallten, mit einer Armbanduhr bestückten Hand *Underwoods*, die somit gemeinsam mit der pünktlichen Einschaltbewegung auf den – diskursiv mit televisueller *Liveness* verknüpften – Ereignischarakter des Events verweist.

Postfeministische Remedialisierungen (post-)televisueller Männlichkeiten

Ziel dieses Beitrags war es, gegenwärtige Transformationen von Fernsehen und Männlichkeit als miteinander verschränkte performative Konstitutionsprozesse in den Blick zu nehmen. Anhand einer visuell-diskursanalytischen Auseinandersetzung mit marketingstrategischen Paratexten des vom Privatfernseher *ProSieben MAXX* veranstalteten Binge-Events konnte dabei eine komplexe Dynamik der darin zitierten, von vergeschlechtlichten Macht-Wissens-Relationen durchzogenen televisuellen wie posttelevisuellen Konventionen herausgearbeitet werden. Durch eben diese – den Repräsentationspraxen der Unmittelbarkeit und Hypermedialität folgenden – zitatförmigen Wiederholungen medialer Konventionen im Werbespot und am Poster wurde das dadurch mitkonstituierte Event als performativer Akt der Remedialisierung und Vergeschlechtlichung und somit als spezifische prozessuale Verschränkung von Fernsehen und Männlichkeit greifbar.

So wird einerseits sowohl am Plakat als auch im Spot Unmittelbarkeit als Erfahrung vollkommener Immersion inszeniert, die in Form der Medienpraxis Binge-Watching als charakteristisch für ein posttelevisuelles Erleben von Quality-Serienwelt gilt. Während diese Immersion im Spot durch ein bildlich in Szene gesetztes und anhand der Fernbedienung realisiertes „Eintauchen“ in den (vermeintlich) werbefreien Flow des „Männer-Senders“ sichtbar und damit eine televisuelle Konvention referenziert wird, überblendet das Plakat den im Fernsehessel sitzenden männlichen Zuschauer mit *Frank Underwood*, mit genau *einer* Figur *einer* Serie. In Kombination mit der in Anschlag gebrachten Fernbedienung und den Piktogrammen eines Play-Knopfs, die zwi-

schen den Terminangaben für das Event gesetzt sind, wird über die Repräsentationspraxis der Unmittelbarkeit ein, mit dem SVoD-Service *Netflix* und seiner ersten Eigenproduktion *House of Cards* sowie der Möglichkeit eines unmittelbaren Zugriffs auf entsprechende Episoden assoziiertes, posttelevisuelles Fernsehen on Demand aufgerufen. Gleichzeitig werden all diese Betonungen von Unmittelbarkeit durch Inszenierungen von Hypermedialität begleitet, in denen die jeweils spezifisch televisuellen „Leistungen“ (des „Männer-Senders“) ausgestellt werden. So wird sowohl im Spot als auch am Plakat auf den möglichen Anteil eines hochauflösenden Fernsehgeräts an der Erfahrung der Immersion verwiesen. Zudem wird in beiden Paratexten die televisuelle *Liveness* thematisiert, die mit dem vergeschlechtlichten Medienereignis des *House of Cards*-Binge-Events im linearen Programm des Spartensenders einhergeht und die es notwendig macht, sich pünktlich durch Betätigung der Fernbedienung in die (teilweise buchstäblich als) fesselnd(-dargestellte) Handlung einzuklinken.

Die in der Analyse der Paratexte herausgearbeitete Dynamik, mit der sowohl televisuelle als auch posttelevisuelle Konventionen (zum Teil) ironisch zitiert werden, verschiebt dadurch eine angenommene televisuelle Medienspezifität und ist dabei konstitutiv mit vergeschlechtlichten Macht-Wissens-Relationen verschränkt, wie am Beispiel historischer Debatten zur Fernbedienung und zu Videorekorder und DVD-Player ausgearbeitet werden konnte. Auch der diskursive Status posttelevisueller Fernseherfahrung, der in Form individueller Ermächtigung durch eine „Befreiung“ vom (feminisierten) Flow und eines „direkten“ Zugriffs auf gewünschte Inhalte eine resouveränisierte, mit Handlungsmacht ausgestattete Subjektposition verspricht, wird dabei zugleich re-aktualisiert wie transformiert. Angesichts des Augenzwinkerns, mit dem der Werbespot und das Plakat vergeschlechtlichtes medienbezogenes Macht-Wissen zur Aufführung bringen, kann zur historischen Einordnung des Binge-Events und der durch seine marketingstrategischen Paratexte performten Remediationsprozesse, das Medienereignis als Teil einer postfeministischen Medienkultur gefasst werden, wie sie von Rosalind Gill (2016) definiert wurde. Beeinflusst von post-

modernen und konstruktivistischen Perspektiven auf Geschlecht geht es Gill darum, gegenwärtige mediale Artikulationen von Geschlecht zu untersuchen und in ihrer historischen Spezifik beschreibbar zu machen. Dabei betont sie vor allem die Widersprüchlichkeiten postfeministischer Diskurse, in denen sich sowohl feministische als auch anti-feministische Ideen verschränken (ebd., S. 554). Für eine postfeministische Medienkultur arbeitet sie dabei eine ganze Reihe kennzeichnender Elemente heraus, wobei für das hier untersuchte Beispiel des Binge-Events neben dem Wiederaufleben von Ideen eines „natürlichen“ Geschlechterunterschieds und der Kommerzialisierung eben dieser Differenz (ebd., S. 542) – die sich schon in der Selbstbezeichnung des Privatsenders als „Männer-Sender“ zeigt¹⁵ – insbesondere der Einsatz von Ironie und Bewusstheit (im Original „knowingness“) als entpolitizierende, distanzierende Diskursstrategie (ebd., S. 552f) relevant sind. So sind sowohl der Spot als auch das Plakat von einem überaffirmativen, „ironischen“ Spiel mit der Annahme der Geschlechterdifferenz und somit Männlichkeit stiftenden „Macht“ der Fernbedienung und damit zusammenhängenden männlichen Geschlechterstereotypen durchzogen. Nach Gill sind Übertreibungen und intertextuelle Bezugnahmen, wie sie im Werbespot etwa in Form einer *Star Wars*-Referenz auftauchen (die genau zum Bild der Verwandlung der Fernbedienung in ein Lichtschwert hörbaren Worte „Du hast die Macht. Nutze sie.“), in Texten postfeministischer Medienkulturen als Hinweise „ironischer“ (und damit [Hetero-]Sexismus legitimierender) Rezeptionsmöglichkeiten genauso angelegt, wie Hinweise auf das Wissen um feministische Kritikpunkte an eben diesen Texten (ebd.). Durch diese Bewusstheit (diese „knowingness“) im Umgang mit Referenzen und möglichen Lesarten, die auch als Wechselspiel aufeinander bezogener Wissenspositionen um (hetero-)sexistische Inhalte im Sinne eines „we know that you know that we know...“ beschrieben werden kann, wird ein „Publikum als informierte und anspruchsvolle Verbraucher_innen“ adressiert (ebd., S. 552). Die *Star Wars*-Referenz ist dabei als nostalgischer Verweis auf eine frühere Epoche und mit Gill als eine jener Diskursstrategien zu verstehen, „die fälschlicherweise suggerieren, dass Sexismus sicher in

¹⁵ Bereits das im Spot und am Plakat sichtbare Logo des Senders selbst kann dabei als Remediation verstanden werden, ist es doch mit einer Unmissverständlichkeit, die bis zum Plagiatsvorwurf reicht, als Zitat des Senderlogos von *DMAX*,

einem bereits vor dem Marktstart von *ProSieben MAXX* im deutschsprachigen Raum etablierten „Männer-Senders“ zu erkennen (Paperlein, 2013).

der Vergangenheit liegt“ (ebd., S. 553). Diese postfeministische, „ironische“ Strategie der Paratexte, in der die Überaffirmation von stereotypen Geschlechterdarstellungen und die Bewusstheit um (nostalgische) intertextuelle Referenzen gemeinsam operieren, ermöglichen Lesarten, die als Immunisierungen gegenüber anti-sexistischer und anti-heteronormativer Kritik fungieren können, indem sie nahelegen, „es sei eigentlich nicht so gemeint“ (ebd., S. 552). Ironie, so Gill weiter, ist gerade

„[i]n einer Zeit, in der Leidenschaft für ein Anliegen, sich für etwas einzusetzen oder sich um etwas Gedanken zu machen als uncool gilt, [...] auch ein Weg, um einen Sicherheitsabstand zwischen sich selbst und bestimmten Ansichten und Überzeugungen zu schaffen.“ (ebd.)

Auch die in den Paratexten überaffirmativ in Szene gesetzte Annahme einer Geschlechterdifferenz stiftenden „Macht“ der Fernbedienung kann somit als „ironische“ und „wissende“ Distanznahme verstanden werden. Konsequenterweise scheint sich diese „Macht“ lediglich bei eindimensionaler, monodirektionaler Verwendung einzustellen, indem etwa die angedeutete Pluralität von Männlichkeiten auf sechs post-, prä- bzw. afamiliäre televisuelle Settings verknüpft und die durch posttelevisuelle Referenzen in Aussicht gestellte

Aktivität der Fernsehrezeption auf das Einschalten des Sendersuchlaufs und das Anwählen des „Männer-Senders“ reduziert wird, wodurch wiederum die (ohnehin nicht besonders) diversen Männlichkeiten zu einem *weisen*, körperlich befähigten, männlichen Zuschauer der (gehobenen) Mittelschicht totalisiert werden.

Eben dieser ambivalente, spielerische Umgang mit vergeschlechtlichten medialen Macht-Wissens-Relationen bei der zitatformigen Wiederholung televisueller und posttelevisueller Konventionen, der sich durch die marketingstrategischen Paratexte des *House of Cards*-Binge-Events zieht, erscheint schließlich entscheidend für die Beschreibung seiner Historizität und seiner Bestimmung als Teil gegenwärtiger postfeministischer Medienkulturen. Die Diskursstrategie der Übertreibung, der Überaffirmation und der „ironischen“ Distanznahme im Sinne einer Versicherung, es sei ja „nicht *wirklich* so gemeint“, mit der (post-)televisuelle Männlichkeiten in den analysierten Paratexten remediatisiert werden, gilt dabei nicht bloß für die Reinhonorisierung überkommener Geschlechterstereotype im Sinne *einer* – qua Fernbedienung – „machtvollen“ (und durch Referenzen posttelevisueller Konventionen noch mächtigeren) Männlichkeit, sondern auch für die „Ironie“ eines im linearen Fernsehen ausgestrahlten Binge-Events.

Mediografie:

- Benson-Allott, C. (2015). *Remote control*. London, New York.
- Bolter, J. D. & Grusin, Richard (2000). *Remediation*. Understanding New Media. Cambridge, MA.
- Brandes, H. & Menz, W. (2002). Männliche Identität, Generation und Lebensalter. In: Brandes, H. (Hg.), *Der männliche Habitus*. Bd 2: Männerforschung und Männerpolitik. Opladen, S. 135-160.
- Butler, J. (1991). *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt a. M.
- Butler, J. (1997). *Körper von Gewicht*. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt a. M.
- Conradi, T. (2015). *Breaking News*. Automatismen in der Repräsentation von Krisen- und Katastrophereignissen. Paderborn.
- Dasgupta, S. (2011). *Policing the people*. Television studies and the problem of ‚quality‘. Amsterdam. Abgerufen von <http://www.necsus-ejms.org/policing-the-people-television-studies-and-the-problem-of-quality-by-sudeep-dasgupta/>, Zugriff am 24.02.2016.
- Gill, R. (2016). Postfeministische Medienkultur. Elemente einer Sensibilität. In: Peters, K. & Seier, A. (Hg.), *Gender&Medien-Reader*. Berlin & Zürich, S. 541-556.
- Heilmann, A. (2015). Männlichkeit im Reproduktionsdilemma? Sozial- und zeitdiagnostische Perspektiven von Krisenanalysen. In: Heilmann, A., Jähner, G., Schnicke, F., Schönwetter, C. & Vollhardt,

- M. (Hg.), *Männlichkeit und Reproduktion*. Zum gesellschaftlichen Ort historischer und aktueller Männlichkeitsproduktionen. Wiesbaden, S. 99-116.
- Jäger, M. & Jäger, S. (2007). Diskurs als „Fluss von Wissen durch die Zeit“. Ein transdisziplinäres politisches Konzept zur Deutung gesellschaftlicher Wirklichkeit. In: Jäger, M. & Jäger, S. (Hg.), *Deutungskämpfe*. Theorie und Praxis Kritischer Diskursanalyse. Wiesbaden, S. 15-37.
- Jenner, M. (2014). Is this TVIV? On Netflix, TVIII and binge-watching. In: *New Media & Society*, S. 1-17.
- Kember, S. & Zylińska, J. (2012). *Life after New Media*. Mediation as a Vital Process. Cambridge, MA.
- Lawson, M. (2006). *Are you sitting comfortably?* London. Abgerufen von <http://www.theguardian.com/film/2006/nov/02/television>, Zugriff am 24.04.2016.
- Levine, E. & Newman, M. Z. (2012a). Fernsehbilder und das Bild des Fernsehens. In: *montage AV*. Zeitschrift für Theorie und Geschichte audiovisueller Kommunikation, 21 (1), S. 11-40.
- Levine, E. & Newman, M. Z. (2012b). *Legitimizing Television*. Media Convergence and Cultural Status. New York.
- Mantel, U. (2014). *Maxx startet neue Kampagne „Du hast die Macht“*. Köln. Abgerufen von http://www.dwdl.de/nachrichten/47359/maxx_startet_neue_kampagne_du_hast_die_macht/, Zugriff am 28.04.2016.
- Michael, M. (2000). *Reconnecting Culture, Technology and Nature*. From society to heterogeneity. London & New York.
- Modleski, T. (2001). Die Rhythmen der Rezeption. Daytime-Fernsehen und Hausarbeit. In: Adelman, R., Hesse, J.-O., Keilbach, J., Stauff, M. & Thiele, M. (Hg.), *Grundlagentexte zur Fernsehwissenschaft*. Konstanz, S. 376-387.
- Paperlein, J. (2013). *Kein Protest gegen Logo-Plagiat von Pro Sieben Maxx*. Frankfurt a. M.. Abgerufen von <http://www.horizont.net/medien/nachrichten/Dmax-Kein-Protest-gegen-Logo-Plagiat-von-Pro-Sieben-Maxx-115740>, Zugriff am 25.06.2016
- Preciado, Paul B./Beatriz (2016). Die Playboy-Villa. Die Erfindung des multimedialen Bordells. In: Peters, K. & Seier, A. (Hg.), *Gender&Medien-Reader*. Berlin & Zürich, S. 385-407.
- Rothmund, K. (2013). *Komplexe Welten*. Narrative Strategien in US-amerikanischen Fernsehserien. Berlin.
- Rothöhler, S. (2014). Content in Serie. Filmkolumne. In: *Merkur*. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken, 68 (3), S. S.231-235.
- Seier, A. (2007). *Remediatisierung*. Die performative Konstitution von Gender und Medien. Berlin.
- Spigel, L. (1992). *Make Room for TV*. Television and the Family Ideal in Postwar America. Chicago.
- Strangelove, M. (2015). *Post-TV*. Piracy, Cord-Cutting, and the Future of Television. Toronto.
- Sulzenbacher, S. (2016). Programmdirektoren ihrer Selbst. Zum vergeschlechtlichten Partizipations(an)gebot des House of Cards-Binge-Events. In: *under.docs-Tagungsband*. Wien (im Erscheinen).
- Traue, B. (2013). Visuelle Diskursanalyse. Ein programmatischer Vorschlag zur Untersuchung von Sicht- und Sagbarkeiten im Medienwandel. In: *Zeitschrift für Diskursforschung*, 1 (2), S.117-136.
- Vedder, Ulrike (2015). Reproduktion in Gefahr. Männliche Junggesellen in Literatur und Wissenschaften des 19. Jahrhunderts. In: Heilmann, A., Jähnert, G., Schnicke, F., Schönwetter, C. & Vollhardt, M. (Hg.), *Männlichkeit und Reproduktion*. Zum gesellschaftlichen Ort historischer und aktueller Männlichkeitsproduktionen. Wiesbaden, S. 43-58.
- von Harpen, J. (2014). *binge watching*. Lexikon der Filmbegriffe. Abgerufen von <http://filmlexikon.uni-kiel.de/index.php?action=lexikon&tag=det&id=8498>, Zugriff am 29.05.2016
- Williams, R. (2000). Programmstruktur als Sequenz oder flow. In: Adelman, R., Hesse, J.-O., Keilbach, J., Stauff, M. & Thiele, M. (Hg.), *Grundlagentexte zur Fernsehwissenschaft*. Konstanz, S. 33-43.
- Zimmer, B. (2013). *Keeping a Watch on „Binge-Watching“*. New York. Abgerufen von <https://www.vocabulary.com/articles/wordroutes/keeping-a-watch-on-binge-watching/>, Zugriff am 25.04.2016.

Stefan SULZENBACHER

Mag., hat Theater-, Film- und Medienwissenschaft (tfm) und Politikwissenschaft an der Universität Wien studiert. Das tfm-Studium schloss er mit einer Diplomarbeit zu Männlichkeitskonstruktionen im Spielfilm und in filmischen Paratexten ab. Seit Mai 2015 ist er Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (DOC) und in diesem Rahmen Projektmitarbeiter am tfm-Institut. Seine Forschungsinteressen umfassen Diskurs- und Dispositivanalyse, (mediale) Gouvernementalitätsstudien, Fernsehwissenschaft sowie Gender-Theorien mit Fokus auf Ansätzen kritischer Männlichkeitsforschung.

Aktuelle Publikationen:

gemeinsam mit Stefan Schweigler: Television Expanded & die Popularisierung politischer Narrative. In: *Politix*, 2016 (1), S.29-34.

Nachwuchsförderpreis der FG Kommunikationsgeschichte der DGPK: Preisträger Dissertation

Erik Koenen wurde für seine Dissertation 2016 mit dem zum dritten Mal vergebenen Nachwuchsförderpreis der Fachgruppe Kommunikationsgeschichte der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft ausgezeichnet. Dieser Beitrag stellt die Dissertation in ihrer Konzeption sowie zentrale Resultate vor.

Erich Everth – Wissenstransformationen zwischen journalistischer Praxis und Zeitungskunde¹

Biographische und fachhistorische Untersuchungen

Erik Koenen
Universität Bremen

Abstract

Gegenstand und Thema der in dem Beitrag präsentierten Dissertation sind biographische und fachhistorische Untersuchungen zu dem Journalisten und Zeitungskundler Erich Everth (1878-1934). Als erste umfassende wissenschaftliche Biographie zu Everth schließt die Promotionsschrift eine markante Forschungslücke in der disziplinären Frühgeschichte der Kommunikationswissenschaft. Denn trotz der exponierten Position, die Everth von 1926 bis 1933 in Leipzig als deutschlandweit erster und einziger ordentlicher Professor für Zeitungskunde einnahm, sind sowohl seine Lebensgeschichte wie seine wissenschaftlichen Leistungen nur marginal erforscht und dem Fachgedächtnis der Kommunikationswissenschaft weitgehend entschwunden. Nach wie vor hochaktuell und modern ist Everth durch seine originäre Idee, die Zeitungskunde als interdisziplinäre Integrationswissenschaft mit dem expliziten Erkenntnisfokus auf „Öffentliche Kommunikation“ zu entwerfen, womit er im Kern den fachpolitischen Diskussionen im Zusammenhang mit der sogenannten sozialwissenschaftlichen Wende der Kommunikationswissenschaft in den 1960er- und -70er Jahren vorgriff.

Im Mittelpunkt der in diesem Beitrag vorgestellten Dissertation steht der langjährige Journalist und Zeitungskundler Erich Everth, geboren 1878 in Berlin, gestorben 1934 in Leipzig. Everth hatte von 1926 bis 1933 den ersten Lehrstuhl für Zeitungskunde in Leipzig inne. Aus dieser äußerst exponierten fachrelevanten Position heraus, die er in

diesem Zeitraum mit der deutschlandweit zugleich einzigen ordentlichen Professur dieses Fachs und als Direktor des seinerzeit größten Fachinstituts einnahm, hat er erstmals eine disziplinäre, kognitive und soziale Identität stiftende Fachperspektive für die damals gerade einmal ein Jahrzehnt junge Disziplin Zeitungskunde entwickelt. Sieht man

¹ Der Beitrag basiert auf der im September 2014 an der Fakultät für Sozialwissenschaften und Philosophie der Univer-

sität Leipzig eingereichten und am 30. Juni 2015 erfolgreich verteidigten Promotionsschrift des Verfassers.

vom Materialobjekt „Presse“ ab, das nicht mehr als eine gegenständliche Gemeinsamkeit des Fachs definierte, existierte bis dato kein gemeinsames und identitätsstiftendes Formalobjekt. Genau dieses Defizit zu beheben, stellte Everth ins Zentrum seiner Fachkonzeption und seines zeitungskundlichen Wirkens. Den Journalismus in seiner sozialen Funktion als Vermittler zwischen Gesellschaft und Öffentlichkeit zu sehen, war seine originäre theoretische Anregung für eine problemorientierte Bündelung des materialen Gegenstandsfeldes, das die Presse markierte. Entsprechend charakterisierte er die Zeitung nicht mehr als materiale, sondern (angelehnt an die Formensoziologie Georg Simmels und funktionalistische Denkprinzipien) als soziale Form, die mit ihrer gesellschaftlichen Mit- und Umwelt in stetiger Wechselwirkung steht. Zeitungskommunikation sah er so als ein dynamisches, durchgehend interdependentes, eminent soziales Geschehen zwischen Journalist und Publikum, das als wechselseitiger Prozess öffentlicher Vermittlung kontinuierlich auf gesamtgesellschaftlich relevante Kommunikations- und Orientierungsbedürfnisse referiert. Wie wohl kein anderer Zeitungskundler seiner Zeit steht Everth mit diesem Fachkonzept sowie der darauf gründenden Formtheorie der Zeitung, wie er sie Rahmen seiner Zeitungskunde entfaltete, für jene entscheidende zweite Phase in der Genese der Zeitungskunde als Wissenschaft, die Stefanie Averbek und Arnulf Kutsch als Definitionsphase bezeichnet haben:

„Die Zeitungswissenschaft vollzieht zwischen 1925 und 1933 [...] einen qualitativen Erkenntnisprung. Als exklusives Problem werden öffentliche Kommunikation und ihre sozialen Bedingungen definiert.“
(Averbek & Kutsch, 2000, S. 60)

Hintergrund dieses originellen zeitungskundlichen Fach- und Theorieprogramms war das in vierzehn Jahren journalistischer Berufstätigkeit gesammelte pressepraktische Erfahrungswissen, das Everth zum erkenntnisleitenden Reflexionskontext seiner Zeitungskunde erhob. Er zählt damit zu den in der Gründungsphase der Zeitungskunde recht zahlreichen Fachvertretern, die als Praktiker in der Wissenschaft reüssierten. Ein Großteil derer, die das Forschungsfeld Journalismus, Presse, Öffentlichkeit für sich entdeckten und in der Folge wissenschaftlicher Erkenntnis zugänglich machten, wechselten entweder direkt vom journalistischen Beruf in die Zeitungskunde oder hatten dabei zumindest so Einiges an Erfahrung in diesem Metier

im Gepäck. Kurt Koszyk hat die „enge Verbindung mit der Pressepraxis“ (1997, S. 31) sogar als ein wesentliches Strukturmerkmal in der Konstituierungsphase des neuen Fachs bezeichnet. Solchermaßen liegt der Dissertation die übergreifende erkenntnisleitende These zugrunde, dass der Konnex zwischen beruflichen Kommunikator-Erfahrungen und der reflexiven zeitungskundlichen Verwissenschaftlichung solcher Praxis-Erfahrungen eine spezifische, bislang jedoch disziplingeschichtlich nicht systematisch erforschte, intellektuelle Wurzel der Zeitungskunde bildet.

Am Beispiel Everths wird in der Dissertation genau diesen disziplingeschichtlich-systematisch kaum erörterten komplexen Relationen und Wissenstransformationen zwischen journalistischer Praxis und Zeitungskunde explizit nachgegangen. Dabei wird gezeigt, dass seine pressepraktischen Erfahrungen eine genuine Sicht auf das komplexe Wechselverhältnis von Gesellschaft, Presse und Öffentlichkeit implizierten, die er dann reflexiv in den zeitungskundlichen Verwissenschaftlichungsprozess einbrachte und die in Wissenschaftswissen übersetzt seine zeitungskundliche Theoriebildung orientierten. Seine funktionale Vorstellung von den Vermittlungsleistungen der Presse in einer pluralen Öffentlichkeit verweisen hierbei insbesondere auf den spezifischen journalistischen Erfahrungsraum des politischen Journalismus der Weimarer Republik, in dem er bis zu seinem Wechsel in die Wissenschaft in durchweg herausragenden und prestigeträchtigen Positionen tätig war. Vor dem Hintergrund dieser Erfahrungen interessierte er sich seiner Zeitungstheorie vorzugsweise für die Grundfrage des gesellschaftlichen Funktionszusammenhangs öffentlicher Kommunikation sowie die Formen und Strukturen von Journalismus, Presse und Öffentlichkeit.

Die folgende Darstellung gliedert sich in vier Punkte: Nach einer *biographischen Orientierung über Erich Everth* werden *Erkenntnisinteresse und Methode* der Forschungen erläutert sowie die verwendeten *Quellen* und *zentrale Resultate* der Dissertation vorgestellt.

Erich Everth: biographische Orientierung

Erich Everth, am 3. Juli 1878 in Berlin geboren, begann nach dem Abitur 1898 an der Berliner Friedrich-Wilhelms-Universität zunächst ein Studium der Philosophie und Rechtswissenschaft.

Wenig später wechselte er die Fächerkombination und widmete sich fortan seinem eigentlichen Interessengebiet: der Kunstwissenschaft. Einflussreichster Lehrer wurde für ihn der Kunsthistoriker und Philosoph Max Dessoir, der zu dieser Zeit sein groß angelegtes Erkenntnisprogramm einer „Ästhetik und Allgemeinen Kunstwissenschaft“ konzipierte. Angeregt von Dessoir konzentrierte sich Everth zunehmend auf ästhetisch-kunstphilosophische Fragen. 1908 reichte er auf x Dessoirs an der Universität Leipzig eine Dissertation zu diesem Forschungsgebiet ein. Gutachter waren die im kunstwissenschaftlichen Diskurs wohletablierten Leipziger Professoren August Schmarsow und Johannes Volkelt. 1909 erwarb er für seine Studie *Der Bildrahmen als ästhetischer Ausdruck von Schutzfunktionen* die Doktorwürde. Mit der Promotionsurkunde war das Thema Kunstwissenschaft für Everth aber noch nicht abgeschlossen. Gleich nach der Promotion entwickelte er ein kontinuierliches fachpublizistisches Wirken zu Gegenständen und Problemen der Ästhetik, Kunst und Literatur und er wollte sich mit einer Habilitation in Kunstwissenschaft auch akademisch weiterqualifizieren – ein Versuch, der jedoch aus finanziellen Gründen scheiterte.

Gezwungenermaßen wechselte Everth in den Journalismus als Beruf und startete aus der Verlegenheit des Broterwerbs heraus eine langjährige journalistische Karriere. Die begann 1912 bei der in Essen erscheinenden *Rheinisch-Westfälischen Zeitung*, wo er ein halbes Jahr als Feuilletonredakteur arbeitete und sich so erst einmal das grundlegende journalistische Handwerkszeug zulegte. 1913 ging er wieder nach Berlin und wurde Hauptstadtkorrespondent der *Magdeburgischen Zeitung*. Mit Kriegsbeginn meldete er sich im August 1914 freiwillig und wurde als Soldat an der Ostfront eingesetzt. Kurz darauf verwundet, versah er seinen weiteren Dienst in der Militärverwaltung Ober-Ost. Erst in Kowno, später in Warschau war er hier als Referent und Zensor in der Presseverwaltung für die besetzten Gebiete tätig. 1917 nahm er seine unterbrochene journalistische Tätigkeit wieder auf.

Im Rückblick gesehen setzte nun eine berufliche Konsolidierungsphase ein, in deren abwechslungsreichen Verlauf Everth nicht nur in immer verantwortungreicheren Positionen wirksam wurde, sondern sich zugleich einen festen Platz im Qualitätsjournalismus der Weimarer Republik erarbeitete. Im Herbst 1917 übernahm er

zunächst den Posten des Hauptschriftleiters und politischen Redakteurs des renommierten *Leipziger Tageblatts*. Drei Jahre später kehrte er wieder nach Berlin zurück und baute dort die Hauptstadtreaktion des *Leipziger Tageblatts* auf, die er dann auch leitete. Parallel schrieb er Leitartikel für die reichsweit gelesene *Vossische Zeitung*. 1923 wurde er Chef des Ressorts Kultur bei der *Deutschen Allgemeinen Zeitung* und 1924 wechselte er ein letztes Mal den Redakteurssessel und wurde Wiener Korrespondent für das *Berliner Tageblatt*.

Wie bei dem Schritt in den Journalismus war Everth auch in der Zeitungskunde ein Quereinsteiger. Als er sich im Sommer 1926 kurzerhand für den gerade eingerichteten Leipziger Lehrstuhl für Zeitungskunde bewarb, konnte er in seinem Lebenslauf zwar auf ein geisteswissenschaftliches Studium, die intensive publizistische Beschäftigung mit kunst- und literaturwissenschaftlichen Stoffen sowie eine langjährige journalistische Praxis verweisen, einzig mit zeitungskundlichen Themen und Problemen oder auch bloß journalistischen Berufs- und Standesfragen war er, wie er selbst zugeben musste, lediglich am Rande in Berührung gekommen. Insofern war die Überraschung in der Fachwelt geradezu vorprogrammiert, als öffentlich wurde, dass er dennoch den Ruf bekommt und Nachfolger des unermüdlischen Nestors der Zeitungskunde Karl Bücher wird.

Von daher waren auch die Erwartungen an den Nurpraktiker anfangs nicht besonders groß. Everths Berufung wertete man in journalistischen und wissenschaftlichen Kreisen vor allem als Stärkung der praktizistischen Richtung in der Zeitungskunde, für die das Fach vor allem als Dienstleister in der Journalistenausbildung fungierte. So sorgten wohl die ersten Schritte, die er nach seinem Amtsantritt tat, abermals für Überraschung. Anders als erwartet, zeigte sich Everth schon in seiner im Spätherbst 1926 gehaltenen Antrittsvorlesung *Zeitungskunde und Universität* (1927) nicht nur als Kenner des zeitungskundlichen Ist-Zustands, sondern auch als jemand, der sehr genaue Vorstellungen von der künftigen Entwicklung des Fachs hatte. Und für diese brauchte es seiner Meinung nach vor allem eine exklusive Fachperspektive sowie vermehrte zeitungskundliche Forschung und Theoriebildung. In einem ersten Schritt definierte er das Leipziger Institut vom journalistischen Ausbildungs- zum Forschungsinstitut um. Er erkannte klar, dass man

sich bei dem akademischen Status, den die Leipziger Zeitungskunde mit eigenem Institut, ordentlicher Professur sowie dem Promotionsrecht mittlerweile erreicht hatte, nicht mehr allein auf die Funktion eines berufsvorbereitendes Begleitstudiums für alle diejenigen beschränken konnte, die in die Welt von Journalismus, Presse, Öffentlichkeit strebten, sondern sich vor allem durch wissenschaftliche Leistungen Respekt verschaffen musste – und wies in dem neuverfassten Leipziger Studienführer auch die zukünftigen Studierenden deutlich auf den anstehenden Prioritätenwechsel von Theorie und Praxis hin:

„Ein Fach für Journalistik gibt es an der Universität Leipzig nicht, es gibt nur das Fach der Zeitungskunde. Vorbildung künftiger Journalisten und Zeitungskunde sind nicht dasselbe, die beiden Kreise schneiden sich nur, sie decken sich nicht.“

(Everth, 1928, S. 3)

Everth selbst maß sich an diesem Anspruch zuallererst. Von der Ignoranz seiner zeitungskundlichen Kollegen eher unbeeindruckt, nahm er Stück für Stück das ambitionierte Erkenntnisprogramm in Angriff, das er in seiner Antrittsvorlesung präsentiert hatte, kümmerte sich erst um die Frage der kognitiven Identitätsfindung und des fachlichen Selbstverständnisses, und konzentrierte seine theoretischen Überlegungen dann in den folgenden Jahren auf genau diejenigen Forschungsfelder, die er schon bei seinem Amtsantritt benannt und als weitgehend brachliegend identifiziert hatte: die Ethik des journalistischen Berufs, die Soziologie der Presse sowie die Theorie der Formen und des Wandels von Zeitung und Öffentlichkeit. Insgesamt veröffentlichte er zu diesen Forschungsthemen in den etwas mehr als sechs Jahren seines zeitungskundlichen Wirkens über ein Dutzend Beiträge in einschlägigen Fachzeitschriften – ein Output, der wohl den Vergleich mit der oberen Liga heutiger Wissenschaftsproduzenten im Fach keineswegs zu scheuen braucht. Noch dazu, wenn man seine 1931 publizierte fünfhundert Seiten starke Monografie *Die Öffentlichkeit in der Außenpolitik von Karl V. bis Napoleon* hinzunimmt, in der er seine Öffentlichkeitstheorie mit historischem Quellenmaterial systematisch durchspielte. Schließlich vertiefte er die von ihm gesetzten Forschungsschwerpunkte in der Lehre und betreute mit großem Engagement knapp sechzig zeitungskundliche Dissertationen.

Kurz nach der nationalsozialistischen Machtübernahme wurde Everths zeitungskundliches Wirken radikal abgebrochen. Nach einem engagierten Vortrag über die Pressefreiheit auf dem Mitte Februar 1933 in Berlin veranstalteten Kongress *Das Freie Wort*, der einzigen öffentlichen Protestkundgebung gegen das sich gerade konstituierende NS-Regime, wurde er erst beurlaubt und in der Folge monatelang mit politischen Ermittlungen schikaniert. Schwer erkrankt sah er sich im Spätsommer 1933 zu seiner Emeritierung gezwungen. Wenige Monate später starb er am 22. Juni 1934 in Leipzig.

Erkenntnisperspektive und Methode: Pressepraxis als Kontext und Wissensressource zeitungskundlicher Theoriebildung

Um die praktischen Kontexte und Wissensressourcen der zeitungskundlichen Theoriebildung Erich Everths systematisch zu explizieren, ist die Konzeption der Untersuchungen notwendig kommunikations- und wissenschaftshistorisch dimensioniert. D.h., sein Leben und seine beruflichen Tätigkeiten in Journalismus und Zeitungskunde werden aus zwei miteinander verschränkten Perspektiven in den Blick genommen und erarbeitet: (1.) wird entlang der Stationen der journalistischen Karriere die Kommunikatorbiographie Everths dargestellt und dokumentiert; (2.) wird mit dem Fokus auf das originelle zeitungskundliche Fach- und Theorieprogramm die Wissenschaftlerbiographie Everths erschlossen und rekonstruiert.

Methodisch wechselseitig verknüpft sind beide Dimensionen durch das Konzept der „kontextualisierten Wissenschaftlerbiographik“, die, so Margit Szöllösi-Janze, nach den „Koordinaten menschlichen Handelns fragt“ und so „im individuellen Protagonisten die vielfältigen Dimensionen einfängt, die Wissenschaft haben kann“ (2000, S. 20, 29f). Nach diesem wissenschaftssoziologisch begründeten Konzept wird Wissenschaft als „sozialer Prozess“ begriffen, dessen komplexe „Bedingungs- und Wirkungszusammenhänge“ (ebd., S. 20) in den Lebensgeschichten von Wissenschaftlern kumulieren. Kontextualisierte Wissenschaftlerbiographien sind damit eine recht elegante Variante eines Mikro-Makro-Links, die ab initio Handeln und Strukturen als Kontext integrieren und zusammenführen. Erklärendes Leitmotiv ist nicht die auf Person

und Werk zentrierte Erfolgsstory des genialen Gelehrten. Vielmehr fokussieren kontextualisierte Wissenschaftlerbiographien die historisch, gesellschaftlich und lebensgeschichtlich vorstrukturierten Handlungs- und Gestaltungspielräume sowie die Kontexte und Strukturen von Wissenschaft, um vor der Folie von Lebensgeschichte und wissenschaftlichem Wirken systematisch fach-, theorie- und wissenschaftshistorische Problemstellungen zu bearbeiten und zu diskutieren. Zu einer entsprechenden Einschätzung des hohen wissenschaftshistorischen Erkenntnisgewinns kontextualisierter Wissenschaftlerbiographien kommen Stefanie Averbeck und Arnulf Kutsch in ihrer fachhistorischen Forschungssystematik. Gerade in den Fachvertretern und ihren Lebensgeschichten, so Averbeck und Kutsch,

„zeigt sich die Verschränkung von Ideen- und Sozialgestalt der Zeitungswissenschaft, vermittelt insbesondere über die ‚Motivation‘ (Normen/Werte, Erkenntnisperspektiven und deren Provenienz) der Forschenden, in hohem Maße.“
(2000, S. 57)

Modelliert und operationalisiert wird das Konzept der kontextualisierten Wissenschaftlerbiographie nach Hans L. Zetterberg (1962) auf der Grundlage „deskriptiver Schemata“, die als komplexe Analyse- und Kategorienraster den Forschungsgegenstand und seine Dimensionen differenziert beschreiben und damit den gesamten Forschungsprozess systematisch organisieren und intersubjektiv nachvollziehbar und transparent machen. Vergleichbar der Methodik qualitativer Inhaltsanalysen steuern und strukturieren die entwickelten deskriptiven Schemata als multidimensionale heuristische Forschungsinstrumente den Prozess der hermeneutisch-verstehenden Quellenauswertung und -interpretation und die Rekonstruktion der Kommunikator- und Wissenschaftlerbiographie Everths. In dieser Weise werden mithilfe der Schemata die Felder und die Qualität der Praxiserfahrungen Everths als Kommunikator systematisch aufgeschlüsselt und im Zusammenhang seiner wissenschaftlichen Tätigkeit als Zeitungskundler als besondere externe Wissensressourcen interpretiert.

Quellen

Schaut man auf die vielfältigen Quellengattungen, die im Rahmen biographisch-fachhistorischer Forschung üblicherweise herangezogen werden, so (auto-)biographische Materialien wie Briefe,

Memoiren oder Tagebücher, so muss die Quellenlage in dieser Hinsicht im Falle Erich Everths im Großen und Ganzen als defizitär gekennzeichnet werden. Ein Personennachlass oder Nachlasssplitter zu einzelnen Stationen seines Lebens sind ebenso wenig überliefert wie er selbst über sein Leben und Werk keinerlei autobiographische Rechenschaft legte. So bleibt wohl, auch wenn verschiedene, in unterschiedlichsten Zusammenhängen verfasste Lebensläufe oder Personalartikel wenigstens die wichtigsten biographischen Daten liefern und en passant auch so manche Handlungsmotivation und so manches Schlüsselerlebnis offenlegen, das meiste über seine Person für immer im Dunkeln.

Wichtigstes Quellenreservoir sind daher die im Zusammenhang seines journalistisch-publizistischen und seines zeitungskundlichen Wirkens publizierten Texte, die mittels einer bibliographischen Vollerhebung erstmals systematisch recherchiert und ausgewertet wurden. Auf diese Weise fanden sich in zahlreichen seiner journalistischen Texte auch Hinweise zu seinen Erfahrungen, seiner Tätigkeit und seiner Rolle im Spannungsfeld von Journalismus, Presse und Öffentlichkeit und ließ sich sogar die eine oder andere Passage zu den persönlichen Lebensumständen und zum Presseberuf entdecken. Über den professionellen Erfahrungsraum seiner journalistischen Karriere hinaus machen sie dabei auf jenes durch die Pressepraxis vermittelte Erfahrungswissen aufmerksam, das als leitend für sein zeitungskundliches Wirken angenommen wird.

Dank der institutionellen Überlieferung stellt sich die Quellensituation in der wissenschaftsbiographischen Dimension vielversprechender dar. Für die Rekonstruktion der Wissenschaftlerbiographie Everths kann auf verschiedene Primärquellen zurückgegriffen werden, die es erlauben, auch hinter die textlich überlieferte Wissensproduktion zu schauen. So liefern die Instituts- und Personalakten, die im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden und im Universitätsarchiv Leipzig überliefert sind, reichhaltige Einblicke in das Berufungsverfahren und damit in die institutionellen Hintergründe seines Feldwechsel vom Journalismus in die Wissenschaft sowie seine Motive für diesen Wechsel. Überdies geben sie einen facettenreichen Einblick in seinen wissenschaftlichen Karrierestart und vermitteln wichtige Einsichten in die Grundmotive seines Wissenschaftsverständnisses, seine wissenschaftliche Handlungsbasis und seine

wissenschaftsorganisatorischen Vorstellungen, die sich so nicht in seinen wissenschaftlichen Texten finden lassen. Und sie ermöglichen es auch, seinem nach der nationalsozialistischen Machtübernahme politisch vorangetriebenen Karriereende nachzugehen. Mithilfe seiner textlichen Wissensproduktion lässt sich schließlich der Genese seines zeitungskundlichen Erkenntnisprogramms sowie dessen Umsetzung in Grundlagenforschung und Theoriebildung nachspüren. Seine erhalten gebliebenen Vorlesungsmanuskripte, die im Universitätsarchiv Leipzig archivierten Promotionsakten seiner Doktorkandidaten sowie zeitgenössische Fachkritiken, Rezensionen und Zitationen sind wichtige Quellen, um zuletzt die Rezeption seiner Zeitungskunde nachzuzeichnen.

Resultate

Zur Beantwortung der Leitthese der Untersuchungen nach den Relationen und Wissenstransformationen zwischen journalistischer Praxis und Zeitungskunde werden die pressepraktischen Erfahrungen Erich Everths zunächst als besondere Wissenschaftler- und Wissensressource der Zeitungskunde interpretiert. Dabei rückt Everth als Repräsentant des Wissenschaftlertypus des erfahrenen Praktikers bzw. Praktikergelehrten in den Fokus, der gerade in der Gründungsphase der Zeitungskunde besonders gute Chancen hatte, auf entsprechende Professuren berufen zu werden. Weil es ebenso an Fachkräften fehlte wie die Normen für zeitungskundliche Berufungen noch strittig waren, reichten ausgewiesene journalistisch-publizistische Erfahrung, Exzellenz und Prominenz als dem wissenschaftlichen Feld eigentlich zwar fremde, aber immerhin doch gegenstandsaffine hochwertige Ressourcen, um die sonst hohen Hürden der Berufungsfähigkeit zu überspringen. Zusätzlich stimuliert durch einen praxisorientierten Strukturwandel der Wissenschaft wurden so auch Everths Erfahrungswissen und professionelle Expertise zeitgenössisch als hoch nachgefragte wissenschaftliche Ressourcen gewertet, die ihm seinen ungewöhnlichen Feldwechsel vom Journalismus in die Zeitungskunde ermöglichten.

Umgekehrt offerierte Everth originell wie geschickt sein reichhaltiges Praxiswissen als originäre zeitungskundliche Wissensressource. Um aus der Konkurrenz hervorstechen, betonte er den ansehnlichen Umfang wie die hohe Qualität und zeitungskundliche Relevanz seiner durch ein lang-

jähriges, reichhaltiges und wechselhaftes Berufsleben vermittelten pressepraktischen Erfahrungen. Zugleich konstatierte er für das Fach Zeitungskunde ein grundsätzliches Missverhältnis zwischen praktischen Sichten und Theorie. In dieser Weise betrachtete er Erfahrung als Voraussetzung eines originären Wissenstransfermodus zwischen Praxis und Wissenschaft, bei dem er den Praktiker klar im Vorteil sah:

„Der Nichtpraktiker muß vieles von außen erfassen und mit Mühe heranholen, was der Praktiker unmittelbar, von innen her, ergreifen kann.“

(Everth, 1927a, S. 50)

Erst der Rückbezug der Theorie zur Praxis, so Everth, garantiere der Zeitungskunde eine gegenstandsadäquate theoretische Durchdringung des Wechselspiels von Journalismus, Presse und Öffentlichkeit. Im Gegensatz zum reinen Buchgelehrten speiste sich für Everth der Erkenntniszugang des Praktikergelehrten zur Realität der Zeitung aus der im wahrsten Sinne elementar und „am eigenen Leibe erfahrenen“ (Everth, 1926, S. 9), besonderen lebensweltlichen Nähe zu diesem modernen gesellschaftlichen Wissensfeld. Qua seiner inkorporierten Erfahrungen war der Praktikergelehrte so der Garant dafür, jene „unlösliche Verquickung“ der Zeitung mit dem modernen Leben einzufangen, die er als oberste Erkenntnisprämisse seiner Zeitungskunde setzte:

„Die Zeitung steht, wenn irgend etwas, mitten im Leben, und auch die theoretische Betrachtung darf sie daher nicht isolieren, sondern tut gut, sie mit Erscheinungen des gleichen Zeitalters zusammen zu stellen“, sie „in das geistige Leben unserer Zeit hineinzustellen und die Verbindungsfäden aufzuzeigen, die nach allen Seiten gehen.“

(Everth, 1927b, S. 10, 13)

Kurzum: Für Everth war es der Praktikergelehrte, der, mitten aus dem Leben kommend, als kritische Instanz permanent die notwendige Verbindung zwischen Theorie und Wirklichkeit evaluierte und somit überprüfen konnte, wie sich Theoriewissen zur Praxis verhält, ob und wo es differenziert, erweitert oder sogar modifiziert werden muss.

In dem zeitungskundlichen Erkenntnisprogramm, das Everth in der Folge entwickelte,

trat die Praxisrhetorik, mit der er sich im Berufungsverfahren erst einmal durchgesetzt und als Praktikergelehrter in das Fach eingeführt hatte, erst einmal in den Hintergrund. Er war wissenschaftlicher Kopf genug, um sehr rasch erkannt zu haben, dass allein der Verweis auf eine praxis-kontextuierte und -reflexive Zeitungskunde, die der von ihm zurecht konstatierten mangelnden Synchronisation von Theorie und Praxis in der bisherigen zeitungskundlichen Wissensproduktion geschuldet war, entsprechend der Spielregeln, die an der Universität herrschten, wissenschaftlich abzusichern und zu begründen war. Zu monieren, dass Journalismus, Presse und Öffentlichkeit ohne praktische Erfahrung und mit dem bisherigen methodischen und theoretischen Handwerkszeug, über das die Zeitungskunde verfügte, wissenschaftlich eher schlecht als recht erforscht werde, war eine Sache, dies dann in ein begründetes, wissenschaftlich akzeptables, systematisches Erkenntnisprogramm zu überführen, um den Prinzipien der Wissenschaft gemäß praktische Erfahrungen wissenschaftskompatibel zu machen, eine andere. Gegenstandsbezogenheit und Problemorientierung, Gültigkeit, Objektivität, Sachlichkeit, Wahrheit, Werturteilsfreiheit waren die Wissenschaftskriterien, die Everth mobilisierte, um seine praxiskonnotierte Erkenntnishaltung epistemologisch zu akzentuieren und in ein übergreifendes wissenschaftliches Ethos zu überführen. Dieses Ethos, mit dem Everth seinen Hintergrund als Praktikergelehrter geschickt mit den Erwartungen des wissenschaftlichen Feldes tarierte, war das eines modernen Fachwissenschaftlers, womit er zugleich der zeitgenössisch nachhaltigen Professionalisierung und disziplinären Spezialisierung von Wissenschaft Rechnung trug, wie sie zeitgenössisch prominent Max Weber in seiner Wissenschaftslehre herausgearbeitet hat. „Man nützt auch der Presse am meisten“, so übersetzte Everth die Prämissen moderner Wissenschaftlichkeit prägnant für das Fach, das er vertrat, „wenn man nicht allein Wissenschaft für sie, sondern auch von ihr treibt“: „Und je unparteiischer, je objektiver das geschieht, desto besser nicht allein für die Wissenschaft, auch für die Presse“ (Everth, 1926, S. 9).

Hinter der Fokussierung Everths auf die Frage der fachwissenschaftlichen Grundlegung der Zeitungskunde, die er in seinen fachpolitischen Texten in den Mittelpunkt rückte, steckte freilich noch ein weiterer Grund, der seine Ursache insbesondere in dem kümmerlichen kognitiven

Status der Zeitungskunde als Wissenschaft hatte. Je mehr und je intensiver sich Everth in den zeitungskundlichen Wissensstand seiner Zeit einarbeitete, umso bewusster wurde ihm, dass es dem Fach an dem Nötigsten fehlte, um überhaupt wissenschaftlich debatten-, konkurrenz- und anschlussfähig zu sein. Für ihn präsentierte sich das akademische Feld Zeitungskunde als ein wissenschaftlicher Flickenteppich, ein von allen möglichen Seiten und mit allen möglichen Mitteln bearbeitetes und erschlossenes und in der Summe so eben nicht mehr als eklektizistisch summiertes Stoffgebiet.

Punkt für Punkt versuchte Everth dieses Problem zu lösen, indem er die Zeitungskunde systematisch als eine Fachwissenschaft durchbuchstabierte. Dabei ging es darum, Grundlagen, Normen und Regeln der Fachlichkeit der Zeitungskunde zu explizieren, die so etwas wie einen Grundnenner des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses bildeten und Erkenntnisprozesse strukturierten. Mit Verweis auf den charakteristischen multidisziplinären Entstehungszusammenhang der Zeitungskunde konzipierte Everth in der Folge Zeitungskunde als eine interdisziplinäre Integrationswissenschaft, die weder isoliert noch mit einer einzigen Methode betrieben werden kann, sondern sich vielmehr interdisziplinär den Erkenntnissen und Methoden der verschiedensten Wissenschaften öffnen und diese jeweils gegenstandsadäquat für die Erkenntnisgewinnung heranziehen sollte. Treffend bezeichnete er die Presse als „Komplex und Prozeß“ (Everth, 1927b, S. 6), die immer nur in Relation zu anderen Faktoren moderner Lebenswelt gedacht und erforscht werden könne. Die Presse sei zutiefst im gesellschaftlichen Leben der Zeit eingebettet und dieser Gesichtspunkt fordere von der Zeitungskunde geradezu, eine in diesem Sinne übergreifende formale Erkenntnisperspektive der Zeitungskunde zu verfolgen.

Kontextuiert und nun abgesichert durch die fachkonzeptionellen Überlegungen zur epistemologisch-fachwissenschaftlichen Grundierung und Methodologie der Zeitungskunde kam in diesem Zusammenhang auch wieder die originelle praxiskonnotierte und -reflexive Erkenntnishaltung ins Spiel, wie sie Everth in der Übertrittsphase von der journalistischen Praxis zur Zeitungskunde wiederholt erörtert hatte. Erfahrung bezog sich nun aber nicht mehr vorderhand auf individuell gewonnenes, hochgradig selektives pressepraktisches Erfahrungswissen, sondern war als Aus-

gangspunkt eines methodisch geregelten, erfahrungswissenschaftlichen Erkenntnisgewinns neu klassifiziert. Erfahrungen und Tatsachen, wie sie aus der genuin fachwissenschaftlich gelenkten Beobachtung des vorab von ihm definierten Objektbereichs der Zeitungskunde resultierten, waren für ihn das Fundament eines induktiven zeitungskundlichen Erkenntnisprozesses. Zeitungskundliche Begriffe und Theorien hatten der Wirklichkeit zu entspringen und nicht umgekehrt. Sachlich und systematisch reflektiert, stimulierten persönliche praktische Erfahrungen für Everth Erkenntnisinteressen, lieferten der Wirklichkeit entnommene und damit realitätsbezogene Kategorien und Kriterien zeitungskundlicher Theoriebildung und konnten so die Zeitungskunde „in die Tiefe und hinauf zur Systematik“ führen (Everth, 1927a, S. 50).

Solchermaßen erkannte Everth für sich in den Leitprinzipien eines sozialverantwortlichen Journalismus, wie sie seine journalistisch-publizistische Praxis gerahmt und orientiert hatten, originäre normative Festsetzungen, die nicht nur seitens der Gesellschaft an den Journalismus herangetragen werden und seine Funktionsweise und Struktur innerhalb der Gesellschaft mitbestimmen, sondern die auch in einer zeitungskundlichen Reflexion von Journalismus und Presse unbedingt zu berücksichtigen sind. Dies meinte für ihn vor allem, dass der erfahrungsstrukturiert und subjektiv beobachtete und wahrgenommene, seitens der Gesellschaft gesetzte normative Rahmen von Journalismus, Presse und Öffentlichkeit weder zu ignorieren oder einfach naturalistisch zu übernehmen, sondern zu diskutieren und zu hinterfragen war. Mittels erfahrungswissenschaftlicher Reflexion seines praktischen Erfahrungswissens, erarbeitete Everth so eine Zeitungstheorie, die sich für das Funktionieren öffentlicher Kommunikation interessiert und die Wechselwirkungen zwischen Gesellschaft und Öffentlichkeit reflektiert.

Damit hat Everth dezidiert den engen Begründungszusammenhang zwischen praktizistischer Journalismustheorie und standespolitischer Rhetorik aufgebrochen. Selbst wenn die große Bedeutung und Funktion von Journalismus und Presse für die Koordination der modernen Gesellschaft und die Orientierung in einer interessenpluralen Öffentlichkeit unter den zeitgenössischen Fachvertretern zu einer zeitungskundlichen Grundeinsicht gehörte, wurde doch diese Einsicht in der Theoriebildung zumeist nur in normativ-onto-

logische und subjektivistische Denkmotive übersetzt. Üblich war es, die richtige Einsicht in die gesellschaftliche Schlüsselrolle von Journalismus und Presse für das Herstellen von Öffentlichkeit mittels journalistischer Begabungsideologien und Tugendlehren kurzsichtig auf das richtige Handeln und Tun begabter und talentierter Persönlichkeiten zu verkürzen. Entsprechend waren die dahinterstehenden Kommunikationskonzepte kommunikatorzentriert als elitäre, einseitige und vertikale Kommunikationsprozesse modelliert: oben der aktive, engagierte, wortmächtige Journalist, unten ein passives Publikum, das es nur zu beeinflussen gilt.

Everth brach mit solchen Vorstellungen konsequent und entwarf eine originäres Verständnis von Kommunikation als sozialen Prozess: öffentliche Kommunikation als hin- und hergehenden, wechselseitigen Vermittlungsprozess zwischen Presse und Publikum. Journalist und Publikum spielen dabei in seiner Zeitungstheorie eine gleichwertige Rolle und tragen jeweils ihren Teil zum Gelingen öffentlicher Kommunikation bei: Der Journalist, indem er als Sachwalter und Vermittler öffentliche Kommunikation initiiert, das Publikum, indem es die gesellschaftliche Vermittlung öffentlicher Interessen überhaupt nachfragt und kontrolliert, wie die Journalisten ihre sozialverantwortliche Aufgabe wahrnehmen. Zugleich war öffentliche Kommunikation für Everth immer in gesellschaftliche und organisatorische Kontexte eingebettet. Er sah den Journalist immer zuerst als Abhängigen in einem komplexen organisatorischen Gefüge namens Journalismus, der eine gesellschaftliche Funktion, eben das Vermitteln öffentlicher Interessen erfüllt. Davon ausgehend entwickelte er eine originär sozialwissenschaftliche Sicht auf Journalismus, Presse und Öffentlichkeit, in der sich funktionale und organisationssoziologische Denkmotive wechselseitig ergänzten. Normativer und realpolitischer Horizont seiner Theorie ist die demokratisch verfasste Gesellschaft, die die gesellschaftliche Funktion der journalistischen Profession festlegt, sozialverantwortlich öffentliche Interessen zu vermitteln. Vom Standpunkt einer interessenorientierten Wechselwirkung zwischen Presse, Politik und Publikum geriet ihm so Öffentlichkeit als eine allen zugängliche Sphäre des demokratischen Ausgleichs und der diskursiven Vermittlung von Interessen in den Blick. In diesem Sinne füllte er seine Zeitungstheorie zuletzt mit einem pressethischen Kern, der sich an dieser Schlüsselfunktion

von Journalismus und Presse in einer modernen Gesellschaft und Öffentlichkeit orientierte und von der Zeitungskunde als praktische Pressemoral zur Reflexion an die Praxis weitergegeben werden sollte.

Trotz der Originalität und des hohen Niveaus dieses Fach- und Theorieprogramms, mit Erfolg durchsetzen konnte sich Everth in der zeitungskundlichen Fachgemeinschaft der 1920er- und frühen -30er-Jahre nicht. Das abrupte Ende seiner wissenschaftlichen Tätigkeit und die politische Denunziation seines Wirkens nach der nationalsozialistischen Machtübernahme sind weitere Gründe für eine weitgehende Wirkungslosigkeit – mit langfristigen Folgen. Heute sind sein Name und seine Texte im Fach kaum noch bekannt und erst recht sind seine Leistungen als Vordenker des Selbstverständnisses der Kommunikationswissenschaft als Integrationsdisziplin und einer auf „Öffentliche Kommunikation“ fokussierten disziplinären Perspektive größtenteils vergessen. So spielte es in den Debatten im Prozess der sozialwissenschaftlichen Modernisierung und Umorientierung der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft hin zur Kommunikationswissenschaft in den 1960er- und -70er-Jahren kaum eine Rolle, dass viele der dort diskutierten Ideen keineswegs neu waren. Und noch heute denkt man sicher nicht zuerst an Everth, wenn man die historische

Identität des Selbstverständnisses der Kommunikationswissenschaft namhaft machen will.

Damit sind die in den Untersuchungen gewonnenen Resultate insgesamt gleichermaßen für die Fachgeschichte der Kommunikationswissenschaft wie für das heutige Selbstverständnis der Kommunikationswissenschaft relevant, womit die Dissertation nachdrücklich die generelle Erkenntniskompetenz und -relevanz historischer Forschung und deren Metafunktion für Prozesse der disziplinären Selbstreflexion unterstreicht. So konzipierte Everth das Urmodell des heute die Kommunikationswissenschaft auszeichnenden Integrationsprozesses, in dem verschiedenste Konzepte aus dem interdisziplinären Zusammenhang gegenstandsadäquat und problemorientiert in eine exklusive kommunikationswissenschaftliche Fachperspektive übersetzt werden, die sich für die Erforschung öffentlicher Kommunikationsprozesse und ihrer sozialen Kontexte sowie die soziale Organisation von Medien interessiert. Zugleich verweist sein zeitungskundliches Wirken exemplarisch auf die Wurzeln des noch heute permanenten Wissenstransfers zwischen kommunikationswissenschaftlicher Forschung und Medienpraxis und dessen hohe Relevanz für die Theoriebildung zum Problem „Öffentliche Kommunikation“.

Bibliographie:

- Averbeck, S. & Kutsch, A. (2002). Thesen zur Geschichte der Zeitungs- und Publizistikwissenschaft 1900-1960. In: *medien & zeit*, 17 (2-3), S. 57-66.
- Everth, E. (1909). *Der Bildrahmen als ästhetischer Ausdruck von Schutzfunktionen*. Halle/Saale.
- Everth, E. (1926). Was kümmert Zeitungskunde den Pressemann? In: *Deutsche Presse*, 16 (50/51), S. 8-9.
- Everth E. (1927a). Karl Bücher und die Zeitungskunde. Zu seinem 80. Geburtstage. In: *Minerva-Zeitschrift*. Nachrichten für die gelehrte Welt, 3 (3), S. 49-54.
- Everth, E. (1927b). *Zeitungskunde und Universität*. Antrittsvorlesung. Gehalten am 20. November 1926. Jena.
- Everth, E. (1928). *Das Studium der Zeitungskunde an der Universität Leipzig*. Leipzig.

- Everth, E. (1931). *Die Öffentlichkeit in der Außenpolitik von Karl V. bis Napoleon*. Jena.
- Koszyk, K. (1997). Zeitungskunde in der Weimarer Republik. In: Fünfgeld, H. & Mast, B. (Hg.), *Massenkommunikation*. Ergebnisse und Perspektiven. Festschrift für Gerhard Maletzke. Opladen, S. 29-49.
- Szöllösi-Janze, M. (2000). Lebens-Geschichte – Wissenschafts-Geschichte. Vom Nutzen der Biographie für Geschichtswissenschaft und Wissenschaftsgeschichte. In: *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte*, 23 (1), S. 17-35.
- Zetterberg, H.L. (1962). Theorie, Forschung und Praxis in der Soziologie. In: König, R. (Hg.), *Handbuch der empirischen Sozialforschung*. Stuttgart, Bd. 1, S. 65-104.

Erik KOENEN

Dr. phil., Magister Artium (Soziologie, Kommunikations- und Medienwissenschaft, Germanistik), ist seit 2012 an der Universität Bremen Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für historische Publizistik, Kommunikations- und Medienwissenschaft (IPKM), Fachgebiet Kommunikationsgeschichte und Medienwandel, sowie Mitglied des Zentrums für Medien-, Kommunikations- und Informationsforschung (ZeMKI). Forschungsschwerpunkte: Fach-, Theorie- und Wissenschaftsgeschichte, Kommunikations- und Mediengeschichte, Soziologie der Kommunikation und Medien.

Aktuelle Publikationen:

- Koenen, E. (2015). 100 Jahre kommunikationswissenschaftliche Fachtradition in Leipzig: von der akademischen Spezialität zur Wissenschaft von der Mediengesellschaft. Eine Institutsgeschichte im Spannungsfeld von Ideen, Ideologien und Interessen. In: *medien & zeit*, 30 (3), S. 15-31.
- Koenen, E. & Sanko, C. (2016). Communication Studies as Social Science. Trajectories of the Envolvement and Institutionalization of the Socio-scientific Paradigm in German Communication Studies, 1960s-1980s. In: *Revista Famecos. Mídia, Cultura i Tecnologia*, 23 (3), (DOI: <http://dx.doi.org/10.15448/1980-3729.2016.3>).

Rezensionen

ANDREAS HEPP, MONIKA ELSLER, SWANTJE LINGENBERG, ANNE MOLLEN, JOHANNA MÖLLER & ANKE OFFERHAUS: *The Communicative Construction of Europe. Cultures of Political Discourse, Public Sphere and the Euro Crisis*. Houndmills, Basingstoke: Palgrave, McMillan, 2016, 299 Seiten

Es war ein wenig ruhig geworden, um das Thema Europa in der Kommunikationswissenschaft. Ein Boomthema seit den 90er Jahren und auch noch im letzten Jahrzehnt, sind Fragen nach Europa, europäischer Identität und europäischer Öffentlichkeit etwas aus dem Fokus gerückt. Zu konsolidiert, zu gefestigt und inzwischen auch zu unübersichtlich schienen wohl die Forschungsbefunde und die oft weithin ziemlich identischen Replikationen von Detailanalysen zu noch einem Thema in der europäischen Qualitätspresse. Und auch das Wettrennen um Drittmittelfinanzierung hatte sich in der Zwischenzeit auf andere Konjunkturthemen verlagert. Dabei haben die scheiternden Verfassungsreferenden in verschiedenen EU-Ländern, einiges Unbehagen mit dem Vertrag von Lissabon, und schließlich die Euro-Krise(n), die Griechenlandkrise und die Herausforderung eine europäische Linie für den Umgang mit Geflüchteten zu finden, die Stabilität des Europäischen Einigungsprozesses infrage gestellt. Das Votum für den Brexit und damit das erstmalige Ausscheren eines Mitgliedslandes aus der Gemeinschaft scheinen die Krisen rund um Europa zu einer existentiellen Bedrohung zu verdichten. Die soziale Realität meldet Europa als ein Thema, um das man sich zu kümmern hat, zurück auf die Agenda. Und mit der Arbeit von Hepp und Kolleginnen liegt nun frisch ein Buch vor, das genau zur rechten Zeit die richtigen Fragen dazu stellt und neue Antworten liefert.

Dieses Buch ist das Kondensat von verschiedenen Phasen des Projekts „The Transnationalization of Public Spheres in the EU“, die insgesamt 12 Jahre andauernden und im Rahmen des DFG-geförderten Forschungsschwerpunkts „Transformations of the State“ realisiert worden sind. Teilbefunde und Ergebnisse aus früheren Projektphasen sind in unterschiedlicher Form publiziert worden, insbesondere der existierende Output zu den News-room-Kulturen in Europa und zur Beschreibung einer europäischen Öffentlichkeit als mehrfach-

segmentiert sind dabei auch breit rezipiert worden. Dieser abschließende Band führt die zentralen Befunde der verschiedenen Projektphasen noch einmal konzentriert und aktualisiert aus und fügt die Eindrücke der letzten Projektphase hinzu. Das Buch wird als das gemeinsame intellektuelle Produkt des gesamten Projektteams vorgestellt, auch wenn dokumentiert wird, wie es für die verschiedenen Kapitel des Buches jeweils Autoren(teams) gegeben hat, die federführend für die einzelnen Abschnitte hauptverantwortlich zeichnen. Bei der Lektüre fällt dies aber wenig ins Gewicht, das Buch lässt sich gut als eine Gesamtschau lesen und wirkt nicht wie eine Kompilation aus Fragmenten.

Nach der allgemeinen Einleitung wird das theoretische Fundament des Bandes gelegt. Der Diskurs über die europäische Öffentlichkeit, das wird hier nachgezeichnet, war lange Zeit wesentlich von der Frage nach der Legitimation und (Un-)Möglichkeit einer europäischen Öffentlichkeit, nach dem Vorbild nationalstaatlicher Öffentlichkeiten gekennzeichnet. Ausgehend von der Rekonstruktion dieses Diskurses wird der Weg hin zu einem Verständnis von Europa als kommunikativer Konstruktion gelegt. Es wird dabei nicht intensiv auf das Konzept des kommunikativen Konstruktivismus – wie ihn im deutschsprachigen Raum sonst vor allem Reiner Keller, Hubert Knoblauch und Jo Reichertz als eine Art Fortführung des Sozialkonstruktivismus nach Berger und Luckmann betreiben, indem sie diesen kommunikationstheoretisch reformulierten – eingegangen, mit dem sich Hepp in jüngeren Publikationen in verschiedener Weise beschäftigt hat. Das Verständnis der kommunikativen Konstruktion bleibt aber daran anschlussfähig bzw. speist sich aus dem selben Geist. Europäische Öffentlichkeit wird in diesem Sinne eben gerade nicht als eine Reproduktion nationaler Öffentlichkeiten auf einer höheren Ebene verstanden, sondern als ein verdichteter Kommunikationsraum (thickened communicative space, S. 25) beschrieben, innerhalb dessen sowohl Europa als eine Gesellschaft wie auch die Bedeutung(en) der Institutionen der EU durch das Zusammenwirken verschiedenster Medienkanäle, Kommunikationsverbindungen und Akteure kommunikativ konstruiert werden. Dieser kommunikative Prozess wird dann empirisch aus verschiedenen Perspektiven in den Blick genommen. Mit Fokus auf professionelle Kommunikatoren, also Journalisten und ihre Thematisierungsstrategien und Handlungslogiken, mit Inhalten von Massenme-

dien und digitaler Kommunikation(snetzwerke). Sowie schließlich – und dies ist eine Facette, die in der kommunikationswissenschaftlichen Europaforschung sonst oft zu kurz gekommen ist – die Befassung mit und kommunikative Konstruktion von Europa aus Sicht von Teilhabenden an Öffentlichkeitsprozessen, europäischen Medienpublika bzw. einer europäischen Bürgerschaft.

Die empirischen Studien, die in der immensen Projektlaufzeit entstanden sind und extrem materialreich gesättigte Befunde erlauben, wurden in Österreich, Großbritannien, Dänemark, Frankreich, Deutschland und Polen erhoben. Die Zusammensetzung des Nationensamples erlaubt dabei gut ausgewogene und vielschichtige Rückschlüsse darauf, wie Europa in Staaten mit unterschiedlichen Haltungen gegenüber der EU, unterschiedlichen Rollen als Mitgliedsländern und auch unterschiedlichen Journalismus- und nationalen Diskurskulturen verhandelt und konstruiert wird.

Die Perspektive auf Journalisten sieht diese relevante Beiträger zur kommunikativen Konstruktion, macht ihre Handlungen und kommunikativen Leistungen aber nicht einfach an der einzelnen Person oder am konkreten Medium, für das sie arbeiten, fest, sondern versucht Diskurskulturen herauszuarbeiten, in denen verwurzelt die Kommunikatoren agieren. Journalisten agieren nicht einfach im luftleeren Raum, sondern in komplexe kulturelle Formationen und Prägungen eingebunden, die sich in der Art der medialen Aufbereitung von Themen niederschlagen. Durchgeführt wurden hierzu Beobachtungsstudien in Newsrooms der verschiedenen Nationen, die durch Interviews mit leitenden Redakteuren und Korrespondenten ergänzt wurden. Besonders interessant werden dabei Routinen der journalistischen Themenselektion und -aufbereitung für transnationale Berichterstattung dahingehend befragt, wie diese jeweils mit dem journalistischen Selbstverständnis, dem Publikumbild, Einstellungen gegenüber der EU und der Einschätzung der Bedeutung der EU und anderer Länder in der Welt zusammenhängen. Aus der Verknüpfung von Journalistenmerkmale und Publikumsvorstellungen seitens der Journalisten wird eine Art Rollentypologie (Analyst, Ambassador, Reporter, oder Caterer: S. 69 ff.) entwickelt. Diese wird im zweiten empirischen Teilschritt wieder aufgegriffen.

Dieser besteht aus einer intensiven quantitativen Langzeit-Inhaltsanalyse von politischer Berichterstattung seit den 1980er Jahren (also über die oftmals magische Maastricht-Grenze von 1992

hinaus). Die Untersuchung wird nach vertikaler, horizontaler Europäisierung und Identifikationen mit Europa, etwa durch „Wir-Referenzen“ dimensionalisiert. Hier gibt es zunächst einen sehr schönen kompakten Überblick über Traditionen und Tendenzen von Inhaltsanalysen zur Europäisierung nationaler Öffentlichkeiten, die in großer Zahl vorliegen. Eine Variation, die im vorliegenden Projekt unternommen wurde, besteht darin, dass hier, anders als verbreitet, nicht auf EU-spezifische Themen oder Ereignisse abgestellt wurde, sondern eine breitere Variation von Themen in die Analyse einbezogen wurde. Insgesamt aber ist dies sicherlich jener Teilbereich der Studie, der am direktesten an eine konventionelle Forschung zur europäischen Öffentlichkeit anschließt und vergleichsweise weniger innovativ scheint. Die Ergebnisse werden (S. 107) in ihrer Tragfähigkeit kritisch eingeschätzt, denn die Inhaltsanalyse sagt eben zuerst immer etwas darüber aus, was in der Zeitung stand, nicht darüber wie dies in der öffentlichen Meinung präsent war oder die kommunikative Konstruktion Europas beeinflusst (hat). Allerdings ist auffallend, dass sich eine mehrfachsegmentierte Europäisierung der Öffentlichkeit weithin als stabil ausmachen lässt.

Im letzten empirischen Teilabschnitt geht es dann auf verschiedene Art um Europa aus Publikums-sicht und um die Aneignung von Europa und der Eurokrise durch Publikumsangehörige, deren Kommunikationsrepertoires und transnationale Verbindungen. Zunächst wird anhand von Online-Verlinkungen und Online-Foreneinträgen gezeigt, dass der Krisengipfel 2012 einen Anker angeboten hat, der es Social-Media-NutzerInnen ermöglicht hat, sich an Themenöffentlichkeiten und -gemeinschaften anzukoppeln und sich so an kommunikativen Konstruktionsprozessen zu beteiligen. Den empirischen Schlussakkord zeigt schließlich eine komplexe qualitative Untersuchungsanordnungen, die verschiedene Datenerhebungsverfahren gekonnt zueinander in Beziehung setzt. In diesem Fall werden Tiefeninterviews mit über 180 „normalen Menschen“ aus den sechs verschiedenen Ländern mit Medientagebüchern und selbstgezeichneten Netzwerkkarten der kommunikativen Verbindungen dieser Personen verbunden. Diese qualitativen Befunde werden wiederum sehr kompakt und doch detailreich präsentiert und in eine abschließende Diskussion überführt, die die unterschiedlichsten Elemente, Eindrücke und Ergebnisse aus der weitläufigen Empirie zusammendenkt.

Die Krise, so zeigt sich mehrfach, ist gerade kein Element, das die Konstruktion bzw. konstruktive Auseinandersetzung mit Europa zum Erliegen bringt, sondern ein aktivierendes Element, das die Beschäftigung mit der Frage, welches Europa wir uns wie vorstellen und welches Europa wir haben wollen, in den Vordergrund bringen kann. Es ist anzunehmen, dass die Ereignisse der Jahre 2015 und 2016 entsprechende Tendenzen weiter anfachen und unterstützen können. Ebenso ist es durchaus plausibel zu denken, dass sich durch rezente Entwicklungen bestimmte Haltungen gegenüber Europa verändern können und sich Zwischenstände im fortlaufenden Prozess der kommunikativen Bedeutungskonstruktion für Europa neue oder andere Aspekte stärker bemerkbar in den Vordergrund drängen. Es ist also für weitere Forschung nach dem Muster der hier angestrebten Studien, für das Aufgreifen der Konversation über Europa, die hier angeboten wird, Bedarf gegeben. Damit diese gut gelingt, wird nach den 231 Seiten Text bis zum Ende des Buches ein umfangreicher Appendix zu methodologischen Fragen der Studien angeschlossen.

Ein Kernargument des Buches von Hepp und Kolleginnen liegt darin, eine Unterscheidung zwischen dem Europa der EU-Institutionen und einem Europa als Lebenswelt und transnationalem Kommunikationsraum herauszuarbeiten. Sie zeigen, dass man über das Thema Europa kommunikationswissenschaftlich noch sehr erfrischend und mit Erkenntnisgewinn nachdenken kann und aktuell auch wieder muss – denn zu Europa ist keineswegs alles gesagt. Zugleich lässt sich der hier eingeschlagene Weg vielleicht auch noch einen Schritt weiter gehen, und nach der Bedeutung Europas für die Lebenswelt von Menschen suchen, ohne die Euro-Krise und damit doch wieder ein als „europäisch“ oder die EU-betreffendes Thema zum Kristallisationspunkt der empirischen Annäherung zu machen.

Die kommunikative Konstruktion Europas ist ein komplexer, vielschichtiger und vielgestaltiger Prozess, der auch abseits der politischen Bedingungen, die ihn rahmen, Ausdrucksformen findet. Ein möglicher Weg sich auch dieser kommunikationswissenschaftlich anzunehmen, findet sich in diesem Buch.

Christian Schwarzenegger,
Augsburg

ERNST JÜNGER & ANDRÉ MÜLLER:
Gespräche über Schmerz, Tod und Verzweiflung. Herausgegeben von
Christophe Fricker. Köln, Weimar,
Wien: Böhlau Verlag 2015, 234 Seiten

„Mir fällt es nicht leicht, die richtigen Worte zu finden, um zu beschreiben, wie viel dieses Gespräch mir bedeuten würde. Ich bin überzeugt, daß es in Deutschland heute niemanden gibt, der berufener wäre, sich zum gegenwärtigen Zustand unseres Planeten zu äußern. Sie haben ja so vieles vorausgesehen.“ (S. 25)

Mit einem Brief richtet sich der Ausnahme-Interviewer André Müller (1946-2011) im April 1989 an sein Idol, den Schriftsteller Ernst Jünger (1895-1998). Nach einer langwierigen Kontaktaufnahme kommt es im November des gleichen Jahres zu einem Treffen der beiden Umstrittenen, bis 1996 folgen vier weitere. Müller, dessen eigenwillige Gesprächsführung sich auch im Austausch mit Jünger manifestiert, bereitet sich akribisch vor; die im vorliegenden Band – der die Verbindung zwischen Müller und Jünger vorbildlich dokumentiert und zugänglich macht – faksimilierten Dokumente geben einen Einblick in seine Arbeitspraxis; sie unterstreichen aber auch den Umstand, dass ein Treffen mit dem Autor ein regelrechtes „Lebensziel“ (S. 26) ist. Jünger, der in den Briefen, die dem ersten Gespräch vorangehen, stets höflich doch auch vorsichtig unverbindlich bleibt, öffnet sich nach und nach dem unnachgiebigen, doch keineswegs uncharmanten Müller. In fast gleich hohen Anteilen bringen sich beide ein, es kommt zu einem freundlichen, dann auch freundschaftlichen, ja zärtlichen Miteinander.

Müllers unverkennbarer Stil bleibt aber auch bei diesem Gesprächspartner, den er verehrt und für den er sich auch im Rahmen öffentlicher Debatten einsetzt, unübersehbar: Er bringt sich ein, unterbricht, gibt persönliche Details preis. Seine Gespräche – denn diese nicht zuletzt auch literarisch lesbare Kategorie scheint m.E. der richtigste Begriff zur deskriptiven Beschreibung zu sein – werden in den großen Zeitungen des deutschsprachigen Raums publiziert, seine radikale Skepsis am klassischen Dialog und am konventionellen journalistischen Interview kalkulieren die Option des Scheiterns mit ein. Auf Augenblicke der (Selbst-)Erkenntnis abzielend, kennt Müller keine Scheu vor heiklen oder sogenannten großen Fragen. Die vorliegende Edition, auf Tonbändern und einer Vielzahl schriftlicher Quellen

basierend, macht dies einmal mehr deutlich. Die Shoah ist ebenso Thema wie der Tod eines der Söhne Jüngers, auch Sexualität und Intimität, zwei bei Jünger oft nur indirekt behandelte Felder, kommen zur Sprache.

Die Gespräche mit Jünger, der sich nicht nur wegen seiner Lebensdaten als Jahrhundertautor beschreiben lässt, fallen in dessen letzte Schaffensphase. Sein Oeuvre, das nicht einfach nur eine Kanonisierung sondern vielmehr durch eine „Wanderung durch mehrere Kanonbildungen“ (Segeberg, 2012, 107) mitgeprägt ist, liegt zum Zeitpunkt des Austauschs mit Müller in zwei umfangreichen Werksausgaben und zahlreichen Editionen vor, eine Fülle an Sekundärliteratur (für einen historischen bzw. aktuellen Überblick vgl. des Coudres 1970 bzw. Jahn 2015) spiegelt die Bedeutung, aber auch die unausgesetzten Diskussionen um Werk und Leben dieses mitunter schwer greifbaren Beobachters. Neben zeit-historischen Einsprengseln ist deshalb auch immer wieder die Gesamtheit von Jüngers Schaffen – vom erlebnishungrigen *In Stahlgewittern*, der politischen Publizistik, über den widerständigen Schlüsselroman *Auf den Marmorklippen* (vgl. hierzu Van linthout, 2012, S. 233; Adam, 2013, S. 304–307) und die Diarien des Zweiten Weltkriegs, hin zu später Prosa, zeitdiagnostischer Essayistik und dem Tagebuchzyklus *Siebzig verweht* – Thema des Austauschs als auch Anstoß neuer, im Band ebenfalls kontextualisierter Debatten.

Der Haltung des Beobachtenden, die sich mannigfaltig in Jüngers Schriften als auch in seinen Gesprächsanteilen zeigt, macht die zwischen ihm und Müller immer wieder (und auch: immer wieder neu) auftauchende Forderung nach ständiger Reflexion als Selbstforderung begreifbar. Der pessimistische Realist Müller und der kämpferisch-rüstige Optimist Jünger ringen dem Titel des Bandes gemäß tatsächlich um nichts weniger als um (den Umgang mit) *Schmerz, Tod und Verzweiflung*. Der Jüngere bringt den Älteren – dessen Antworten gelegentlich mit „ich weiß es nicht mehr“ (S. 57) auch im Gestus des Vergessenden münden – dazu, seine Gegenwärtigkeit ganz direkt zu beweisen. Als genauer Kenner von Jüngers philosophischem Spätwerk *An der Zeitmauer* lässt er im Austausch nach und nach dessen zyklisches Geschichtsbild hervortreten, in dem sich durch das Dagegenhalten eines bewahrenden wie auch sich bewährenden Denkens ein Verhältnis zwischen Katastrophe und Haltung stiften lässt. Doch Müller will, und das macht diesen sensationellen Fund einmal mehr auch zu einem literarischen Er-

eignis, auch selbst als Autor angenommen, gelesen und vor allem auch richtig verstanden werden: „Ich bin kein Journalist. Sie lesen ja nur leider Turgenjew und nicht André Müller. Ich schreibe ja auch Prosa. Ich bin überhaupt kein Journalist.“ (S. 137) Sein programmatisches literarisches Selbstverständnis schuldet Jüngers Poetik viel. Wenig zufällig ist eine von Müllers Gaben, wie sich nachlesen lässt, an Jünger die Erzählung *Gedankenvernichtung* (Müller, 1984) – ein Text, der unter dem Eindruck der vorliegenden Edition ebenfalls mehr als nur eine neue Facette gewinnt.

Erhellend und streckenweise auch sehr unterhaltsam hat man mit dem vorliegenden Band retrospektiv Anteil an einem vielfältigen Austausch und der Entwicklung einer Freundschaft zwischen zwei Eigenwilligen, die weniger ungleich sind als es auf den ersten Blick scheinen mag. Die sich verschiebenden Umstände und (technischen) Rahmenbedingungen, die stets mitreflektiert und teilweise ganz direkt verhandelt werden, machen *Gespräche über Schmerz, Tod und Verzweiflung* zu einem wichtigen Buch über Ernst Jünger, vor allem aber auch über André Müller. Sein in jeder Hinsicht schonungsloser Zugriff auf Jünger – der ihn als Sprechenden und Denkenden *mit-meint* – ist darüber hinaus exemplarisch für einen wünschenswert reflektierten Umgang mit einem nicht selten vorschnell abgetanen Autor: „Die Unvollkommenheit der Welt, die ist sehr peinlich“ (S. 67).

Bibliographie:

- Adam, C. (2013). *Lesen unter Hitler*. Autoren, Bestseller, Leser im Dritten Reich. Frankfurt a. M.
- des Coudres, H.P. (1970). *Bibliographie der Werke Ernst Jüngers*. Stuttgartart.
- Jahn, B. (2015). Jünger, Ernst. In: Hagedstedt, L. (Hg.), *Deutsches Literatur-Lexikon*. Das 20. Jahrhundert. Biographisch-Bibliographisches Handbuch. Vierundzwanzigster Band: Jonke – Kafitz. Berlin. Sp. 102–165.
- Müller, A. (1984). *Gedankenvernichtung*. Wien.
- Segeberg, H. (2012). Von Kanon zu Kanon. Ernst Jünger als Jahrhundertautor. In: Beilein, M., Stockinger, C. & Winko, S. (Hg.), *Kanon, Wertung und Vermittlung*. Literatur in der Wissensgesellschaft. Berlin. S. 107–120.
- Van linthout, I. (2012). *Das Buch in der nationalsozialistischen Propagandapolitik*. Berlin.

Thomas Ballhausen,
Wien

MARTINA THIELE (2015): *Medien und Stereotype. Konturen eines Forschungsfeldes*. Bielefeld: transcript Verlag, 501 Seiten.

Stereotype sind allgegenwärtig, sie beeinflussen nicht nur die individuelle Selbst- und Fremdwahrnehmung sondern in weiterer Folge auch das soziale Miteinander. Ausgestattet mit dieser enormen gesellschaftlichen Relevanz erfreut sich die Auseinandersetzung mit Stereotypen, ihrer Entstehung und ihren möglichen Funktionen, als deren Ausgangspunkt häufig Walter Lippmanns 1922 veröffentlichtes Werk *Public Opinion* gesetzt wird, seit nunmehr über 90 Jahren am regen Interesse unterschiedlicher sozialwissenschaftlicher Disziplinen. Die Rolle der Massenmedien als Konstrukteurinnen und Vermittlerinnen stereotyper Inhalte wurde dabei jedoch nicht immer ausreichend berücksichtigt. Zugleich wurden von der Sozialpsychologie, der Linguistik, der Politik- sowie der Geschichtswissenschaft geleistete Impulse in der Kommunikations- und Medienwissenschaft nur teilweise aufgegriffen. Vor dem derart skizzierten Hintergrund widmet sich Martina Thiele, assoziierte Professorin am Fachbereich Kommunikationswissenschaft der Paris-Lodron-Universität Salzburg, in ihrer 2015 veröffentlichten Habilitationsschrift der

„wechselvollen Geschichte der Stereotypenforschung innerhalb der Kommunikations- und Medienwissenschaft sowie [ihren] interdisziplinäre[n] Bezüge[n].“ (S. 17)

Unter Berücksichtigung der Sozial-, Fach- und Theoriegeschichte geht sie in zwei umfassenden Metaanalysen der Frage nach,

„wer im deutschsprachigen Raum, in wessen Auftrag, unter Zuhilfenahme welcher Methoden und mit welchen Ergebnissen Stereotypenforschung betrieben hat.“ (S. 19)

Die erste Metaanalyse orientiert sich methodisch an der Systematik einer Inhaltsanalyse und zielt auf Vollständigkeit. In den Blick genommen werden hier alle Beiträge zu Medien und Stereotypen, die im Untersuchungszeitraum (1947-2011) in den deutschsprachigen kommunikationswissenschaftlichen Fachzeitschriften *Publizistik* sowie *Rundfunk und Fernsehen* beziehungsweise *Medien & Kommunikationswissenschaft* erschienen sind. Die zweite Metaanalyse beruht auf einer hermeneutisch-deskriptiven und an der Methodik der Grounded

Theory ausgerichteten Vorgehensweise und wagt einen Blick „über den Tellerrand“. Berücksichtigt werden hier nicht ausschließlich kommunikationswissenschaftliche Studien, sondern auch solche, die außerhalb dieser disziplinären Grenzen „einen wesentlichen Beitrag zur Erforschung medial erzeugter und vermittelter Stereotype leisten.“ (S. 163) Stereotype versteht Martina Thiele dabei recht offen gefasst als Eigenschaften beziehungsweise Qualitäten,

„die als verbunden mit Kategorisierungen von Personen, Gegenständen, Situationen oder auch abstrakten Dingen und Ideen wahrgenommen werden.“ (S. 96)

Das stolze 501 Seiten umfassende Werk gliedert sich in vier Teile, einen ersten Eindruck vom hohen Reflexionsgrad der vorliegenden Monographie bieten bereits die vorangestellten Anmerkungen zu „Formalia“, in denen der gewählte Sprachgebrauch erläutert wird. Nach einleitenden Worten zu Relevanz und Aufbau der Arbeit findet in Teil A eine Beschäftigung mit Begriffen und Theorien statt. Dabei werden Stereotype in einem ersten Schritt nicht nur in sich ausdifferenziert, sondern begrifflich auch von verwandten Phänomenen wie beispielsweise Vorurteilen oder Feindbildern abgegrenzt. In einem zweiten Schritt wird die Tradierung von Stereotypen und die Rolle von Medien als Instanzen der Sozialisierung beleuchtet und die kernel-of-truth-debate, die nach dem Wahrheitsgehalt bestehender Stereotypen fragt, nachgezeichnet. Die in einem dritten Schritt angestellte, ausgefeilte Kritik am, in Teilen der Stereotypenforschung bestehenden, Funktionalismus steht der Auseinandersetzung mit möglichen individuellen und gesellschaftlichen Funktionen von Stereotypen keinesfalls im Wege. Der vierte Schritt, der unter anderem eine Beschäftigung mit intersektionalen Ansätzen beinhaltet, kann insofern als Bereicherung des untersuchten Forschungsfeldes verstanden werden, als in der Literatur zu Stereotypen die Fokussierung auf eine einzelne Kategorie weiterhin vorherrschend ist. Dank des fünften Schrittes bleiben auch praktische Fragen der Prävention und Intervention nicht unbehandelt.

Auf diese begriffstheoretischen Ausführungen folgt mit Teil B eine wissenschaftshistorische Betrachtung der Stereotypen- und Vorurteilsforschung des 20. Jahrhunderts. Mit der Würdigung der Studien von Größen wie Walter Lippmann, Theodor W. Adorno und Henri Tajfel wird hier verdeutlicht, dass die Anfänge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Stereotypen in den USA zu finden sind.

Für den deutschsprachigen Raum nach 1945 wird eingangs am Beispiel der Figur Peter R. Hofstätters die Problematik personeller und inhaltlicher Kontinuitäten veranschaulicht. Darüber hinaus werden mit dem Frankfurter Institut für Sozialforschung aber auch zentrale Institutionen benannt und unter anderem anhand von Kripal Singh Sodhis und Rudolf Bergius Studie *Nationale Vorurteile* aufgezeigt, wie allmählich eine Annäherung an internationale Standards stattfand. In der Auseinandersetzung mit Überblicksdarstellungen sozialpsychologischer Stereotypen- und Vorurteilsforschung werden nicht nur verschiedene Ansätze und Positionen zusammengefasst, sondern auch herausgearbeitet wie diese bestimmten Wellen zugeordnet werden können. Teil B abrundend wird die Ausgangssituation sowie der Beginn der kommunikationswissenschaftlichen Stereotypen- und Vorurteilsforschung Mitte der 1960er Jahre dargelegt und argumentiert, inwiefern die „empirisch-sozialwissenschaftliche Wende“ als Katalysator ebendieser verstanden werden kann. Auf Basis dieser ausführlichen Kontextualisierung bietet Teil C einen akribisch aufgearbeiteten Überblick über kommunikationswissenschaftliche Forschung zur Verwendung und Wirkung von Stereotypen in den Medien. Nachdem eingangs die Relevanz metaanalytischer Forschung aufgezeigt und Einblick in das konkrete methodische Vorgehen gegeben wird, entfaltet sich mit der Präsentation der Ergebnisse zu räumlichen, religiösen, geschlechtlichen und sexuellen, Alters- und Berufstereotypen das Herzstück der Arbeit. Dabei wird die Forschung zu den verschiedenen Stereotypenarten nicht stur einem strikten Aufbau folgend vorgestellt, sondern entspricht vielmehr der Beschaffenheit des jeweiligen Materialkorpus. Inhaltlich gehen die einzelnen Kapitel erfreulicherweise weit über ihren gesetzten Schwerpunkt hinaus, verdeutlicht doch jedes aus seiner spezifischen Perspektive bestimmte Charakteristika, Stärken und Herausforderungen der Forschung zu Medien und Stereotypen. Anhand von Studien zu nationalen Stereotypen wird beispielsweise ins Bewusstsein gerufen, wie sehr das beschriebene Forschungsfeld von der Bearbeitung durch unterschiedlichste Disziplinen profitiert: hat doch die Geschlechterforschung wichtige Impulse in Richtung Dekonstruktion und die Sprachwissenschaft ebensolche in Richtung sensiblen Sprachgebrauchs eingebracht. Mit Blick auf die wissenschaftliche Beschäftigung mit religiösen Stereotypen wird frei gelegt, wie sehr die Schwerpunktsetzung der Forschung von realen Ereignissen, wie den Anschlägen des 11. Septembers, und publizistischen Kontroversen beeinflusst wird.

Im Anschluss an die Rezeption von Arbeiten zu Geschlechterstereotypen wird die Wichtigkeit des kritischen Hinterfragens angeblich neuer Bilder, wie jenem der „Karrierefrau“, betont. In Bezug auf Altersstereotype, die insofern eine Sonderstellung einnehmen, als sie ausnahmslos alle Menschen betreffen, wird darauf hingewiesen, dass intersektionale Ansätze zur weiteren Theoretisierung des Forschungsfeldes beitragen könnten. Und im Kontext von Berufstereotypen wird schließlich an die Gefahr erinnert, Stereotype durch ihre empirische Erforschung nicht aufzubrechen, sondern ganz im Gegenteil weiter zu tradieren. Auf diese erhellende Beschäftigung mit verschiedenen Stereotypenarten folgt, Teil C abschließend, die Zuwendung zu weiteren Beiträgen und Protagonisten der kommunikations- und medienwissenschaftlichen Stereotypenforschung.

Teil D kann schließlich als Fazit verstanden werden. Hier werden übergeordnete Ergebnisse der Einzelanalyse zusammengefasst, bestehende Forschungslücken aufgezeigt, unter Berücksichtigung von sozial- und fachhistorischen Ereignissen und Entwicklungen vier Phasen der Forschung zu Medien und Stereotypen identifiziert, theoretische Verortungen sowie epistemologische Herausforderungen benannt und somit nicht nur die Konturen des transdisziplinären Forschungsfeldes gezeichnet, sondern auch ein Ausblick in eine mögliche und erstrebenswerte Zukunft der Stereotypenforschung gegeben.

Die von Martina Thiele vorgelegte Habilitationsschrift kann durchaus als imposantes Projekt bezeichnet werden: überaus bewundernswert ist nicht nur das über 100 Seiten umfassende Literaturverzeichnis, sondern auch, und vor allem, mit welcher Liebe fürs Detail und mit welchem hohem Grad an Reflexion die Metaanalysen ebendieser Literatur durchgeführt wurden. Das entstandene Werk ist für alle am Forschungsfeld „Medien und Stereotype“ Interessierten unverzichtbar, muss aber auch jenen nahegelegt werden, die sich für die Fachgeschichte der Kommunikations- und Medienwissenschaft begeistern können. Erarbeitet werden sollte ein Überblick über ein heterogenes Feld der Wissensproduktion, entstanden ist darüber hinaus ein Plädoyer für eine kritische, vernetzt denkend und arbeitende Sozialwissenschaft, die auch Phänomene in den Blick nimmt, die sich jenseits des aktuellen Mainstreams der Forschung bewegen.

Barbara Metzler,
Wien

Empfehlung

HV HERBERT VON HALEM VERLAG

VON DER
STERN-SCHNUPPE
ZUM FIX-STERN
Zwei deutsche Illustrierte
und ihre gemeinsame Geschichte
vor und nach 1945
Tim Tolsdorff

TIM TOLSDORFF

**Von der Stern-Schnuppe zum Fix-Stern.
Zwei deutsche Illustrierte und ihre gemeinsame
Geschichte vor und nach 1945**

Öffentlichkeit und Geschichte, 7
2014, ca. 540 S., Broschur, 213 x 142 mm, dt.
EUR(D) 34,00 / EUR(A) 34,80 / sFr. 56,70
ISBN 978-3-86962-097-8

Die Erfindung der Illustrierten *Stern* durch Henri Nannen im Sommer 1948 ist einer der bestimmenden Gründungsmythen in der bundesrepublikanischen Pressegeschichte. Der Medienhistoriker Tim Tolsdorff dekonstruiert diesen Mythos und legt offen, dass Nannen zu großen Teilen das Konzept einer Illustrierten übernahm, die bis Ende 1939 in Berlin als erfolgreiches Produkt der NS-Propaganda erschien. Der Autor recherchierte in zahlreichen Archiven, wertete Zeitschriften aus und erschloss bislang unbekanntes Nachlass. Auf dieser Grundlage beleuchtet er den Einfluss erfahrener NS-Propagandisten bei Nannens Blatt und weist nach, dass der Relaunch Ergebnis eines nach wirtschaftlichen, pressepolitischen und markenrechtlichen Kriterien gesteuerten Ausleseprozesses war.

Außerdem in der Reihe *Öffentlichkeit und Geschichte* erschienen:

GEDÄCHTNIS-
VERLUST?
Geschichtsvermittlung und
ästhetik in der Mediengesellschaft
Linda Erker-Klaus Kienesberger
Erlb. vgl. 1992, Halem 2012

L. ERKER / K. KIENESBERGER /
E. VOGL / F. HAUSJELL (Hrsg.)
Gedächtnis-Verlust?
Geschichtsvermittlung und -di-
daktik in der Mediengesellschaft
Öffentlichkeit und Geschichte, 6
2013, 260 S., 9 Abb.,
EUR(D) 28,50 / EUR(A) 29,20 /
sFr. 47,60
ISBN 978-3-86962-066-4

DAS
SELBSTGESPRÄCH
DER ZEIT
Die Geschichte des Journalismus
in Deutschland 1900-1914
Thomas Birkner

THOMAS BIRKNER
Das Selbstgespräch der Zeit.
Die Geschichte des
Journalismus in Deutschland
1605 - 1914
Öffentlichkeit und Geschichte, 4
2012, 430 S., 61 Abb., 5 Tab.,
EUR(D) 30,00 / EUR(A) 30,70 /
sFr. 50,40
ISBN 978-3-86962-045-9

JOURNALISTISCHE
PERSÖNLICHKEIT
Fall und Aufstieg
eines Phänomens
Wolfgang Duchkowitzsch,
Erlb. vgl. 1992, Halem 2012

W. DUCHKOWITSCH / F. HAUSJELL /
H. PÖTTKER / B. SEMRAD (HRSG.)
Journalistische Persönlichkeit.
Fall und Aufstieg eines
Phänomens
Öffentlichkeit und Geschichte, 3
2009, 488 S., 2 Tab.,
EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 /
sFr. 49,60
ISBN 978-3-938258-82-8

THEODOR FONTANE
ALS JOURNALIST
Selbstverständnis und Werk
Dorothee Krings

DOROTHEE KRINGS
Theodor Fontane als Journalist.
Selbstverständnis und Werk
**Öffentlichkeit und Geschichte, 2
2008, 400 S.,
EUR(D) 29,50 / EUR(A) 30,20 /
sFr. 49,60
ISBN 978-3-938258-52-1**

<http://www.halem-verlag.de>

info@halem-verlag.de

Bei Unzustellbarkeit
bitte zurück an:

medien & zeit

Währinger Straße 29
A-1090 Wien

Erscheinungsort Wien,
Verlagspostamt 1180 Wien,
2. Aufgabepostamt 1010 Wien